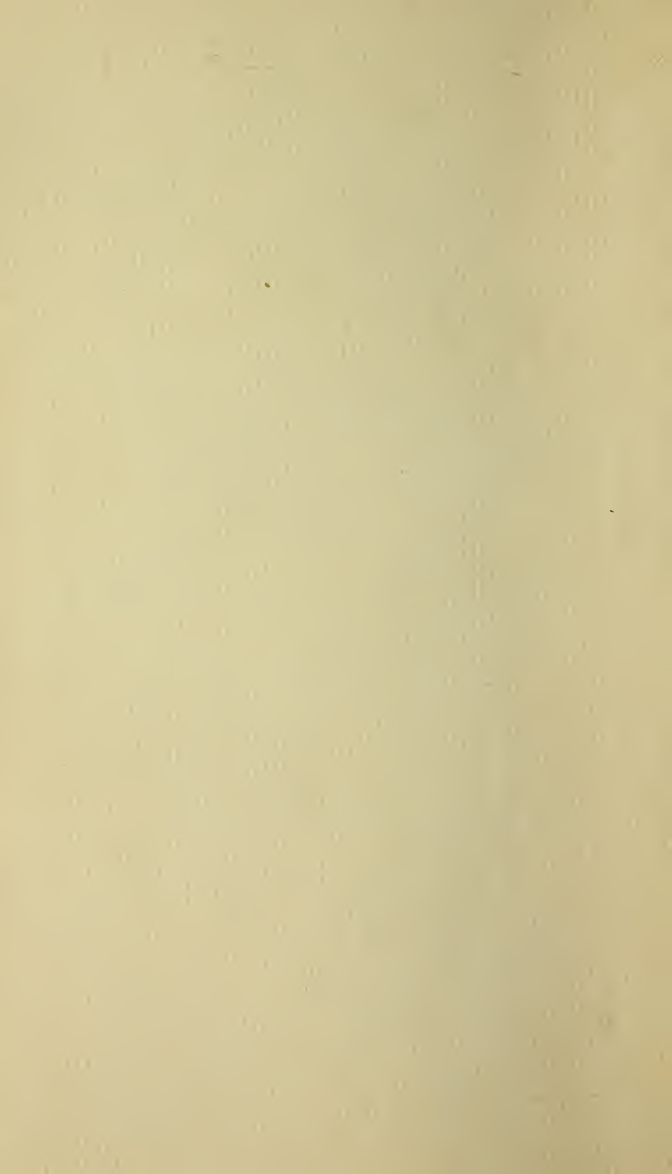


UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 905
Book HIS
Volume 8
Ser. 5

Ja 09-20M





Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Achter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Achter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1878.

305
H15

Vorwort.

Dieser neue Band des „Historischen Taschenbuch“ trägt eine Jahreszahl, welche man mit fetten Lettern drucken wird in künftigen Geschichtstabellen — 1878!

Es gibt eine Aristokratie unter den Jahrzahlen — die großen Ziffern der Weltgeschichte — neben einem Mittelstande der namhaften Zahlen zweiten Ranges und der proletarischen Masse der historisch namenlosen Zahlen. Die vornehmen großen Ziffern bezeichnen wol oft den großen Fortschritt und aber auch — die großen Schmerzen der Menschheit, während die namenlosen Zahlen, die Niemand auswendig behält, nicht selten das höchste Glück der Völker umschließen.

Das Jahr 1878 brachte die dunkelste europäische Frage, die orientalische, zu einem Abschluß, der aber doch vielmehr einen Anfang für neue dunkele Fragen bildet. Es gibt überhaupt keine rein abschließenden

159579

Stufenjahre in der Weltgeschichte, keine Epoche endet, ohne daß nicht bereits eine neue im Keim begonnen hätte, und die scheinbar rein abschließenden Ziffern — wie etwa 1648 — sind immer Unglücksziffern gewesen.

Dasselbe historische Jahr, und wäre es auch noch so scharf epochemachend, wird aber allezeit verschiedenen Nationen ein anderes sein. So war das Jahr 1878 den Russen ein Jahr des Sieges und der Enttäuschung, den Türken ein Jahr des Ruins, den Franzosen ein Jubeljahr, den Engländern ein Jahr der Ueberraschung, den Deutschen ein Jahr des Schmerzes und der Besorgniß, und der Oesterreicher stellt vielleicht einfach ein großes Fragezeichen neben dieses Jahr.

Aber es ist wol voreilig, heute schon von der Signatur eines Jahres zu reden, dessen letztes Viertel noch der Zukunft gehört. Und doch wird 1878 unter allen Umständen ein Stufenjahr bleiben, wie Europa seit 1871 keines erlebt hat.

Wo die Gegenwart selbst uns aber die größten historischen Räthsel vorlegt, da findet wol Mancher kaum Lust und Ruhe, sich mit den kleinen Räthseln der Vergangenheit zu beschäftigen. Allein die Geschichte hat das Eigenthümliche, daß wir sie in friedlicher Zeit mit größerm wissenschaftlichem Erfolg studiren, in unruhigen Tagen aber mit mehr praktischem Nutzen, daß sie eine

Lehrerin ist, von der man selten lernen will und am seltensten dann, wann sie gerade recht aufgelegt ist, Lehrstunden zu geben, und von welcher wir doch desto öfter wider Willen und zur bestimmten Stunde lernen müssen.

Jede geschichtliche Untersuchung trägt ihren Werth in sich, sofern sie uns den Gang der Volksgeschicke und das Wesen des Volksgeistes, sei es auch im engsten Rahmen, erkennen lehrt. Das Wahre um seiner selbst willen! ist die Parole der echten Wissenschaft, wie das Schöne um seiner selbst willen die Parole der echten Kunst. Und so soll man auch bei einem historischen Aufsatze zunächst nicht danach fragen, ob er unsere eigensten Zeit- und Tagesinteressen irgendwie berührt oder nicht. Allein bei all solchem Idealismus reizt es uns dann doch ganz besonders, die Gegenwart in Bild und Gleichniß der Vergangenheit zu erkennen. Man soll solchen Reiz nicht geflissentlich suchen, man soll ihm aber auch nicht aus dem Wege gehen.

Der vorliegende Band bietet in diesem Sinne — wie so mancher frühere — zwei Gruppen von Aufsätzen, deren eine uns von der Gegenwart abzieht, während die andere unsere Gedanken zur Gegenwart drängt. Und dennoch ist diese Scheidung mehr scheinbar als wirklich.

„Der Musenhof der Königin Christine von Schweden",

die „Musik in Dänemark“ und die wunderliche Sekte der „Molokanen“ sind Gegenstände der Culturgeschichte, die mit den Thatsachen, Wünschen und Hoffnungen, welche uns heute bewegen, scheinbar gar keinen Zusammenhang haben; sie bilden die friedliche, tendenzlose, die zeitferne Gruppe. Allein es wäre nicht schwer, auch hier Bezüge auf unsere nächsten Interessen zu finden. Die staatsbildende und staatszersetzende Macht einer aristokratisch einseitigen Geistescultur der Renaissance-Periode dient auch unserer heutigen Culturpolitik zur Lehre und Warnung; die socialistischen Utopien im Osten und Westen deuten auf dieselben letzten psychologischen Gründe, wie die Schwärmereien jener russischen Sekte; und der Rückblick auf den früher so lebhaften Austausch zwischen deutscher und dänischer Kunst und Literatur bestärkt uns in der Hoffnung, daß trotz des vielberedeten Artikels des Prager Friedens der alte und natürliche Culturverband zwischen deutschem und skandinavischem Germanenthum doch wieder in volle Kraft treten werde.

Die Geschichte schreitet schnell im 19. Jahrhundert; Nah und Fern, Alt und Neu tauschen wechselsweise ihre Rollen unglaublich rasch. Die zweite Gruppe der Aufsätze dieses Bandes, die unmittelbaren politischen Interessen der Gegenwart streifend, gemahnt uns, wie rasch heutzutage die Gegenwart Geschichte wird. Der

historische Essay über Serbien an der Spitze des Jahrganges würde vor zwei Jahren mit ganz andern Augen gelesen worden sein als heute, und doch behandelt er nicht die Gegenwart, sondern eine abgeschlossene Vergangenheit in objectiver Weise. Und wer kann wissen, welcher neue Rollentausch den Ländern der untern Donau bevorsteht, welch anders geartetes Interesse also auch dieser Essay bieten kann, bevor das weitere Jahr verstrichen ist, wo dieser Band zunächst seinen Weg durchs Publikum machen soll!

Die Studie über „Christenthum und Islam während des Mittelalters" steht zur modernen Türkenfrage im schneidenden Contrast. Wir sehen, wie verträglich Christen und Mohammedaner lebten, bis der Vernichtungskampf der Kreuzzüge entbrannte, wie wir Abendländer aber selbst dann noch mehr Güter der Cultur aus dem Orient gewonnen, als dorthin gegeben haben. Gleich einem ergreifend großartigen Poem spricht die Weltgeschichte aus diesem Wandel der Völkerberufe und Völkerschicksale.

Ein Aufsatz behandelt kirchenpolitische Fragen der Josephinischen Zeit — einer längst abgeschlossenen Periode. Es liegen nur wenige Monate zwischen dem Zeitpunkte, wo dieser Beitrag in die Hand der Redaction gelangte und wo er jetzt in die Hände der Leser kommt. Inzwischen aber hat sich der kirchenpolitische Kampf in Deutschland zu neuen, noch stark verhüllten

Bahnen' gewendet, und mancher Leser wird die hier historisch erörterten Probleme heute schon andern Sinnes fassen, da sie gedruckt vorliegen, als er's vor wenigen Monaten gethan hätte, da sie eben fertig geschrieben wurden.

Die Ueberschau der „französischen Krisis im Jahre 1877“, die unsern Band beschließt, gilt einem Gegenstande, der uns zeitlich noch so nahe liegt, daß man Bedenken tragen könnte, ihn überhaupt historisch zu nennen. Und doch hat sich die politische Lage Frankreichs und Europas inzwischen so gewaltig geändert, daß uns diese Vorgänge des vergangenen Jahres bereits auf Jahrzehnte entrückt zu liegen scheinen, und wir lesen ihre Schilderung mit der Ruhe und Objectivität einer längstverklungenen Geschichte, wie sie der Verfasser auch im Sinne historischer Kritik gedacht hat.

München, im September 1878.

W. H. Riehl.

Inhalt.



Die Beziehungen des Serbenvolks zu Rußland.

Von ihren Anfängen bis zum russischen Türkenkriege von 1806.

Von

Georg Rosen.



Die Idee des römischen Kaiserthums ist für die Politik des Mittelalters nicht allein im Occident, sondern auch im Orient, nicht allein für das Christenthum, sondern auch für den Islam, bedeutungsvoll gewesen. Schon als noch das Araberthum in letzterm vorherrschte, wurde wiederholt versucht, durch Gewinnung Konstantinopels, als der Hauptstadt des Römischen Reiches, ein Anrecht auf die Weltherrschaft zu erwerben, und als nachher die seldschukischen Fürsten siegreich nach Kleinasien vorgedrungen waren, nannten sie im Hinblick auf die ihnen gestellte politische Aufgabe ihren von Konia (Ikonium) aus regierten Staat das Reich Rum. Sein baldiger Verfall gestattete diesem Reiche die Lösung der Aufgabe nicht; dieselbe aber blieb nach seinem Untergange lebendig und fand ihre Lösung durch die Rechtsnachfolger der Seldschukensultane, durch die Osmanen. An dieser Lösung aber bestand ein Makel; die Idee des römischen Kaiserthums war für den Occident vollkommen mit der christlichen Religion verquickt, unmöglich konnte dort ein mohammedanischer Herrscher jemals als der rechtmäßige Inhaber des Thrones der Konstantine angesehen werden. Dem Occident galt durch den Fall Konstantinopels der oströmische Kaisersitz für erledigt, und wenn auch der Schrecken, den die türkischen Waffen verbreiteten, zusammen mit der Entlegenheit und geringen Bekanntschaft der Balkanländer es zu förmlichem Aufstellen einer Kronprätendentschaft nicht kommen ließ, so zweifelte doch

niemand, daß der römische Kaiser deutscher Nation wo nicht die Pflicht, so doch jedenfalls das Recht habe, wenn die Machtverhältnisse es gestatteten, von jenen Ländern Besitz zu ergreifen. Fragt man nun aber, ob auch der Orient dieser Ansicht der Westreiche beipflichtete, da kann man nur verneinend antworten. Für die Mohammedaner war dies selbstverständlich; aber auch die durch das Schisma dem Occident entfremdeten Christen, Griechen wie Slawen, waren weit entfernt, den katholischen Herrscher eines unbekannten Barbarenlandes als Nachfolger ihrer orthodoxen Kaiser anzuerkennen. Den Slawen der Balkanhalbinsel blieb Konstantinopel Tzarigrad, die Kaiserstadt, und der daselbst residirende Herrscher der Kaiser, Tzar. Es war nicht blos das thatsächliche Verhältniß, welches hier zu Gunsten der Osmanen entschied, sondern zu der tausendjährigen Gewöhnung der Völker kam der Einfluß der byzantinischen Geistlichkeit, welche, seit sie von Mohammed II. mit weltlichen Befugnissen über die Rajahvölker orthodoxen Glaubens belehnt worden war, ein Interesse dabei fand, der bestehenden Regierung in den Augen ihrer Gemeindeglieder das Prästigium der Legitimität zu verschaffen. Was aber dem nationalgriechischen Klerus genehm war, dazu konnte auch leicht der serbisch-illyrische gebracht werden, welcher, was den relativen Werth eines azymitischen oder eines ungläubigen Herrschers anbetrifft, schwerlich anders dachte als jener.

Allerdings sind auch die Großfürsten von Rußland seit dem 13. Jahrhundert gelegentlich Tzaren genannt worden, welcher Titel allmählich nicht nur in allgemeinen Gebrauch kam, sondern noch den verstärkenden Zusatz Samoderzetz (Autokrator) erhielt. Wie aber dieser Titel nicht von dem Untergange des griechisch-byzantinischen Reiches seine Berechtigung herleitete, und wie keine Kunde von etwaigen, auf ihn gegründeten Ansprüchen die Balkanländer erreichte, so fiel den

Bewohnern der letztern nicht ein, jene Tzaren als zu ihnen in einem gewissen Rechtsnexus stehend zu betrachten. Nachdem der Titel Tzar sogar in Rußland seine achtunggebietende Bedeutung zum Theil verloren, fügte ihm Peter I. noch das fremdländische Imperator bei, ohne gleichwol daraus die politischen Consequenzen zu ziehen, die man hätte erwarten können — er betrachtete sich nicht als befugt, dem damals noch fortdauernden Annexionsrecht des wiener Hofes auf der Balkanhalbinsel in irgendeiner Weise entgegenzutreten. Und doch eroberte Oesterreich 1717 Belgrad und ließ sich durch den Frieden von Passarowitz den nördlichen Theil des heutigen Fürstenthums Serbien abtreten. War aber für die frühern russischen Herrscher das Serbenvolk gleichsam nicht vorhanden gewesen, so wird von Peter dem Großen eine gewisse, wenn auch nur vorübergehende Verbindung gemeldet. Nach serbischen Quellen soll er sich für den ungarisch-serbischen Wojwoden, Reichsgrafen Georg Brankowić, welcher ohne Verschulden lediglich als unerschrockener Verfechter der seinem Volke bewilligten kaiserlichen Privilegien nach Eger in Böhmen internirt worden war, bei Leopold I. verwandt haben. Da ein Bruder Georg's, Sawa Brankowić, als Metropolit von Siebenbürgen, auf einer Collectenfahrt Rußland besucht hatte, so ist an und für sich jene Verwendung nicht unglaublich; doch kann der Schritt Peter's keinesfalls auf Grund eines behaupteten politischen Rechts, sondern nur unofficiell in Berücksichtigung der Confessionsgenossenschaft geschehen sein, wie denn auch seine Erfolglosigkeit ohne Bedeutung blieb.

Ebenso wenig wie mit dieser einen Ausnahme unter Peter bestand unter seinen nächsten Nachfolgern irgendeine, wenn auch nur theoretische, Verbindung zwischen Rußland und Serbien; sogar die Kriege Katharina's II., welche die russischen Waffen über die Donau nach Bulgarien führten, machten in der Hinsicht keinen Unterschied. Während unter

der großen Kaiserin die Griechen zur Freiheit, d. h. zur Empörung, aufgefordert wurden, blieben die Balkanslawen, die Bulgaren, und noch viel mehr die Serben, aus dem Spiele. Auch die Idee, mit welcher die Kaiserin Katharina sich eine Zeit lang trug, zwischen Rußland, Oesterreich und der Türkei einen neuen — wie sich von selbst versteht, aus dem Leibe der letztern zugeschnittenen — Staat griechisch-katholischen Glaubens zu bilden, hat mit russischem Interesse für das serbische Volk, oder einem Verkehr zwischen beiden Nationen nichts zu thun. Wäre der Plan zur Ausführung gekommen, da würde Europa um ein schon durch seinen Glauben ganz auf Rußland hingewiesenes staatliches Gebilde nach dem Muster Polens reicher geworden sein, mit dem einzigen Zweck innerlich unmöglich zu bleiben und somit das Aufgehen seines Gebiets in Rußland vorzubereiten.

Wenn nun aber vom petersburger Cabinet den Serben kein Anlaß gegeben worden war, in Rußland um Hülfe zu werben, so ließ sich von der schwer geknechteten Nation eine Initiative in dieser Beziehung nicht erwarten. Es gab in ihr keinen gebildeten Stand, und für die wenigen gebildetern Individuen weder die Möglichkeit eines Zusammenwirkens noch einer Beeinflussung der Massen; diesen Massen aber war das mächtige stamm- und confessionsverwandte Reich im fernen Norden eine Legende ohne Bedeutung für die Wirklichkeit. Es ist behauptet worden, durch die in dem Vertrage von Kutschuk-Kainardsche (21. Juli 1774) zu Gunsten der Moldau und Walachei gemachten Stipulationen sei bei den Serben der Wunsch nach autonomer Stellung geweckt worden, wie die genannten Fürstenthümer sie genossen. Daß nach ihrer Erhebung die diesen Ländern gewährten Privilegien von den Serben eifrig studirt und als Vorbild für die demnächstigen eigenen Forderungen betrachtet worden sind, unterliegt keiner Frage; ebenso bestimmt aber muß eine an-

geblich von ihnen ausgegangene Beeinflussung der Gemüther des Volks vor dem Aufstande in Abrede gestellt werden. Die älteste Ansicht von der Genesis der serbischen Erhebung, wonach die letztere durch ein Zusammenwirken unerträglichen Drucks von seiten der Dai*) und des Gefühls der Ungesetzlichkeit der Herrschaft dieser bei den Unterdrückten hervorgerufen wurde, wird immer die allein richtige bleiben. Wie dies auch sonst in der Türkei nicht selten vorkam, erwehrte man sich der Tyrannei der localen Gewalthaber unter gleichzeitiger Berufung auf den Tzaren als den gemeinschaftlichen rechtmäßigen Herrn, von dem man Wiederherstellung geordneter Zustände erwartete, bis die unausgeglichenen Gegensätze im Innern zusammen mit auswärtiger Agitation die nach türkischem Gewohnheitsrecht kaum als uncorrect zu betrachtende Selbsthülfe in einen wirklichen Conflict mit der Pforte verwandelte. Das Ansehen der großherrlichen Souveränetät war ungebrochen, aber es hatte durch österreichische Siege wiederholt Erschütterungen erfahren; auf österreichisches Gebiet waren vor einem Jahrhundert die Bewohner des serbisch-türkischen Landes Rascien ausgewandert, und der österreichische Aufruf zum Kampfe gegen die Türkei im Jahre 1789 hatte im heutigen Fürstenthum Serbien ein gewaltiges Echo gefunden. Diese Ereignisse ließen sich nicht mehr auslöschen. Dem der Pforte dargebrachten Unterthanengehorsam stand eine gewisse Vorliebe für das christliche Nachbarreich (die krschtena Držawa, das getaufte Reich, wurde Oesterreich schlechthin genannt) gegenüber, eine Vorliebe, die allerdings bei zu enger Berührung nicht zu dauern pflegte, da Oesterreich mit seiner Beichtvaterpolitik nicht lassen konnte, durch Unionsbetreibung das religiöse Gefühl der Serben zu beleidigen, die aber immer wieder hervortrat, wenn gegen den

*) Gew. Dahi. Dâi, eigentlich Oheim, war ein von hochgestellten Janitscharen mit Vorliebe benutzter Ehrentitel.

Druck und die Selbstsucht der unmittelbaren Landesregierung keine Abhülfe in Konstantinopel zu finden war. Die Flucht nach Oesterreich war der Nothanker für den, der in der Heimat seines Lebens nicht mehr sicher war; für die ungeheuere Mehrzahl der Serben theilte sich die ihnen bekannte Welt in zwei Gebiete, nämlich Tzarska Zemlja, das Kaiserland, d. i. die Türkei, und Tcheßaria, auch Tzeßaria, gleichsam die Cäsarei, d. i. Oesterreich.*) Doch spielte sogar Oesterreich bei dem mit seinen Gedanken von der alltäglichen Plage beherrschten, social dürftig entwickelten Volke wol nur eine schwache Rolle; der letzte österreichische Krieg, an dem es theilgenommen, lebte in seiner Erinnerung nur unter dem Namen Kotschina Kraina**), der Krieg des Kotscha, nach einem serbischen Bandenführer dieses Namens, fort. Bei einem solchen Volke hat es mit politischer Aufregung durch Nachrichten über Erfolge einer, wenn auch vielleicht sympathischen, doch jedenfalls, wie räumlich, so geistig fern stehenden Macht gute Wege.

Daß Rußland später oder früher sich in die serbisch-türkischen Wirren eingemischt haben würde, ist unter allen Umständen anzunehmen; wenn weder die Pforte noch Oesterreich im Stande war, eigene politische Zwecke zu den maßgebenden an der untern Donau zu machen, so ergab sich jene Einmischung als natürliche Folge aus der durch den Vertrag von Kutschuk-Kainardsche in den rumänischen Fürstenthümern

---

*) So häufig in den Denkwürdigkeiten, Memoari, des Erzpriesters Nenadowić. Tzar und Tcheßar oder Tzeßar sind verschiedenen Epochen angehörende Umbildungen des Wortes Cäsar. Tzar ist die ältere Form und wahrscheinlich durch Vermittelung der lateinischen Colonien Mösiens, d. h. der Vorfahren der heutigen Rumänen, zur Geltung gebracht; Tcheßar beruht unmittelbar auf der griechischen Form des Wortes, Keßar gesprochen.

**) Memoari, p. 13.

gewonnenen Stellung. Gleichwol ist es von Interesse, die Vorgeschichte dieser Verbindung, d. h. gleichsam die zufälligen Umstände, kennen zu lernen, welche den Stein einer politischen Nothwendigkeit zuerst ins Rollen gebracht haben. Einer der bedeutendsten serbischen Staatsmänner der Karadjordjewić'schen Periode, der Prota (Erzpriester) Mat. Nenadowić, welcher in höhern Lebensjahren seine Erinnerungen aus jener bewegten Zeit in anziehender Weise für seine Kinder zusammengestellt hat (das Werk ist geraume Zeit nach seinem Ableben im Jahre 1867 in Belgrad unter dem nicht von dem Autor herrührenden Titel „Memoari Prote Nenadovića" veröffentlicht worden), gibt darüber folgende Aufschlüsse.

Es war nicht später als den 28. Februar 1804, 13 Tage nachdem die Bewohner des obern Kolubarathals die Fahne des Aufstandes erhoben, daß Nenadowić, damals ein junger Mann von 26 Jahren, nach dem Orte Zabrežje an der Save, einem der wenigen Uferplätze, über welchen durch den streng bewachten österreichischen Sanitätscordon eine Verbindung von Türkisch-Serbien und Südungarn gestattet war, geritten kam, um eine kleine Sendung von Munition, deren die Serben dringend bedurften, und welche durch befreundete österreichische Serben bezogen wurde, in Empfang zu nehmen. Die Nacht, welche er zu der Reise benutzte, war für die Aufständischen durch ein zwiefaches Ereigniß bedeutungsvoll; in ihr brannten die Kolubara-Serben den Hauptort ihres Districts, das hauptsächlich von Türken bewohnte Städtchen Waljewo nieder, und in ihr betraf dasselbe Schicksal die gegen fünf Meilen ostwärts an dem gleichnamigen Gebirge gelegene Stadt Rudnik durch Karadjordje, der sich schon vor den Umwohnern Waljewos im Süden der Provinz Schumadia empört hatte. Ohne miteinander in Verbindung getreten zu sein, wußten diese beiden Aufstände voneinander; jeder von ihnen nahm in der dunkeln Nacht den Feuerschein

des andern Brandes wahr und deutete ihn richtig. Auch Nenadowić dürfte zum mindesten mit einer Ahnung der Begebenheiten, welche einen Krieg aufs Messer mit den türkischen Mitbürgern einleiteten, nach Zabrežje gelangt sein, was seinen Eifer, möglichst rasch durch Hinaufführen der Munition die Seinigen kampfbereit zu machen, noch erhöhen mußte. Zu seinem Leidwesen war die Sendung nicht eingetroffen. Ungeduldig setzte er über die Save und begab sich in das gegenüberliegende, zum österreichischen Grenzcordon gehörige Wachthaus von Boljewatz, um Erkundigungen einzuziehen. Daselbst machte er die Bekanntschaft des die Wache befehligenden Oberlieutenants, eines Katholiken, sagt Nenadowić, aber von Menschenliebe und Rechtsinn beseelt, welcher ihn nach der Ursache des zwischen den Serben und Türken entbrannten Kampfes fragte. Die Antwort des Prota ist für die damalige Sachlage bezeichnend. Nachdem er kurz die seiner Nation von den Dai bereits zugefügten und noch ferner zugedachten Unbilden geschildert und namentlich der Ermordung seines Vaters sowie der Absicht, alle in österreichischen Diensten gewesenen Serben umzubringen, gedacht, fügte er hinzu: „Wir andern flüchteten in die Gebirge und traten zu Rotten zusammen; aus den Rotten wurden Compagnien, aus den Compagnien ein Heer, und so wollen wir uns vertheidigen, hoffend, daß der Tzar es höre und uns einen guten Vezir hersende, der uns beistehen solle. Denn wir sind nicht gegen den Tzaren und die dem Tzaren gehorsamen Türken, sondern nur gegen unsere Bedrücker, die vier Dai und deren Vögte (Ssubaschis), aufgestanden, und haben geschworen, lieber untergehen nnd den Namen Serbe mit uns der Vernichtung weihen zu wollen, als uns diesen Leuten zu unterwerfen.“ An seine Mittheilung knüpfte der Prota die Bitte, der Offizier möge ihm doch rathen, an wen die Serben, nachdem besagtermaßen Blut geflossen, sich um

Schutz wenden könnten, um wieder zu Ruhe und Frieden zu gelangen.

„Hierauf“, heißt es dann weiter, „antwortete der Oberlieutenant: «Aber wen hättet ihr auf österreichischem Gebiet besseres als den Metropoliten Stratimirowić *), der in euerer Nation wie ein König dasteht? Derselbe lebt auf bestem Fuß mit dem Erzherzog Karl, dem Oberbefehlshaber der ganzen Armee und ältesten Heerführer des Kaiserreiches. Schreibt ihnen beiden, oder dem Generalcommando in Peterwardein und bittet, daß man sich euerer annehme.» — «Aber, Herr», antwortete ich, «ich kann nicht einmal an einen Popen einen ordentlichen Brief schreiben; und nun gar an den Metropoliten und den Erzherzog Karl!» — «Verstehst du denn», fragte er, «überhaupt einen lesbaren Brief zu schreiben?» — «O ja», sagte ich, «das verstehe ich; ich habe eine Zeit lang in Syrmien eine Schule besucht, sodaß ich wol leserlich schreiben kann. Aber da sind Titulaturen nöthig, die ich nicht kenne, und deshalb vermag ich diese Briefe nicht anzufertigen.» — Der Oberlieutenant entgegnete: «Laß, Mensch, Titulaturen und Etikette fahren und schreib, wie du's verstehst! Schriebest du etikettenmäßig, da würdest du eine etikettenmäßige Antwort bekommen, aus der du nicht klug würdest.»“

Nenadowić konnte sich indessen nicht entschließen und kehrte für die Nacht über die Save nach Zabrezje zurück. Als er aber daselbst, ferner auf den bestellten Schießbedarf wartend, den folgenden Tag bestimmte Nachrichten von den jüngsten Erfolgen erhielt, begab er sich in freudiger Aufregung wieder nach Boljewatz, um das Gehörte seinem neuen Freunde mitzutheilen. Dieser legte ihm abermals den gestrigen Rath ans Herz, und der Prota fand nunmehr dagegen nur noch

*) Das damalige Haupt der nichtunirten griechisch-katholischen Geistlichkeit Ungarns.

das eine Bedenken, daß vielleicht schon Karadjordje geschrieben haben möchte, in welchem Falle er durch eigenes Eingreifen der Sache des Vaterlandes zu schaden fürchtete. Zum Glück konnte er sich darüber sofort vergewissern, denn alle Communication vom westlichen Serbien über den Grenzcordon nach Ungarn mußte durch Boljewatz geschehen. Er fragte also den Offizier, ob, seit er sich auf dem Posten befände, ein Brief von Karadjordje oder irgendjemand sonst, gleichviel an wen adressirt, die Grenze passirt habe. Der Lieutenant konnte dies auf das bestimmteste verneinen, und so bat denn der Prota um Schreibmaterial, einen Artikel, nach welchem er auf serbischem Gebiet sich weit und breit vergeblich umgethan haben würde. Auch der Krieger war mit dergleichen nicht versehen, aber auf seine Bitte fuhr ein zufällig anwesender ihm befreundeter Pope mit seinem Wagen nach seiner nicht allzu entlegenen Wohnung und holte von da ein Tintenfaß, eine Feder und vier Bogen Papier, welche Gegenstände er dem Prota einhändigte. Dieser begab sich damit nach Zabrežje auf serbischem Boden und verfaßte in dem Hause des dortigen Einwohners Panteli Ružitschić, an einem kleinen Stühlchen niederknieend, während der Nacht beim Scheine eines vom Hausherrn in der Hand gehaltenen Talglichtes seine Staatsschriften.

Es waren dies zwei Briefe, deren einer an den Metropoliten Stratimirowić zu Karlowitz adressirt wurde; ob der andere an den Erzherzog Karl oder an das Generalcommando von Peterwardein, hatte Nenadowić, als er viele Jahre später seine Denkwürdigkeiten niederschrieb, vergessen. Die Antwort auf diesen Brief erfolgte allerdings vom besagten Generalcommando; da aber dieselbe sich als auf höhere Weisung erlassen einführt, so löst ihre Herkunft den eben berührten Zweifel nicht.

Von dem Inhalt der Briefe erfahren wir so viel, daß

Nenadowić nach lebhaft gefärbter Darstellung der von dem unglücklichen Serbenvolke ausgestandenen Bedrängniß den mit Verzweiflungsmuth unternommenen Aufstand als letztes Rettungsmittel hingestellt und den Wunsch ausgesprochen habe, Oesterreich möge den Serben die Hand reichen und „diese unschuldige Nation vom völligen Untergange retten". Speciell bittet der Brief um Munition, Kanonen und Offiziere. Noch jetzt, fügt Nenadowić seinen Nachrichten von dem Inhalte bei, müsse er über seine damalige Einfalt lachen, da er zum Schluß gesagt habe, wenn Oesterreich den Serben weiter nicht helfen wolle, so möge es ihnen nur das Darlehn an Freischärlern, welches Serbien ihm zur Zeit des Loudon'schen Krieges geboten, nunmehr in gleicher Truppenzahl zurückerstatten.

Die Briefe wurden dem Oberlieutenant vorgelesen und von demselben in ihrer „ordinären serbischen Ausdrucksweise"*) als durchweg verständlich sehr gut gefunden. Mit rothem Siegellack, das der vorerwähnte Pope nachträglich beschaffte, versiegelt, gingen sie an ihre Adresse ab.

Die schon erwähnte Antwort des peterwardeiner Generalcommandos lautete dahin, daß der kaiserliche Hof in innigster Freundschaft mit der Pforte lebe und deshalb den Serben keine Hülfe angedeihen lassen könne, daß er aber die Aufständischen und die Türken zu einem Versöhnungsversuch zusammenzuberufen beabsichtige. Der Nachbarmacht galten also die Dai nicht als Rebellen und Feinde einer befreundeten Regierung. Der Brief ist, soweit der Prota sich erinnert, vom 20. März datirt — diese rasche Erledigung verdient insofern Anerkennung, als sie den Serben keine Gelegenheit gab, nachher über getäuschte Hoffnungen zu klagen. Auch

*) Im Gegensatz zu der archaistischen Schreibart, welche in den höhern kirchlichen Schulen gelehrt wurde.

die Correctheit der Pforte gegenüber, welche letztere durch Gewährenlassen der Dai dieselben bis dahin in dem Ansehen großherrlicher Provinzialbehörden nicht gestört hatte, kann, da der Sühneversuch nur einen privaten Charakter besaß, als dem Wesen nach beobachtet gelten, wenngleich die Form, die schriftliche und amtliche Beantwortung einer Eingabe von Unterthanen der befreundeten Nachbarmacht, die der wiener Hof selber als Aufständische betrachtete, nicht unbedenklich war. Im allgemeinen scheint man es mit der internationalen Etikette an der ungarischen Südgrenze nicht sehr streng genommen zu haben, wie ja auch die bei dem Frieden von Sistowa den Oesterreichern versprochene Entfernung der Janitscharen von jener Grenze einseitig durch einen Ausspruch des Mufti von Konstantinopel rückgängig gemacht worden war.

Die Antwort des Metropoliten Stratimirowić wird von dem Prota vollständig mitgetheilt. Dieselbe bezieht sich im Eingange auf das zur Zeit ihrer Abfassung — sie ist vom 29. März datirt — bereits in den Händen der Serben befindliche Schreiben des Generalcommandos, führt ihnen zu Gemüthe, daß, nachdem die Pforte mit dem österreichischen, dem russischen und den übrigen christlichen Höfen in Frieden und Freundschaft lebe, diese Höfe gern sehen würden, wenn die Serben sich dem Sultan als getreue Unterthanen erwiesen, und daß demnach keine Hülfe von ihnen zu erwarten sei. Bei allen seinen Unternehmungen solle das serbische Volk vor Augen behalten, daß es Rajah der Pforte sei und bleiben werde; dabei könne es frei und unbedenklich bei der Pforte um seine zukünftige Sicherstellung petitioniren, und werde es in diesem Falle seitens der mit der Pforte befreundeten Mächte willige Unterstützung finden.

Noch weniger als dasjenige des Generalcommandos dürfte dies Schreiben die Serben befriedigt haben. Wahr=

scheinlich hat dasselbe zur Censur eingereicht werden müssen, bevor es an seinen Bestimmungsort abging. Selbstverständlich wollte das wiener Cabinet sich nicht um der nationalen und confessionellen Sympathien eines akatholischen Prälaten willen politische Schwierigkeiten mit einer Nachbarmacht zuziehen; es benutzte vielmehr den geistlichen Mund, den Aufständischen Dinge vorzuhalten, die es in dem Briefe des Generalcommandos klüglich unberührt gelassen. Die Nachfolger der ipeker Patriarchen auf dem Stuhle zu Karlowitz aber wußten aus dem Beispiele des Reichsgrafen Brankowić abzuschätzen, wie Oesterreich die Unterthanenpflicht verstehe. Wie schon damals zum Range eines Metropoliten, so sind diese Prälaten noch später zu demjenigen eines Erzbischofs hinuntergestiegen, ohne auf Grund ihrer Privilegien Widerstand zu wagen.

Während seit der Auswanderung der Rascier in das ungarische Tiefland die Lage der unter der Pfortenherrschaft verbliebenen Serben, denen an Stelle ihrer nationalen Geistlichkeit nunmehr phanariotisch-griechische Bischöfe zugesandt wurden, um vieles schlechter geworden war, genoß die serbische Colonie Ungarns — allein die verbitternde religiöse Quälerei abgerechnet — eines geistigen und materiellen Wohlseins, wie es überhaupt keinem andern Stamme des Volkes bisjetzt zutheil geworden ist. Der Umstand, daß die gesammte serbische Intelligenz auf österreichischem Gebiet lebte, vermehrte noch das Gefühl der Sicherheit, mit dem man in Wien dem schließlichen Anfall Serbiens an die Stephanskrone entgegensah; ja in jenem Gefühle legte man auf eine Beschleunigung der Annexion, wie auf die Gewinnung eines vorläufig unproductiven und gleichwol andere Interessen schädigenden Kapitals, durchaus keinen Werth. Es genügte der kaiserlichen Regierung nur im allgemeinen gelegentlich einen Schritt zu thun, der, wie sie meinte, ihr

die Sympathien der süddanubischen serbischen Bevölkerung bis zur dereinstigen Zeitigung der Frucht erhalten sollte. Daher der Versuch, durch eine erkünstelte Versöhnung unter den durch unheilbare Gegensätze getrennten Parteien einen auf die Dauer unhaltbaren Zustand zum Vortheil der Serben auf einige Zeit zu fristen; deshalb auch das Gestatten und sogar Fördern einer Verbrüderung der serbischen Bevölkerungen auf beiden Seiten der Ströme, welche in der von den wohlhabenden ungarischen Serben ihren armen türkischen Stammgenossen gewährten materiellen Unterstützung und namentlich der stillschweigend gestatteten Ueberführung von Munition und Waffen in das aufständische Gebiet ihren Ausdruck fand.

Russischerseits*) wird sogar behauptet, das wiener Cabinet habe den Metropoliten Stratimirowić zu bereden gesucht, er solle die transdanubischen Serben zur Anerkennung eines österreichischen Schutzes über sich vermögen. Wenn dies wahr ist — und sicher wäre der ausgezeichnete, in beiden Gebieten hochverehrte Prälat ein Mann gewesen, der sich Gehör zu verschaffen gewußt hätte — da würde der Kaiserhof versäumt haben, sich darüber klar zu machen, daß, wer den Zweck will, auch die dazu führenden Mittel wollen muß; er hätte an den Werth einer nationalen Selbständigkeit seiner serbischen Unterthanen, an der Erhaltung ihrer Kirche, der Wahrung ihrer Privilegien nicht den Maßstab seiner Wünsche, sondern denjenigen der Eifersucht einer ihre geringe Seelenzahl durch geistige Rührigkeit auszugleichen bemühten Nation anlegen und vor allem das festeste Vertrauen in seine großmüthigen Absichten erwecken müssen. Da hier überall das Gegentheil der Fall war, so wurde der serbische Klerus, welcher, auf österreichischen Boden versetzt, das Unterpfand der spätern Vereinigung aller Serben unter dem habsburgi-

*) Nil Popoff, Россія и Сербія, I, 28.

schen Scepter hätte abgeben sollen, gerade der erste Anlaß einer dauernden Trennung beider Bruchtheile desselben Volks.

„Stratimirowić“, sagt der russische Historiker Nil Popoff in seinem Werk über die neueste Geschichte Rußlands und Serbiens, „dachte anders; er betrachtete die Vereinigung aller Serben unter dem österreichischen Kaiserhause als das Grab der serbischen Nationalität*), und diese Ansicht wurde von vielen in ungarischem Staatsdienst befindlichen angesehenen Serben getheilt.“ — Der Metropolit, der opferwillige Begründer der vortrefflichen serbischen Hochschule von Karlowitz, war sicher ein ebenso patriotischer wie begabter Mann; aber sein Patriotismus hatte mit der österreichischen Gesammtmonarchie nichts zu thun, die Macht der Verhältnisse zwängte seine Thätigkeit in centrifugale Richtung. Von dem Erzpriester Nenadowić zum Beistande für sein Volk aufgefordert, fühlte er eine Verpflichtung, solchen Beistand zu leisten; aber den von uns erwähnten Brief mit seinen Rathschlägen betrachtete er nur als das unfreiwillige, für den praktischen Erfolg werthlose Ergebniß seines Unterthanengehorsams. Was sollte er nun thun, wenn es ihm seiner Würde nicht angemessen schien, sich durch anderweite Rathschläge an die Aufständischen mit der frühern officiellen Kundgebung in Widerspruch zu setzen? —

Die Stellung des Metropoliten war durch den früher nie dagewesenen Umstand zu vermehrtem Ansehen gelangt, daß ein österreichischer Erzherzog, Joseph, der Palatin von

*) Wer unter Serben gelebt hat, wird sich nicht darüber wundern. Wie oft hört man den Ruf: Lieber die Türken als die Oesterreicher! — Als Beleidigung Oesterreichs kann ich denselben nicht fassen; es ist der Nothschrei der zurückgebliebenen Nationalität der Assimilirkraft der vorgeschrittenen gegenüber. Ihm verwandt ist der von allen slawischen Völkern den Deutschen gewidmete Haß.

Ungarn, eine orthodoxe Gemahlin, die russische Großfürstin Alexandra Pawlowa, in das Land gebracht hatte. Als nun ein gewesener Beichtvater dieser hohen Dame, der Erzpriester Samborski, nach dem Ableben derselben im Juni 1804 nach Rußland zurückkehrte, benutzte Stratimirowić diese Gelegenheit, einen von ihm ausgearbeiteten Aufsatz mit dem Titel „Entwurf der Einrichtung eines slawisch-serbischen Königreichs“ nach Petersburg gelangen zu lassen. In dieser Schrift wird ausgeführt, daß während jeder andere europäische Staat an stamm- und confessionsverwandten Völkern seine Bundesgenossen besitze, allein Rußland dieses Vortheils entbehre; um einem solchen Uebelstande abzuhelfen, findet der Metropolit es für das Gedeihen Rußlands dringend erforderlich, den alten serbischen Staat wiederherzustellen. Allerdings seien die Polen Stammverwandte der Russen, und nicht minder die Griechen ihre Confessionsgenossen, doch werde weder das eine noch das andere dieser Völker je ein aufrichtiger und getreuer Bundesgenosse Rußlands sein, weil keins von ihnen die beiden nöthigen Eigenschaften zusammenfasse. Dagegen würde das Serbenvolk, welches diesen Vorbedingungen allerdings genüge, gegen die Russen und ihren Tzaren eine Wohlgeneigtheit hegen wie keine andere Nation unter dem Himmel. Wie die Russen, so seien die Serben ein rein slawisches Volk; man finde bei ihnen dieselbe Frömmigkeit, dieselbe Einfachheit, auch sei trotz der Entfernung Rußland die einzige Hoffnung der Serben. Sollte sich denn nicht der Tzar väterlich dieses braven slawischen Volks annehmen? sollte er es nicht zu politischem Leben wieder erwecken wollen, woraus mit der Zeit ein Freundschaftsbündniß werden würde? Wenn auch unter den dermaligen Verhältnissen die Befreiung des *ganzen* serbischen Volks auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen werde, so möge doch dem unter *türkischem* Joch seufzenden Theile

schon jetzt die Freiheit und Selbständigkeit gewährt werden. Diese Selbständigkeit könne derjenigen der Republik Ragusa oder der Jonischen Inseln ähnlich sein. Dem Sultan dürfe ein mäßiger Tribut gezahlt werden, aber der zu bildende Staat werde unter russischem Schutz stehen müssen. Der Türkei, meint Stratimirowić, könne als Compensation von Rußland der Besitz ihrer asiatischen Länder verbürgt werden. Daß das befreite Serbien an den zunächstgelegenen christlichen Nachbarstaat falle, sei im Interesse der Pforte selbst nicht zu wünschen, indem alsdann dorther ihr stete Gefahr drohen würde. Ein russischer Großfürst, „welcher etwas Militär mitbrächte", werde weit geeigneter sein, Serbien zu regieren; wolle derselbe sich nicht in Person nach Serbien übersiedeln, da könne er das Land durch einen Statthalter mit 3000 Mann russischen Truppen administriren und zum Wohlsein führen lassen. Für eine republikanische Staatsform sei jedenfalls das unter türkischem Joch befindliche serbische Volk zu roh und ungebildet. Lasse sich der Vorschlag mit dem russischen Großfürsten nicht verwirklichen, da möge man den Serben einen Fürsten aus einem protestantischen Herrscherhause geben, dessen Nachkommen den orthodoxen Glauben annehmen würden. Um dies für das kaiserlich russische Haus so vortheilhafte, für das gesammte Slawenthum aber so ruhmvolle Ziel zu erreichen, versichert Stratimirowić zum Schluß, sei weder an Arbeit noch an Kosten ein außerordentliches Opfer nöthig; es sei genug, daß jeder treue Mensch, jeder echte, Rußland liebende und seinem Herrscher aufrichtig anhangende Slawe sich nach besten Kräften um die Ausführung des Plans bemühe, dann könne unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen die Sache ins Leben treten.

Von dem Erzpriester Samborski wurde dieser Aufsatz des Metropoliten übernommen und nach seiner Ankunft in

Petersburg dem damaligen russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten Adam Czartoriski, übergeben. Nil Popoff, dem wir hier in unserer Erzählung folgen, scheint dies für einen verkehrten Schritt zu halten. Die Arbeit des serbischen Prälaten, meint er, dürfe wegen der über die Unersprießlichkeit eines polnischen Bündnisses für Rußland darin ausgesprochene Ansicht dem polnischen Fürsten im Dienste Alexander's I. wenig gefallen haben. Ueberhaupt will er Czartoriski als Ausführer von Ideen wie die Stratimirowić'schen nicht gelten lassen. „Konnte wol", fragt er, „der Fürst sich die Ausdehnung des Kreises der natürlichen Anhänger Rußlands ernstlich zu Herzen nehmen, wenn er von ganzer Seele für die Idee einer Wiedererstehung Polens in seinen alten Grenzen schwärmte? Keineswegs ein treuer Slawe und eifriger Russe, wie Stratimirowić für sein Werk gefordert hatte, gab der Fürst dem Prota Samborski nicht allein den Aufsatz, sondern auch noch einen von letzterm verfaßten kürzern Auszug desselben zurück." „Das eigenthümliche Verfahren Czartoriski's in politischen Dingen kennend", schließt der russische Historiker, „können wir mit vollem Recht annehmen, daß er die Schrift des serbischen Metropoliten dem Kaiser Alexander nicht einmal gezeigt habe." —

Es ist schwer, sich diese Ansicht anzueignen. Wenn wir auch dem Fürsten Czartoriski ein warmes Herz für das, was er von seinem Partei- und Familienstandpunkte aus für das Interesse Polens hielt, zugestehen wollen, und wenn wir von der Frage nach der historisch nicht bewährten Möglichkeit, in jener einen Beziehung der russischen Politik eine andere Richtung zu geben, absehen, so ist doch das Auswärtige Amt des ungeheuern russischen Reiches eine so gewaltige Organisation mit so bestimmt ausgeprägtem geschichtlichen Gange, daß der zu seiner Leitung Berufene sich keinen

Augenblick in seiner Stellung behaupten könnte, wenn er feindselig jenen Gang hemmen wollte, und daß der von der großen Bewegung einmal Erfaßte sofort zu ihrer Förderung beizutragen sich gedrungen sieht. Vom Standpunkte eines patriotischen Polen hätte dem Fürsten vor allem die aggressive Tendenz der russischen Politik gegen die Türkei, in welcher jener geschichtliche Gang besonders deutlich vor Augen trat, widerwärtig sein müssen, und doch wußte er, als er das Portefeuille übernahm, daß diese Politik, wie sie die Amtsführung seiner Vorgänger beherrscht hatte, auch für die seinige und diejenige seiner Nachfolger maßgebend sein werde. Niemand aber wird behaupten, daß er sich hier der Nothwendigkeit nicht vortrefflich gefügt habe. Nun bot für die periodische Bekämpfung der Türkei das Schreiben des Metropoliten, eines Mannes, den man mehr als jeden andern Zeitgenossen damals als ein Haupt der Nation bezeichnen konnte, eine höchst erwünschte Bundesgenossenschaft; war es möglich, daß der russische Minister polnischen Chimären zu Liebe dieses Anerbieten misachtete? — Es kommt dazu, daß der Aufsatz des Metropoliten trotz gewisser Schwachheiten, zu denen vor allem seine Hauptconclusion zu rechnen, immerhin seinem Inhalte nach ein hochbedeutendes Schriftstück ist, und daß darin zum ersten mal Ideen ausgesprochen werden, welche theils nachher wirklich in Fleisch und Blut getreten sind, theils aber in politischen Wünschen und Bestrebungen fortgelebt haben und sogar bei räumlich von den Serben geschiedenen Nationalstaaten des Orients wieder aufgetaucht sind. Wenn also, wie der russische Forscher in Erfahrung gebracht, eine Rückgabe der dem Fürsten Czartoriski überreichten Papiere stattfand, da darf als sicher angenommen werden, daß dieselbe erst nach genommener Copie erfolgte.

Der Grund aber, warum die Rückgabe überhaupt nöthig schien, ist leicht zu errathen; es ist derselbe, der dem Strati-

mirowić den Aufständischen gegenüber solche Vorsicht auferlegte. Es handelte sich um die Machtsphäre des wiener Cabinets; wer in die serbischen Wirren eingriff, der verletzte in erster Linie türkisches, in zweiter Linie österreichisches Interesse. Der Vorschlag des ungarischen Prälaten konnte, wenn er zur Kenntniß der kaiserlichen Regierung kam, kaum einen andern Eindruck machen als denjenigen schnöden Verraths der Staatsinteressen. Auch Samborski war seinem Namen nach kein geborener, sondern nur ein naturalisirter Russe; verdiente der Mann volles Vertrauen? Rußland stand aber damals in engem Bündniß zu Oesterreich; es durfte den Schein nicht aufkommen lassen, als ob es mit einem österreichischen Unterthan gegen Oesterreichs Interesse conspicire.

Es war also nur die Form, welche Bedenken wach rief; die Sache selbst mußte festgehalten, es mußte für sie eine neue Einkleidung gesucht werden, in welcher sie das Licht der Entdeckung weniger zu scheuen brauchte. Nun war der Anspruch Oesterreichs auf die ihm benachbarten Gebiete der Balkanhalbinsel wol etwas Ueberlieferungsmäßiges, aber keineswegs etwas Verbrieftes; im Gegentheil erkannten österreichische Verträge die unbedingte Botmäßigkeit des Sultans in jenen Ländern an. Wenn aus der türkisch-serbischen Bevölkerung selbst ein dem Vorschlage des Stratimirowić analoger Antrag an die russische Regierung gelangte, da brauchte diese auf die vagen Aspirationen der verbündeten Macht keine weitere Rücksicht zu nehmen.

Nach den Denkwürdigkeiten des Prota Nenadowić hatte dieser zusammen mit seinem Oheim, dem Wojwoden Jakob Nenadowić, zu einer nicht näher bezeichneten Zeit, wahrscheinlich aber nach Eintreffen der ungenügenden Antworten aus Oesterreich, einen Schritt um Unterstützung bei dem Bischof (Wladika) von Montenegro und dem Commandanten

der damals in den Bocche di Cattaro stationirten russischen Schiffe gethan. Von letzterm aber war ihm eine in der Bestimmtheit ihrer Ablehnung über die österreichischen Schreiben noch hinausgehende Antwort zutheil geworden, worin es hieß, der russische Kaiser stände in sehr intimer Beziehung zum Sultan, und ihre Bitte hätten die Serben an letztern zu richten. Weitere Schritte in Petersburg waren nach dieser Abweisung zum mindesten ebenso unwahrscheinlich, wie solche in Wien, und Rußland hatte, wenn es etwas einer Initiative der Aufständischen Aehnliches erleben wollte, selber zu seiner Hervorrufung seine Vorkehrungen zu treffen. Wie es sich dabei benahm, geht aus der folgenden unbewußt offenherzigen Notiz der Denkwürdigkeiten hervor:

„Im Monat Juli (1804) kam Peter Nowakowić Tschardakli zu uns, ein österreichischer Rittmeister, dessen Frau in Ofen bei der russischen Prinzessin (d. h. Großfürstin), der Gemahlin des Palatins, in Dienst gewesen war. Tschardakli, welcher seine Frau mit einem gewissen Athanasie Stoikowić und mit Theodor Philippowić (ohne daß wir damals von diesem Umstande im mindesten unterrichtet waren) nach Rußland geschickt hatte, drang in uns, daß wir nach Rußland gehen sollten.“ —

Also ein aus der österreichischen Armee als Offizier verabschiedeter, zu Rußland in besondern Beziehungen stehender ungarischer Serbe überbrachte ungefähr 14 Tage, nachdem der Aufsatz des Metropoliten dem Fürsten Czartoriski überreicht worden war, den Aufständischen die fragliche Anregung, und zwar mit solcher Heimlichkeit, daß er sogar den anscheinend nicht compromittirenden Theil seiner Beziehungen zu Rußland, die Uebersiedelung seiner Frau dorthin, verschwieg. Offenbar hatte der Exrittmeister sich vorzugsweise an den Prota gewandt, denn sofort trat dieser letztere mit ihm zu einem Comité zusammen, welchem sich außerdem noch

ein Freund des Prota, Jowa Protić, Kaufmann aus Požarewatz, und Gaja Nikolajewić, ein mit Tschardakli von Ungarn herübergekommener Serbe, beigesellten. Diese Leute redigirten eine Bittschrift an den Kaiser von Rußland im Namen der serbischen Nation — „so gut wir's konnten", sagt Nenadowić, „indem wir alle Ruinen von Kirchen und Klöstern und die von solchen übriggebliebenen Steinhaufen in den verschiedenen Districten Serbiens aufzählten und versicherten, daß dieselben jetzt von den Türken zerstört worden seien, um Rußland soviel wie möglich zu erbittern, damit es für so viele Kirchen Rache nehme".

Wir können hiernach nicht bezweifeln, daß der jugendliche Erzpriester, eine durch größere Bildung, durch geistige und körperliche Rührigkeit und durch Unerschrockenheit hervorragende Persönlichkeit unter den Serben, Feuer und Flamme für den Vorschlag Tschardakli's war. Auch Stratimirowić dürfte einverstanden gewesen sein; vermuthlich war er es gewesen, der dem Tschardakli durch seine Empfehlungen Zutritt bei den Serben verschaffte, während ein gewisser Argwohn gegen Fremde zu den hervorragenden Eigenschaften ungebildeter Völker gehört. Sicher hat der Prälat einen in diese Angelegenheit verwickelten Freund Tschardakli's, den in der serbischen Geschichte nachher vielgenannten Theodor Philippowić, um ihn vor Reclamationen der österreichisch-ungarischen Regierung zu schützen, Boža Grujewić umgetauft. Man wird sich nicht darüber wundern, daß unter den Auspicien der Geistlichkeit die russische Sympathie in Serbien einzog; denn wenn wir uns auch diese Geistlichkeit, was Welterfahrung und allgemeines Wissen anbetrifft, kaum als die gemeinen Landleute überragend denken können, so war doch sie vorzugsweise durch einen nationalen Kirchenfürsten zu beeinflussen und von der Wichtigkeit russischen Beistands für die Schicksale eines orthodoxen Volks zu über-

zeugen. Wie aber verhielten sich die Massen der gegen die Dai im Felde stehenden Serben zu der Sache? Bewährte sich's hier, was der Metropolit dem petersburger Cabinet versichert hatte, daß Serbien nur von Rußland Hülfe erwarte? — Der Prota und seine Freunde dürften anderer Meinung gewesen sein; sie glaubten ihr Unternehmen vorläufig der öffentlichen Kritik nicht aussetzen zu dürfen. Es heißt in den „Memoari": „Die Bittschrift war längst bereit; aber nur wenige wußten darum, weil wir alles heimlich betrieben, um zunächst den Ausgang der Verhandlung mit Bekir-Pascha abzuwarten." Bevor in dieser Angelegenheit eine Entscheidung erzielt war, ließ sich an Zustimmung der hohen Wojwoden und Karadjordje's zu einer Reise nach Rußland nicht denken.

Der im Auftrage der österreichischen Regierung von dem Höchstcommandirenden der Festung Peterwardein veranstaltete Sühneversuch war von den Serben, die sich nur, um Oesterreich nicht zu verletzen, dazu eingefunden hatten, absichtlich vereitelt worden. Ein Wiederzusammenleben mit ihren ehemaligen Gewaltherren, welche nunmehr so reichlich geflossenes Blut von ihnen trennte, erschien ihnen von vornherein als eine Unmöglichkeit. Dennoch sehnten sie sich nach Frieden, und als im Juni die Pforte selbst die Hand bot, indem sie einen Vezir, den Statthalter von Bosnien, Bekir-Pascha, zur Pacification nach Serbien sandte, bestand auf seiten der Aufständischen eine viel größere Geneigtheit, den Ausgleich anzunehmen, als die bisher veröffentlichten Geschichtserzählungen ahnen lassen. Die Serben befanden sich damals im unbestrittenen Besitz des gesammten offenen Landes und einiger kleinen Binnenstädte des Paschaliks von Belgrad; vor dieser Stadt und Festung selber, welche von wenigen, aber erfahrenen Kriegsleuten vertheidigt wurde, lagerten sie nunmehr mit numerischer Uebermacht, aber ohne Aussicht

auf eine Eroberung des Platzes. Als nun in der ersten Julihälfte der Vezir an der Drina erschien und beiden streitenden Parteien durch ein Bujuruldu, einen Provinzialregierungserlaß, Waffenstillstand auferlegte, genehmigten die Serben diesen sofort und erholten sich bei einem befreundeten mohammedanischen Beg Raths, wie sie den hohen Herrn empfangen sollten. Als der Vezir dann die nach Neu-Orsowa geflüchteten Dai preisgegeben hatte, schien die Hauptschwierigkeit der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse beseitigt, und auf seine Einladung verfügte sich eine Anzahl der angesehensten serbischen Knezen in die sogenannte Untere Festung Belgrads, woselbst er Quartier genommen hatte, um mit ihm die Friedensbedingungen zu vereinbaren.

Schon bei Gelegenheit des österreichischen Sühneversuchs war von den Serben eine neun verschiedene Forderungen enthaltende Schrift vorgelegt worden, worin alles aufgezählt wurde, was der gemeine Mann in Serbien für seine staatsrechtliche Existenz als wünschenswerth betrachtete. Es ist beachtenswerth und für das Nichtfortschreiten der Idee des russischen Bündnisses belehrend, daß die Forderungen sich noch nicht vermehrt hatten; dieselbe Schrift wurde dem Bekir-Pascha als das sine qua non der Friedensherstellung vorgelegt. Der Vezir erklärte sich nicht blos mit allem einverstanden; er versprach sogar, über das Geforderte noch hinausgehen zu wollen.

Die Serben besaßen ein großes Zelt für ihren Feldgottesdienst, welches ihnen wol in Erinnerung an die Stiftshütte der Juden der Metropolit Stratimirowić im Gefühle seiner hohenpriesterlichen Würde geschenkt hatte. Im Schatten dieses geweihten Raumes versammelte nunmehr Karadjordje die sämmtlichen Notabeln des Heeres um sich. Obwol die „Memoari" es nicht ausdrücklich erwähnen, so gestattet doch das aus der Sachlage sich ergebende Bild keinen Zweifel,

daß so Volk wie Führer über die als bald bevorstehend betrachtete Lösung der Wirren höchlichst erfreut waren. Dem Prota und seinen für Rußland wirkenden Freunden blieb es vorbehalten, hier ernüchternd einzutreten. „Wir fragten", erzählen die Denkwürdigkeiten, „ob die unterhandelnden Knezen auch verlangt hätten, daß entweder die Türken oder die Serben den Kaiser von Oesterreich um einen Beamten ersuchen sollten, der über die Ausführung der Bedingungen wachen und jeden Vertragsbruch, von welcher Seite auch immer er ausgehe, nach Konstantinopel an den Sultan melden würde?" — Ein Deutscher in der Rolle des Unparteiischen — der Gedanke fand sofort Anklang. „Wahrhaftig", hieß es, „das haben wir vergessen", und doch müßte es sein. „Geh du (an den Prota) morgen und fordere es."

Der Prota übernahm gern den Auftrag und begab sich mit seinem Freunde, dem nach Serbien delegirten österreichischen Exrittmeister in russischem Dienst, zu dem Pascha, der sie anfangs gnädig behandelte, nachdem sie aber ihren Antrag vorgebracht, ihnen mit zorngeröthetem Auge ein dreimaliges donnerndes „Olmaz" (unmöglich) zurief, mit dem erklärenden Zusatz, daß es genug ehrliche Mohammedaner gebe, und daß kein Fremder sich in die Interna der Länder des Tzaren (Sultans) einmischen dürfe.

In das serbische Lager zurückgekehrt, wurde der Prota von Karadjordje in Gegenwart vieler Knezen gefragt: „Nun, was hast du erlangt?" — „Drei große Olmaz habe ich erlangt, der Pascha will keinen Unparteiischen!" — „Da, sieh mal nun", antwortete Karadjordje; „so wollt ihr Frieden schließen! Gute Nacht denn! Hier gibt es keinen Frieden! hinfort wird es schwere Kämpfe setzen. Mach du (zum Prota) dich nur fertig und geh dahin!" —

Selbstverständlich meinte er Rußland. Ich folge hier der Darstellung des Nenadowić, der nicht nur Augenzeuge

und Mithandelnder war, sondern ein Mann, den wir unbedingt als den geistig aufgewecktesten aller Betheiligten betrachten müssen. Dagegen gibt der russische Historiker Nil Popoff eine wesentlich verschiedene Version. In seinem Buche ist von dem in den Denkwürdigkeiten als ausschlaggebend hingestellten Wunsche der Knezen, ein österreichisches Schiedsrichterthum zwischen beiden Nationalitäten eingesetzt zu sehen, keine Rede, und der erfolglose Ausgang der Verhandlungen wird auf den Umstand zurückgeführt, daß Bekir-Pascha bei Uebersendung seines officiellen Antrags der Pforte eine Verzögerung der Entscheidung anempfohlen habe. Erst im October sei dann ein Ferman eingetroffen, der den Serben auferlegt habe, ihr Heer aufzulösen und in ihre Dörfer zurückzukehren, mit dem Versprechen, daß alsdann die Uebereinkunft wegen des Friedens bestätigt werden solle. Nil Popoff gibt auch an, daß infolge dieser Verzögerung zwischen Karadjordje und Bekir-Pascha ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei, während Nenadowić, unzweifelhaft richtig, diese Waffenruhe als gleich mit dem Erscheinen Bekir's an der Drina eingetreten darstellt.

Mag immerhin (den besagten Waffenstillstandsabschluß nach der Verhandlung des Vezirs mit den Knezen abgerechnet) die Erzählung Popoff's sich im allgemeinen dem Verlauf der Ereignisse anschließen, so verdunkelt sie doch eine auf bester Autorität beruhende, durch innere Logik gestützte Episode, welche — und das dürfte der russische Historiker gefühlt haben — für die Beurtheilung der serbischen Initiative bei dem Anrufen Rußlands, einer Initiative, deren äußerer Schein mit so außerordentlicher Vorsicht gewahrt wurde, von großer Bedeutung ist. Nicht nur, daß der erste Gedanke dieser Anrufung von außen kommen mußte, auch als er geweckt worden war, fand er nur höchst bescheidenen Anklang. Erst als die einfachen serbischen Land-

leute, welche nach so viel ausgestandener Beschwerde und Gefahr in die behäbige Ruhe ihrer Hütten zurückzukehren dringend wünschten, einen Vorschlag, den sie als durchaus billig und gerecht betrachteten, und von dessen politischer Bedeutung sie keine Ahnung hatten, verworfen sahen, und sie damit für die Falschheit der Türken den Beweis in Händen zu haben glaubten: erst da waren auch Karadjordje's Bedenken gegen eine Mission nach Petersburg beseitigt, und er hieß den Erzpriester zu der Reise, von deren Nothwendigkeit dieser ihn längst zu überzeugen gesucht hatte, seine Vorbereitungen treffen.

Um Misverständnissen auf seiten des Lesers vorzubeugen, mache ich hier darauf aufmerksam, daß ich mich nur gegen die Thatsache der serbischen Initiative, nicht aber gegen die Ersprießlichkeit der Verwendung bei Rußland selber — natürlich vom serbischen Standpunkte — ausspreche. Die Pforte, welche, wie die römische Kirche, in Behandlung von Aufständen eine außerordentliche Erfahrung besaß, pflegte temporum ratione habita durch Geschehenlassen, durch Versprechungen und wirkliche Verleihung von Rechten, solange sie sich der rebellischen Organisation nicht gewachsen fühlte, den Frieden aufrecht zu erhalten, resp. wiederherzustellen, immer aber ihre Zeit abzupassen und die Reichseinheit mit Gewalt wieder zur Geltung zu bringen. Der Prota Nenadowić hat also seiner, unter der Türkenherrschaft noch mehr von Versumpfung bedrohten Nation eine Wohlthat erzeigt, als er in den Sirenengesang der Zusagen des Vezirs den Misklang seiner Zweifel an der Aufrichtigkeit erschallen ließ. Mehr als alle Waffenthaten Karadjordje's ist des Prota Fahrt nach Petersburg für das Entstehen des heutigen Serbien bedeutungsvoll gewesen. Wäre letzteres nicht in das internationale Recht eingetreten, da würde die Wojwodschaft Karadjordje's wie die nicht minder von der Pforte

anerkannten Herrschaften Paßwan-Oglu's von Widdin, Ali-Pascha's von Janina u. a. m., nur eine Schaumblase auf dem Meere der türkischen Reichsgeschichte geblieben sein.

Daß aber auch, nachdem die Nothwendigkeit erkannt und folgemäßig ein Beschluß gefaßt worden war, der Enthusiasmus für das Unternehmen unter den Serben ein sehr geringer blieb, zeigte sich in der Frage wegen der Beschaffung der zu der Reise nöthigen Gelder. „Ich forderte", erzählt der Prota, „Geld von Janko, Janko aber verwies mich auf den Schwarzen Georg, und der wieder sagte: laß nur erst den Jakob und den Sima*) kommen. Alle sagten: So geh doch! aber Geld gab keiner. Ich hatte aus meinem eigenen Vermögen ein Kapital von 250 Dukaten (ins Lager vor Belgrad) mitgebracht, aber das war zu wenig für ein so großes Unternehmen. Endlich fragte ich den Tschardakli, wieviel Geld, gering angeschlagen, für die Reise nöthig sein würde; er meinte ungefähr 300 Dukaten. Ich theilte ihm mit, wie ich 250 Dukaten selber besäße, und bat ihn mir zu sagen, wieviel er seinerseits zulegen könne, denn unser dritter Reisegefährte, Jowa Protić, wäre ein Kaufmann und würde für sich selber sorgen. Tschardakli aber entgegnete: Ich besitze nichts als 11 Gulden und diese Flinte. Indessen fordere du nur weiter; sie werden schon geben. Wenn sie aber doch nichts geben, da gehen wir mit den 250 Dukaten. Die Russen sind gegen die Popen wohlthätig, auf unserer Rückreise können wir zur Noth fechten gehen!" —

Diese Aussicht dürfte dem Erzpriester, der als der Sohn eines k. k. pensionirten Oberlieutenants und bei Serben wie

---

*) Sima Markowić, wie Janko, mit Familiennamen Katić, und Jakob Nenadowić, der Oheim des Prota, waren angesehene Wojwoden, welche damals noch den Krieg auf eigene Rechnung betrieben, und demnach jeder eine eigene Kasse hatten.

Türken hochangesehenen Knezen von Kindesbeinen an in einem gewissen Nimbus von Vornehmheit unter seinen Landsleuten dagestanden, schwerlich gelächelt haben.*) Tschardakli aber mußte um der Fiction der serbischen Initiative willen als ganz habelos erscheinen. Auf desselben Rath raffte sich denn auch Nenadowić zu nochmaligem Angehen Karadjordje's auf, auf welches dieser sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Allewege!**) ich bin auf der Reise" (Nenadowić meint, er habe eine Tour vom Lager vor Belgrad nach seinem Heimatdorfe Topola beabsichtigt); „aber da ist Jakob, da ist Sima

---

*) Zur Charakteristik der Lebensverhältnisse des in unsern Mittheilungen eine so große Rolle spielenden Erzpriesters möge folgender Passus aus seinen Denkwürdigkeiten (Memoari, S. 21) dienen, welcher auch für die allgemeinen Zustände in dem damaligen Serbien sehr belehrend ist:

„Nach meiner Rückkehr ins Aelternhaus zu Brankowina im Jahre 1793 machte mein Vater mich sofort zum Popen und übergab mir die Pfarre. Gleich darauf wurde ich Protopop — dem Wladika (Bischof) lag nichts daran, daß ich noch keinen Bart oder Schnurrbart hatte, denn er wollte dem Knezen (M. Nenadowićens Vater) einen Gefallen thun und hatte vielleicht auch Geld nöthig. Wie mir nachher mein Vater und meine Mutter versicherten, bin ich in der Mitte der Sechzehn Pope geworden; darum war ich auch entsetzlich ängstlich, als sie mich ordiniren wollten, besonders als sie mich an der Kirchenthür anfaßten und mich zum Altar geleiteten. Denn der eine Diakon, der mich führte, sagte mir scherzweise ins Ohr: «Jetzt sag' der weißen Welt Lebewohl, es geht zum letzten!» — und wirklich glaubte ich damals die Welt vertauschen zu sollen. Nachher sah ich aber, wie schön es ist, Pop zu sein." — Nenadowic war im Jahre 1777 geboren.

**) Auf serbisch Kojekuda, ein auf Bedeutung keinen Anspruch machender Ausruf, mit welchem der Schwarze Georg in Weise origineller Landleute seine Apophthegmen einzuleiten pflegte.

und Janko. Die sollen euch 2—3000 Piaster (nach damaligem Gelde 2—300 Dukaten) geben."

Obwol diesen Betrag sehr gering findend, erklärte sich der Prota damit zufrieden und bestellte den Donaukahn zur Fahrt. Als aber der Abreisetag herangekommen war und er nun um des Geldes willen seinen Oheim, den Wojwoden Jakob, aufsuchte, schickte ihn dieser wieder zu Sima, und Sima zu Katić (Janko). „Ich ging zu jedem zweimal und erhielt nirgends einen Pfennig . . . endlich entschloß ich mich, die lange bereit liegende Bittschrift zu mir zu stecken, und sagte meinem Oheim Jakob: «Gehab dich wohl!» — «Also», fragte er, «fort?» — «Fort mit Gottes Hülfe.» — «Haben sie dir denn Geld gegeben?» — «Soviel wie du selber.» — «Wart' ein bischen», sagte er da und gab mir 50 Dukaten."

Man möchte hiernach glauben, daß die Häupter des serbischen Aufstandes, welche dem Prota zumutheten, sein Privatvermögen an das Unternehmen zu setzen, während sie, weit entfernt, dasselbe aus eigener Tasche zu unterstützen, sogar mit den in ihren Händen befindlichen Staatsfonds so sehr geizten, sich noch nicht daran gewöhnen konnten, die Sache als eine Angelegenheit des Gemeinwesens zu betrachten, sondern vielmehr glaubten, der junge Erzpriester, dem sie in der Gesprächsdialektik nicht gewachsen waren, gehe mit dürftigster Aussicht auf Erfolg Abenteuer suchen, die er demnach auch selber bezahlen möge.

Die Verhandlung mit Bekir-Pascha, in welcher Nenadowić sich das dreifache Olmaz holte, fand, soweit er sich bei Abfassung seiner Denkwürdigkeiten zu erinnern glaubte, den 31. Juli (a. St., d. h. den 12. August) statt; die an demselben Tage endgültig beschlossene Reise wurde einen vollen Monat später, den 1. (d. h. 13.) September 180[illegible] angetreten. Seine Fahrt die Donau hinab und seine we[illegible]

Schicksale beschreibt der Prota lebhaft und anmuthig; was uns aber noch mehr interessirt, ist der im allgemeinen unsichtbare, aber doch gewissermaßen in dem auf seine Rechnung lebenden Tschardakli sich verkörpernde Schutzgeist, welcher ihn über die vielen Schwierigkeiten des Unternehmens hinweghalf. Waren doch die Beförderungsmittel zu Wasser und zu Lande damals noch dieselben, deren man sich in Ungarn schon zur Zeit des Königs Matthias Corvinus bedient hatte, während an polizeilichen Plackereien schon bedeutende Erfindungen zur Geltung gekommen waren! Wol um dieser letztern willen durften die paßlosen Reisenden nicht den directen Weg durch Ungarn nehmen, sondern mußten an den damals noch mit türkischen Garnisonen versehenen Donauforts vorüber den Strom hinab nach der Walachei gehen.

Ohne besondere Fährlichkeiten gelangten sie den 14. (26.) September nach Bukarest und begaben sich alsbald zum russischen Consul, dem sie ihren bis dahin sorgfältig verheimlichten Reisezweck anvertrauten. Offenbar war aber dieser Herr schon mit Instructionen für den Fall versehen, denn er zeigte den türkischen Unterthanen ein ganz anderes Gesicht, als sich nach dem Briefe des russischen Commandanten von Cattaro würde haben ahnen lassen. Nenadowić erzählt von ihm: „Er gab uns gute Rathschläge; in diesem Fürstenthum (der Walachei), sagte er, hätten wir nichts zu fürchten, doch sollten wir so rasch wie möglich die Moldau zu passiren suchen. Auch brachte er uns einen Paß vom Wlabeg (Hospodaren) Ypsilantis."

Die Reise durch die Walachei ging mit Postpferden rasch von statten, wozu der Prota die Bemerkung macht, daß Ypsilantis ein Anhänger Rußlands sei, während Murusis, der Hospodar der Moldau, es mit der Türkei halte. In Fokschan an der moldauischen Grenze wurden ihnen wegen

der Postpferde Schwierigkeiten gemacht, welche ihnen (vielleicht über Gebühr) Besorgnisse einflößten. Mit Privatpferden, die sie sich zu verschaffen wußten, reisten sie dieselbe Nacht weiter und erreichten den folgenden Abend Jassy, wo sie ohne weiteres in dem Hofe des russischen Generalconsuls abstiegen. Dieser ließ sich von der Lage der Dinge vor Belgrad erzählen, sandte sofort seine Leute zur Beschaffung frischer Pferde aus und versah die Reisenden mit neuen Päßen, in welchen sie als moldauische Kaufleute und russische Unterthanen bezeichnet wurden. „Alsdann", erzählt Nenadowić, „fragte der Consul: Habt ihr Papiere bei euch? — Ja. — So gebt sie her! Wir überreichten die Bittschrift. Dieses Schriftstück werdet ihr jenseit der Grenze in der Quarantäne von Mogilew zurückbekommen. Glückliche Reise!" Sie erklärten, daß sie übermüdet seien und gern in Jassy übernachten wollten; doch ließ der Consul das nicht zu; sie müßten sehen, daß sie so rasch wie möglich über den Dnjestr gelangten.

So ging es denn in aller Hast weiter nach dem ebengenannten, damals die Grenze zwischen dem türkischen und russischen Gebiet bildenden Flusse, an dessen Ufer der russischen Stadt Mogilew gegenüber ein Kahn der Reisenden wartete. Sie wollten ihren Reisewagen gleich mit hinübernehmen, aber ein russischer Beamter (Tschinownik), den sie dort vorfanden, hieß sie vorangehen; er werde den Wagen hernach schon übersetzen. Mit den strengen Anordnungen des Generalconsuls wurden sie ausgesöhnt, als sie, eben aus dem Kahne an das linke, russische, Dnjestrufer tretend, fünf moldauische Polizeisoldaten zu Pferde an das jenseitige Ufer heraneilen sahen, die mit Geschrei nach den in dem Wagen hergekommenen drei Männern fragten, und verlangten, sie sollten herkommen und sich als unverdächtig ausweisen. Da trat aber ein russischer Beamter auf dem linken Fluß=

ufer vor und bedeutete die Moldauer, das seien russische Unterthanen und moldauische Kaufleute, worauf die Verfolger sich zurückzogen. Den Reisenden aber erklärte der Beamte, die Leute hätten sie arretiren wollen und würden sie, wenn sie von ihnen am andern Ufer gefaßt worden wären, nach Jassy zurückgebracht haben, „und Gott weiß, was dann aus uns geworden wäre", fügt der Prota gläubig hinzu.

Wahrscheinlich aber handelte es sich nur um die Verletzung gewisser, betreffs des Grenzübertritts bestehender Controlvorschriften; die in den Donaufürstenthümern residirenden Consuln hatten sich damals das Recht angemaßt, sogar wirklichen Landeskindern als Unterthanen ihrer Regierungen Schutzkarten auszustellen, mittels welcher dieselben des Rechts der Exterritorialität theilhaftig wurden. Der russische Paß, mit welchem der Generalconsul unsere Reisenden versehen hatte, stellte sie also, sobald sie sich als Inhaber eines solchen ausgewiesen, den moldauischen Behörden ganz unabhängig gegenüber, und wenn sich noch dazu ergab, daß sie Nicht-Moldauer waren, so lag gar kein Grund zu Maßregeln gegen sie vor. Dem Vertreter der benachbarten Schutzmacht gelangen aber damals ganz andere Dinge als die Aufrechterhaltung des Respects vor einem von ihm ausgestellten Legitimationspapier. Offenbar hatten die russischen Consularbeamten, denen Tschardakli die beiden Serben so ohne weiteres zuführte, nicht nur den Auftrag, ihnen officiellen Schutz und Förderung angedeihen zu lassen, sondern sie auch vor jeder Berührung mit den moldau-walachischen Behörden zu bewahren, denn es war dem petersburger Cabinet nicht genehm, betreffs der unter den damaligen Verhältnissen höchst auffälligen Reise angesehener Serben nach Rußland in der Beamtenwelt der Fürstenthümer Mitwisser zu haben, unter denen man türkische und

vielleicht auch österreichische Spione vermuthen konnte. Sogar daß die Deputation eine Bittschrift an den Kaiser mit sich führe, dürfte dem Generalconsul zu Jassy von seiner vorgesetzten Behörde kundgegeben worden sein, und sicher geschah es nur in Befolgung von erhaltenen Weisungen, daß er sich das Actenstück überantworten und es durch einen eigenen Kurier nach Mogilew besorgen ließ. Ihm selber kann nach seinen amtlichen Erfahrungen die Sorge, daß die Moldauer auf dasselbe Jagd machen würden, nicht gekommen sein.

Auch auf russischem Boden folgten aller Wahrscheinlichkeit nach die Reisenden, ohne daß die beiden Serben eine Ahnung davon hatten, einer vorgeschriebenen Route. Von Mogilew ging es zunächst westwärts nach Podolisch-Kamenjetz, woselbst sie dem Großfürsten Konstantin vorgestellt wurden, dann nordostwärts nach Kiew und weiter nach Charkow. Der Grund dieses bei so vorgerückter Jahreszeit doppelt beschwerlichen Umwegs dürfte gewesen sein, die Leute, welche sich in Rußland, was ihre daheimgebliebenen Bekanntenkreise anbetrifft, gleichsam auf einer Entdeckungsreise befanden, einen möglichst großartigen Begriff von der Ausdehnung und Entwickelung des Tzarenreiches beizubringen; deshalb schien es vor allem nöthig, ihnen die kirchlichen Herrlichkeiten von Kiew, dann die Universitätsstadt Charkow und endlich das großartige Moskau zu zeigen. Dem Prota aber wurde die Sache so zurechtgelegt, daß in Charkow an einem der früher erwähnten Hausfreunde Tschardakli's, dem ungarischen Serben Theodor Philippowić, der Reisegesellschaft ein Dolmetscher gewonnen werden müsse.

In Kiew machte eine Wagenreparatur einen mehrtägigen Aufenthalt nöthig. Nachdem der Prota in seinen Reisenachrichten der Pracht und des Reichthums der dortigen Heiligthümer kurz erwähnt, thut er die für einen serbischen

Geistlichen seiner Zeit charakteristische Aeußerung: „Was mir aber am angenehmsten in die Augen fiel, war, daß um jede dieser Kirchen Kanonenkugeln jeder Größe gleichsam zu Wällen aufgeschichtet waren; es schien mir ihrer so viel, daß alle serbischen Wagen nicht im Stande gewesen sein würden, sie auf einmal fortzuschaffen. Ich sagte meinem Begleiter: Hätte ich nur den zwölften Theil eines einzigen dieser Kugelhaufen, um ihn mit einigen dieser Kanonen auf die Höhe vor Belgrad zu bringen, so wäre mir das lieber, als wenn ich alle Glocken der heiligen Lawra (d. h. des Klosters) nach Serbien überführen dürfte." Sein Gefährte gab ihm dagegen die beruhigende Versicherung: „So Gott will, werden wir schon einen Theil davon bekommen, da sie so nahe der Grenze sind."

Wie man sieht, beschäftigte sich Rußland schon damals eifrig mit dem Kriege, den zwei Jahre später die Pforte „verschuldete", und vielleicht gehörte auch das „zufällige" Bekanntwerden der serbischen Reisenden mit den gewaltigen Rüstungen zu dem Reiseprogramm.

„In Charkow", erzählt der Prota weiter, „fanden wir Tschardakli's Gattin, welche er mit Philippowić und Stoikowić hierher geschickt hatte (was uns aber ganz unbekannt war), und stiegen bei ihr ab." Daß diese überraschende Entdeckung den Schlüssel zu manchem andern Räthsel gegeben, verrathen die Denkwürdigkeiten nicht — es ist ja auch möglich, daß Nenadowić, welcher nur wenig von der Welt kannte (er hatte vorher nur einmal eine Reise, und zwar nach Serajewo in Bosnien, gemacht), sich mit kindlicher Einfachheit den unmittelbaren Reiseeindrücken überließ, ohne über den Zusammenhang viel nachzugrübeln.

Die ebenerwähnten Freunde Tschardakli's, Stoikowić und Philippowić, werden uns als Professoren an der Universität von Charkow vorgeführt. Es waren ungarische

Serben, welche, auf den Unterrichtsanstalten des Metropoliten Stratimirowić herangebildet, augenscheinlich auf Empfehlung dieses, wol mehr im slawisch-politischen als im wissenschaftlichen Interesse angestellt worden waren. Da beide sich bereitwilligst dem Prota für den Dolmetscherdienst, der den Umweg bis nach Charkow motivirte, zur Verfügung stellten, so müssen sie sich wol in ihrem Lehramte ebenso unbehaglich wie abkömmlich gefühlt haben. Der Prota entschied sich für Philippowić.

Es kam nun nur darauf an, daß das Professorencollegium, dem der junge Mann angehörte, ihm den nöthigen Urlaub ertheilte, wozu, da die empfehlende Fürsorge, welcher unsere Reisenden soviel Zuvorkommenheit seitens der politischen Behörden verdankten, sich nicht auf das Ressort des Unterrichtsministeriums erstreckte, durchaus keine Geneigtheit vorhanden war. Hier hatten die Fremdlinge zu beweisen, daß sie nicht waren, was das ihnen in Jassy zugestellte Legitimationspapier besagte, moldauische Kaufleute und russische Unterthanen, sondern daß sie als Sendboten eines gegen feindliche Uebermacht ringenden, Hülfe suchenden Volkes eine besondere Berücksichtigung verdienten. Wir werden sehen, wie sie sich dabei benahmen.

Obwol es für den Hergang nur eine Quelle gibt, nämlich die Aufzeichnungen des Prota in seinen „Memoari", welche der russische Historiker Nil Popoff so gut wie wir benutzen mußte, so ist doch die Darstellung desselben in ihrer den Sachverhalt verdunkelnden Kürze so eigenthümlich, daß wir uns einen Augenblick dabei aufhalten müssen. „Im Universitätsrath", erzählt er, „wurde der folgende, an Theodor Philippowić zu Charkow adressirte, im Namen der ganzen leidenden serbischen Nation geschriebene Brief verlesen: «Es grüßen Dich, Bruder Theodor, mit mir, dem Schwarzen Georg, Dein Oheim Jakob und die gesammte Armuth

(d. h. alle serbischen Rajah). Du weißt, Bruder, daß als wir an der Zufluchtsstätte am Dubokiberge beisammen waren, wir uns gegenseitig einen Eid abnahmen, daß Du nach Rußland gehen würdest, um russisch zu erlernen, damit, wenn von uns beauftragte Männer sich nach Rußland begäben, Du ihr Dolmetscher und Secretär würdest. Hiermit senden wir nunmehr diese Männer; sowie dieselben Dich treffen, hast Du sofort mit ihnen zu gehen, wohin sie Dich rufen, denn sie haben ihre Instruction. Wenn Du uns aber betrügst und nicht mit ihnen gehst, dann bist Du nicht mehr unser Landsmann, dann wirst Du von allen Serben und der gesammten Armuth verflucht werden, wenn Du nämlich nicht gehorchst und thust, wie Du gesagt hast, da wir Dich aussandten.» — So entließ denn der Universitätsrath den Philippowić mit den serbischen Deputirten nach Petersburg", schließt Popoff lakonisch seine Mittheilung.

Unstreitig berechtigt diese Darstellung zu dem Schlusse, daß der Prota außer der Bittschrift an den Kaiser Alexander I. auch noch das vorstehende Schreiben Karadjordje's an Th. Philippowić vom Lager vor Belgrad mit sich geführt habe, und dies Schreiben würde von unleugbarer Bedeutung für die Beurtheilung des durch den Prota beim russischen Cabinet gethanen Schrittes selber sein. Wäre nämlich der Brief echt, da würde er nicht nur von allgemeiner Betheiligung der Serben an der Sendung des Prota, sondern auch von selbständiger Fürsorge derselben für das Gelingen Zeugniß ablegen.

Wie aber erzählen die Denkwürdigkeiten den Verlauf? Philippowić, heißt es da, habe geäußert, wenn die Deputation nur irgendein Schreiben der Häupter des serbischen Aufstandes an ihn mitgebracht hätten, da würde man ihn wol loslassen, ohne das aber nicht. Da sei dem Verfasser eingefallen, wie er das Siegel seines Oheims, des Wojwoden

Jakob, welches er bei der Abreise in der Eile zurückzugeben vergessen, bei sich trage, und habe er dasselbe hervorgezogen. Philippowić sei bei diesem Anblick in einen Freudenruf ausgebrochen, als ob nunmehr die Pforte des Gelingens offen stehe, und habe dann selber den (von Popoff den Denkwürdigkeiten entlehnten, von uns in extenso mitgetheilten) Brief aufgesetzt. . . . „Alsdann", fügt Nenadowić hinzu, „schreibe ich jenen seinen Brief eigenhändig ab, setze das Siegel des Oheims darauf, unterzeichne ihn mit dem Datum vom letzten August, als ob er auf der Anhöhe von Belgrad verfaßt worden wäre, und adressire ihn: «An Theodor Philippowić im Moskauer Lande ibi ubi.» Das Siegel aber zerschlug ich dann mit einem Steine und warf es auf dem Wege nach Moskau in einen Sumpf, daß es nie wieder zum Vorschein komme!"

Daß der Streich gelang, haben wir schon aus Nil Popoff's Mittheilung ersehen; nach einer von Nenadowić ergötzlich geschilderten Debatte, in welcher das gelehrte Charkow nicht den leisesten Zweifel an der Echtheit des unter so eigenthümlichen Umständen vorgebrachten Documents verräth, wurde Philippowić mit den Worten entlassen: „Ueberlegen Sie nur, wie Sie dem Director in Petersburg antworten werden!"

Vom sittlichen Standpunkt ist eine Fälschung sicher immer verwerflich; gleichwol verdient jedes Vergehen Entschuldigung, wenn das Bildungsniveau, von dem es sich abhebt, noch so tief ist, daß das Unrecht dabei gar nicht zum Bewußtsein kommt. Unser Prota ist in diesem Falle; daher seine Offenherzigkeit. Vielmehr Vorwurf trifft den russischen Historiker, der den ihm als falsch bekannten Brief seinem Leser in einer Weise vorführt, daß derselbe ihn für echt hinnehmen muß. Popoff fühlte offenbar, daß hier die Wahrheit für die Sache, die ihm am Herzen liegt, nicht

schmeichelhaft sei; aber er hätte sich sagen sollen, daß Patriotismus den Historiker von seiner Pflicht nicht entbindet, und daß halbe Wahrheit überhaupt keine Wahrheit ist.

Unter heftiger Kälte wurde von Charkow die Reise nach Moskau fortgesetzt, woselbst die Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen und eine berühmte Persönlichkeit, der Fürst Prozorowski, als siegreicher russischer Feldherr gegen den Islam, besucht wurde. Es gehörte wol zum Programm, daß der alte Feldmarschall um Empfehlungsbriefe nach Petersburg angegangen wurde, die er auch gewährte; die Reisenden konnten sich danach über die ihnen an letzterm Orte bereitete Aufnahme nicht wundern. Denselben erreichte die Gesellschaft nach abermaliger, durch den weiter vorgerückten Winter höchst beschwerlicher Fahrt den 26. October a. St. (7. November), froh sich endlich am Ziel der langen Reise zu befinden.

Gleich vor dem Thore von Petersburg, erzählt der Prota, wurde der Wagen von einem Reiter in rothem Mantel angehalten, der die Insassen fragte, wer sie seien? „Russische Unterthanen und moldauische Kaufleute.“ „Choroscho!“ sagte der Reiter und wies den Kutscher an, ihm zu folgen. So gelangten die Reisenden in das Hotel Neu-Paris in der Nähe des Residenzschlosses, woselbst Quartier für sie bestellt worden war. Dort erhielten sie gleich den ersten Abend Besuch von einem Offizier, der sie willkommen hieß, sich ihre Pässe geben ließ und ihnen sagte: „Der Generalconsul von Jassy hat euch uns empfohlen; so mögt ihr denn hier von euerer Reisemühsal ausruhen. Nur habt ihr auch fernerhin überall und für jeden als moldauische Kaufleute zu gelten; überhaupt aber dürft ihr in dieser euerer Tracht euch am Tage nicht viel auf der Straße zeigen, damit ihr nicht irgendwie Verdacht erregt; denn es gibt hier Leute, die auf alles ein Augenmerk haben

und besonders die Fremden zum Gegenstand ihrer Spürerei machen. Zu gelegenerer Zeit werdet ihr schon aufgefordert werden, euch an geeigneter Stelle einzufinden, und der Wirth wird euch in allen Dingen zur Hand sein."

In Petersburg also, dem Sitze der fremden Gesandtschaften, begann sofort wieder die Vorsicht, deren man sich im Innern Rußlands entschlagen zu können geglaubt hatte; in der That versichert auch der Prota, welcher wie Jowa in türkischer Tracht ging, nicht einmal das Gastzimmer des Hotels betreten zu haben, sondern ruhig in seinem Logis geblieben zu sein.

Daß unter diesen Verhältnissen der russische Minister einen Empfang der Deputation am hellen Tage vermied, versteht sich von selbst; gleichwol beeilte er sich, sie bei sich zu sehen. Am Tage nach der Ankunft, erzählt Nenadović, um 1 Uhr nachts*) sei ein Beamter ins Hotel gekommen, der die Reisenden aufgefordert habe, ihre Bittschrift zu sich zu nehmen und ihm zu folgen. Der Herr geleitete sie in einen in geringer Entfernung vom Hotel gelegenen Palast, woselbst der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fürst Czartoriski ihrer wartete. Den Verlauf der Audienz, welcher sich als eins der merkwürdigsten Ereignisse seines Lebens dem Prota in unauslöschlichen Zügen eingeprägt haben dürfte, beschreibt derselbe folgendermaßen:

„... Wir verneigten uns und grüßten, so gut wir es konnten; der Minister seinerseits hieß uns willkommen sein und ließ uns alle vier auf Stühlen Platz nehmen, während

---

*) „Spät am Abend", paraphrasirt diese Stelle Nil Popoff, doch thut er hier seiner Sache unrecht. Es ist nicht die erste Stunde nach Mitternacht gemeint, sondern nach Sonnenuntergang, der türkischen Uhr gemäß, welcher, weil sie sich der orientalischen Tagesordnung anschließt, auch die christlichen Unterthanen der Pforte folgen.

er sich auf das Kanapee setzte. Mich hatte unsere Gesellschaft wegen dieses meines Bärtchens und nicht minder in Anbetracht des Umstandes, daß ich doch in Serbien geboren war und sowol die Anfänge des serbischen Aufstandes, wie auch seine dermalige Lage am besten kannte, zur Ueberreichung unserer für den Tzaren bestimmten Bittschrift an den Minister ausersehen. Behufs dieser Ueberreichung erhob ich mich und nahm dann wieder Platz."

Ich bemerke hier einschaltend, daß ein in der Galerie serbischer Berühmtheiten im belgrader Museum befindliches Oelgemälde des Prota denselben mit einem ungeheuern Barte darstellt; selbstverständlich bedeutet hier der Bart die geistliche Würde. Außer Nenadowić war allerdings auch der požarewatzer Kaufmann Jowa Protić in Serbien geboren, jedoch konnte von einer Concurrenz desselben mit dem Erzpriester nicht die Rede sein.

„Der Minister", fahren die Denkwürdigkeiten fort, „nahm die Bittschrift in Empfang und sagte, nachdem er gesehen, daß sie an den Kaiser gerichtet sei: «Gut, ich werde sie dem Herrn vorlegen.» — Dann fragte er uns zunächst, von wo wir ein jeder gebürtig seien, worauf wir ihm angaben, wie ich aus dem Dorfe Brankowina, waljewoer Kreises, in Serbien, Protić aus Požarewatz, Theodor aus Ruma in Ungarn, Tschardakli endlich aus irgendeinem, wenn ich nicht irre, albanesischen Orte (den Namen habe ich vergessen) sei; er habe, sagte Tschardakli, als Rittmeister in der österreichischen Armee gedient, da sich aber die Serben gegen die Türken erhoben, sei er sofort zu ihnen geeilt."

„Gut, gut, von dem Aufstande der Serben gegen die Türken wissen wir. Wie geht es denn euerm Anführer, dem Georg Schwarz, und den übrigen Wojwoden? befinden sie sich wohl?" — „Gott sei Dank, es geht ihnen gut. Sie machen Ew. Excellenz und dem Kaiser ihr Compliment;

im Vertrauen auf das glaubensverwandte Rußland hoffen sie, daß es mit ihnen noch besser gehen, und es ihnen gelingen werde, sich von den Türken zu befreien." — „Gut; nur ist Serbien von Rußland sehr fern, und wir sind mit den Türken befreundet." Nach einer Weile: „Sind die Türken noch in Belgrad in der Festung?" „Allerdings, Excellenz." „Wie hoch beläuft sich ihre Zahl daselbst?" „Wie wir glauben, auf ungefähr 16000 Mann, vielleicht aber noch mehr, und jetzt hat der Vezir von Bosnien aus seiner Provinz noch 7600 Mann hergebracht. (Daß letztere Zahl richtig, bezeugt ein Brief von Hadji-Beg.)" „Gibt es außer Belgrad noch mehr Festungen in Serbien? und wenn dies, wie hoch schätzt man ihre Besatzungen?" „Es gibt noch die Festung Smederewo (Semendria) mit 1500 Mann, Schabatz mit 1000 Mann, Sokol mit 15000 Mann, Uzitza mit 4500 Mann — so glauben wir."*) „Und wie stark ist die serbische Armee?" „Gegenwärtig stehen 1500 Mann unter den Waffen; wenn aber alle Waffenfähigen sich erheben, dann sind ihrer mehr als 70000 Mann." „Weshalb aber hat der Vezir von Bosnien so viel Truppen hergeführt?" „Der Sultan hat ihn gesandt, um zwischen uns und den belgrader sowie den übrigen Türken den Frieden wiederherzustellen." „Und hat er irgendeinen Frieden zu Wege gebracht?" „Er hat so viel zu Wege gebracht,

---

*) Den Prota hat hier sein Wunsch, den serbischen Aufstand möglichst großartig erscheinen zu lassen, zu gewaltigen Uebertreibungen bewogen. Die Macht der Dai beruhte auf dem Söldnerheere des Gusschanatz Ali von 1200 Mann. Das Heer des Bekir-Pascha von Bosnien wird nach zuverlässigen Nachrichten auf 3000 Mann geschätzt. Die normale Besatzung der Festung Belgrad beträgt 4000 Mann. Hätten die Dai über die vom Prota hier angegebene Truppenzahl zu verfügen gehabt, da würde man nie von einem serbischen Freiheitskampfe gehört haben.

daß die vier Dai von Belgrad zu Kahn die Donau hinabgeflohen sind; aber unser Führer schickte den Wojwoden Milenko hinter ihnen her nach Ada-Kaleh (Neu-Orsowa) und ließ sie sämmtlich umbringen." „Und was hat der Vezir betreffs der übrigen Türken angeordnet?" „Er hat ihnen vollständige Amnestie angedeihen lassen; zugleich aber hat er uns versprochen, neun verschiedene Forderungen, die wir ihm in einem Bittgesuche vortrugen, durchaus zu gewähren und zur Bestätigung uns einen Hattischerif vom Sultan zu verschaffen. Wir haben ihm für diese Zusagen gedankt, zugleich aber ihn ersucht, er möge doch entweder selber als Zeugen (Schiedsmann) für unsere Uebereinkunft einen Beamten vom österreichischen Hofe verlangen oder uns dies zu thun gestatten, sodaß, wenn wir aufs neue zu rebelliren, oder die Türken ihrer alten Gewohnheit nach uns wieder zu bedrücken anfingen, der österreichische Hof als nächster Nachbar davon dem Sultan genaue Anzeige machte. Der Vezir aber antwortete hierauf mit im Zorn gehobener Stimme: «Das ist unmöglich; kein König darf sich in die Angelegenheiten der großherrlichen Länder einmischen. Unser Sultan», sagte er, «hat ja treue Muselmanen genug, die ihm die Wahrheit betreffs der möglichen Ereignisse in Serbien sagen würden.» Hieraus schlossen wir, daß die belgrader Türken und der Vezir uns zu hintergehen beabsichtigen und uns zunächst nur dahin bringen wollen, die Waffen abzulegen."

„Ganz recht! Nun, euere Bittschrift werde ich dem Kaiser, unserm Gebieter, vorlegen. Ich wünsche euch gute Nachtruhe. Lebt wohl."

„Damit zog sich der Minister zurück, und wir thaten desgleichen.

„Nach einigen Tagen wurden wir abermals in dasselbe Palais gerufen, und ich hatte dem Minister von dem

deutschen (d. h. österreichisch-türkischen) Kriege zu erzählen, wie unsere Väter (zur Seite der Oesterreicher) in dem Freicorps gegen die Türken gekämpft und sich dadurch den Groll der Türken zugezogen haben, wie deshalb auch unsere Knezen unser Heer dem Hadji-Mustapha-Pascha gegen Paßwan-Oglu von Widdin und gegen die Dai zu Hülfe gesandt haben, wie dann die Dai sich Belgrads bemeistert, und wie Hadji-Mustapha von ihnen ermordet worden ist. Ich erzählte von den Begebenheiten im obern Serbien und im belgrader Bezirk, wie ich sie aus den Mittheilungen meines Vaters kannte; Jowa Protić berichtete dann von den Begebenheiten der untern pozarewatzer Gegend bis nach Widdin hin. Tschardakli aber und Theodor Philippowić konnten sich an dieser Unterhaltung nicht betheiligen, denn da jener erst kurz vor unserer Reise nach Serbien herübergekommen war, dieser aber unser Land überhaupt nie betreten hatte, so waren ihnen die Verhältnisse unbekannt."

Der Prota unterbricht sich hier, um sich zu entschuldigen, daß er so wenig Namen nenne. Der Grund, den er dafür anführt, ist insofern bemerkenswerth, als er zeigt, wie weitgehend und wie erfolgreich die Mittel waren, mit denen Rußland ein Unbemerktbleiben seines Verkehrs mit den aufrührerischen Unterthanen eines, um mich des Ausdruckes Czartoriski's zu bedienen, befreundeten Nachbarstaates erzwang. „Heimlich", sagte er, „und mit großer Gefahr durchzogen wir damals fremde Länder; über politische Thatsachen und Namen wagten wir nichts Schriftliches bei uns zu tragen, sondern bewahrten nur, was wir gehört, im Gedächtniß und traten überall als Kaufleute auf. Mancherlei Leiden, die mich seitdem bis auf diesen Tag betroffen, haben mich dann vieles vergessen machen, und wenn man wenige Namen vermerkt findet, da hat man die Ursache theils in der Politik, theils aber auch in meinem mangelhaften Ge-

dächtniß zu suchen; die Thatsachen aber gebe ich, wenn auch in großer Kürze, ganz wahrheitsgemäß." Das ist alles, was man billigerweise verlangen kann.

„In der vorstehenden Unterhaltung", berichtet dann der Prota weiter, fragte uns der Minister Czartoriski auch: «Aber habt ihr denn nicht bei dem österreichischen Hofe, euerm nächsten Nachbar, um Hülfe gebeten?» Ich antwortete: «Freilich haben wir schon in den ersten Tagen, im Monat März (1804), nach Wien eine Bittschrift gesandt, in dem festesten Vertrauen, Oesterreich werde uns Truppen, Waffen und allerlei sonstigen Kriegsbedarf zukommen lassen und uns endgültig vom türkischen Joche befreien, weil unsere Vorfahren sich bei jeder Gelegenheit als Anhänger und treue Bundesgenossen der kaiserlichen Regierung gezeigt haben. Ganz besonders war dies im letzten Türkenkriege, demjenigen des Kaisers Joseph, der Fall, in welchem, wie ich von meinem Vater gehört, ein serbisches Freicorps von 18000 Mann unter dem Commando des Generals Michailjewić drei Jahre lang gegen die Türken gekämpft hat. Was für Oesterreich wir in dieser Weise geleistet, das haben wir denn auch wieder gefordert (in der That baten wir in unserer ersten Bittschrift, man möge uns wenigstens ein Freicorps von 18000 Mann gewähren). Die Oesterreicher aber beantworteten unsere Vorstellung schriftlich dahin, daß sie in sehr freundschaftlichen Verhältnissen zu der Türkei ständen und uns weder Truppen, noch Offiziere, noch Waffen geben könnten, indem sie sonst den zwischen ihnen und der Pforte bestehenden Friedens- und Freundschaftstractat brechen würden. Bei alledem sehen aber die österreichischen Behörden durch die Finger, und die Kaufleute verschaffen uns unsern Kriegsbedarf von Oesterreich.» Der Minister entgegnete: «So ist's recht, das nenn' ich christlich gehandelt! Auch ist es ja wahr, daß Oesterreich seinen Tractat brechen

würde; ebenso ist Rußland jetzt mit der Pforte auf sehr gutem Fuße. Also eine schriftliche Antwort habt ihr von Oesterreich?» «Ja wohl; indessen ist sie in Serbien geblieben.» «Vortrefflich! Ihr thut gut, diese Antwort wohl aufzubewahren.» «In dieser Antwort ist auch von einer Versöhnung die Rede, welche Oesterreich zwischen uns und den Türken zu Stande zu bringen hoffte, zu welchem Zwecke wir zu einer Besprechung zusammenberufen werden sollten. Es erschien denn auch der Commandirende von Peterwardein, Genée, in Semlin und beschied einerseits gegen 15 belgrader Türken und andererseits unsern Führer, den Schwarzen Georg, dahin. Janko Katić und ich begleiteten den letztern. Dem General gelang aber der Ausgleich zwischen uns und den Türken nicht, denn diese wollten die von uns vorgelegten Bedingungen nicht annehmen.»"

Das ist also der russische Minister, von dem Nil Popoff glaubte, daß er aus polnischen Sympathien einen sich der russischen Politik bietenden Vortheil habe vernachlässigen oder gar zurückweisen können. Die einem jeden in die Augen springende berechnende Feinheit, welche er im persönlichen Verkehr mit den serbischen Deputirten entwickelte, wirft ohne Frage auch auf die Rückgabe der seinerzeit von Samborski überreichten Schriftstücke ein Licht zurück. Rußland wollte, so scheint es, betreffs des Rufes seiner Correctheit von der Discretion niemandes, nicht einmal des serbischen Metropoliten von Karlowitz abhängig sein; gleichwol war es im Besitz der Ideen dieses geistreichen Mannes, welche dem petersburger Cabinet das Maß des an Ort und Stelle für möglich und erreichbar Gehaltenen gaben und nunmehr verarbeitet, d. h. den Erfordernissen des russischen Interesses (denn darauf kam es an) angepaßt werden konnten.

Andererseits war zum ersten mal Rußlands Wille ur-

den Serben durch die Deputation zur Ausführung gekommen, ohne daß dies Volk in seiner arglosen Einfalt nur ahnte, daß es geschoben wurde, wo es zu schieben meinte. Mit klopfendem Herzen und edelm Enthusiasmus, denn sie wagten dabei ihren Sparpfennig*), begaben die Deputirten sich auf die Fahrt zu dem großen Herrscher, den sie mit allerlei in ihren Augen durch den Patriotismus geheiligten Unwahrheiten bewegen wollten, ihr ebenso geliebtes wie gefährdetes junges Gemeinwesen zu beschützen, und ahnten nicht, daß sie gleichsam Marionetten waren, deren Fäden die geschickte Hand der Reichspolitik jenes Herrschers hielt und auf dem Wege, der ihm beliebte, zu sich hinzog. Während den Serben Kirchlichkeit etwas so Fremdes ist, daß man sich einen unbärtigen Knaben als Pfarrer, ja als Erzpriester gefallen ließ, wie man ja auch noch jetzt nach siebzigjähriger Autonomie, nach 60 Friedensjahren bei Reisen durch das Land zwei oder drei Gotteshäuser während der Fahrt eines ganzen Tages zu Gesicht bekommt, jammerten sie in ihrer Bittschrift über Ruinen aus einer längstvergessenen Zeit, weil ihnen auf Weisung des russischen Cabinets, welches sich selbstverständlich für die serbische Kirche nicht mehr erhitzt als die Serben selbst, die Meinung beigebracht worden war, aus dieser Sache lasse sich in Rußland Kapital schlagen. Unbewußt spielten sie eine Komödie, welche derjenige für sie verfaßt hatte, den sie täuschen sollte. Daß auch der Sparpfennig für Rußland zu den Inscenirungserfordernissen gehörte, haben wir schon bemerkt; für das in solchen Fällen so verschwenderische Tzarenreich wäre es ja ein Leichtes gewesen, die bescheidenen

*) Der Prota Nenadović 250 Dukaten und Protić 50 Dukaten, für die damalige Zeit allgemeiner Armuth in Serbien bedeutende Summen.

Beträge selbst herzugeben, wenn nicht damit den Deputirten auf einmal klar geworden wäre, daß sie nicht selbständig reisten, sondern nur geholt, auf allerlei Umwegen zum Ziele geführt wurden. Nachher war es die Geschicklichkeit des Fürsten Czartoriski, die Deputirten befriedigt und hoffnungsvoll als Apostel der Herrlichkeit und Macht des Tzarenreiches heimzusenden, ohne ihnen auch nur eines Strohhalms Werth an Verheißungen mit auf den Weg zu geben. Den Kaiser bekamen sie nicht zu Gesicht; ob er ihr Gesuch gnädig angenommen, erfuhren sie nicht; nur bei Nacht und Nebel wurden sie zum Minister geführt, der sich allerdings bereit erklärte, ihre Bittschrift dem Kaiser vorzulegen, ihnen aber nachher nicht einmal mittheilte, daß dies geschehen. Sie durften nicht umhergehen, keine Bekanntschaften machen, keine Notizen nehmen, kein Tagebuch führen, der Fall späterer indiscreter Velleitäten war vortrefflich vorgesehen. Niemand konnte widersprechen, wenn nachher erklärt wurde: „Die Leute haben sich unter dem Vorgeben, sie seien moldauische Kaufleute, über unsere Grenze geschlichen und sind als habelose Abenteurer mit Unterstützung wieder gegen ihre Heimat abgeschoben worden.“

Und wenn dennoch alles, was ihnen widerfahren, einen bezaubernden Eindruck auf sie gemacht hatte, so ist auch dies wol zu begreifen. Rußland hatte doch überhaupt ihren Besuch gestattet, ja ein unklares Gefühl verrieth ihnen, daß derselbe willkommen gewesen. Sie hatten die altrussische Wunderstadt Moskau mit seinem Kreml, sie hatten die märchenhaften Kirchenschätze von Kiew, sie hatten die modernen Prachtbauten Petersburgs vor Augen gesehen, und durften in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl vor den Minister dieses größten und selbstbewußtesten aller Reiche treten, ihn von ihren Angelegenheiten unterhalten, ihm kleine Unwahrheiten einflößen, die sie ihrer Sache für förderlich

hielten. Sie waren außerdem auf gewaltige Kriegsvorbereitungen aufmerksam geworden, die, der südwestlichen Grenze nahe, nur der Türkei gelten konnten, und wenn der Minister, die österreichische Antwort auf ihr Bittgesuch gutheißend, hinwarf: „Auch Rußland lebt jetzt mit der Pforte in Freundschaft“ — so mußte von ihnen dies „jetzt“, das einzige Wort, durch welches die russische Antwort sich von der österreichischen unterschied, auf einen vielleicht baldigen Umschwung gedeutet werden. Die um die Kirchen Kiews gehäuften Kanonenkugeln harmonirten auffallend mit den Erkundigungen des Ministers nach der militärischen Leistungsfähigkeit Serbiens.

Bei Vermeidung jedes eigenen Einsatzes gewann also Rußland mannichfache und namhafte Vortheile, es eröffneten sich ihm Aussichten auf eine nach Material und Localität werthvolle Bundesgenossenschaft, eine Bundesgenossenschaft, wie sie Stratimirowić als die wünschenswertheste bezeichnet hatte, von Stamm- und Confessionsgenossen. Man konnte hoffen, daß diese unentwickelten Slawen bei sorgfältiger Pflege des Unkrauts nationaler und confessioneller Ausschließlichkeit sich von Rußland würden kindlich leiten, für russische Zwecke sich ohne Widerrede gebrauchen lassen. In demselben Maße aber, wie Rußland sich diese Hülfe aneignete, entzog es dieselbe für den im Verlauf der Geschichte zu gewärtigenden Fall staatlicher Rivalität dem Nachbarreiche; es schwächte Oesterreich, indem es eine gesicherte Grenze desselben in eine unsichere verwandelte, indem es durch Beeinflussung der türkischen Slawen eine gegen die österreichische Staatseinheit gerichtete Wühlerei unter deren auf ungarischem Boden lebenden Brüdern ermöglichte und somit den Kaiserstaat mit einer neuen Achillesferse behaftete. Zugleich setzte die dem Prota verdankte Notiz, daß Oesterreich den Serben eine schriftliche Antwort ertheilt habe, die

russische Diplomatie in den Stand, wo die politische Lage dies wünschenswerth machte, Oesterreich bei der Pforte als mit deren rebellischen Unterthanen in officieller Correspondenz stehend zu verdächtigen. Dieselbe Notiz konnte auch zum Ausstreuen von Mistrauen zwischen Oesterreich und Serbien benutzt werden und die Isolirung des letztern zu Gunsten Rußlands vervollständigen.

So ganz ohne Trübung scheint aber doch für Nenadowić das Gefühl, mit welchem er sich die gegen Oesterreich begangene Indiscretion ins Gedächtniß zurückrief, nicht gewesen zu sein, denn er findet nöthig, nach seiner Mittheilung über das Gespräch mit Czartoriski noch einmal in apologetischer Weise den damit unwiderruflich eingeleiteten politischen Wechsel zu besprechen. „Als", sagte er, „noch im März (1804) die Antwort der Oesterreicher an mich und meinen Oheim gelangte und so ganz gegen unsere Wünsche ausfiel, daß nämlich der wiener Hof, um den Freundschaftstractat mit der Pforte nicht zu verletzen, uns auch gar keine Hülfe gewähren werde und nichts weiter für uns thun wolle, als uns mit den Türken versöhnen, erst da, wo die Friedenshoffnungen fast ganz geschwunden waren, fingen wir an mit Rußland in Verbindung zu treten, obwol die Oesterreicher uns betreffs der Waffen- und Munitionstransporte von ihrem Gebiete her durch die Finger sahen, und unsere Lieferanten uns für unser Geld alles schaffen konnten, dessen wir bedurften. Den von Oesterreich an uns ergangenen Brief hob ich auf, und nachdem im Jahre 1805 der serbische Senat ins Leben getreten war, legte ich ihn, damit er nicht verloren gehe, in den Archiven dieser Körperschaft nieder, denn ich dachte, wenn einmal die Oesterreicher uns Vorwürfe machen sollten, wie wir sie, unsere ältesten und nächsten Nachbarn verlassen und Rußland zum Beschützer genommen hätten, dann würden

wir ihnen durch besagtes Schriftstück beweisen, daß sie uns verlassen, nicht wir sie."

Allerdings trat dieser Fall für den Prota im Jahre 1813 ein, als er nach dem Zusammensturz der Karadjordje'schen Herrschaft mit den übrigen Wojwoden auf ungarisches Gebiet überzutreten sich genöthigt sah. Mit dem Umstande, daß er Angriffen gewisser hochgestellter Oesterreicher durch Hinweis auf jenen Brief begegnete, dürfte auch zusammenhängen, daß derselbe für Serbien verloren ging. Als nämlich bei der allgemeinen Flucht der Serben auch das Karadjordje'sche Staatsarchiv nach Syrmien hinübergeschafft wurde, bemächtigten sich seiner, wie die Denkwürdigkeiten erzählen, die österreichischen Grenzbehörden und gaben es erst zurück, nachdem sie das fragliche Schriftstück daraus entfernt hatten.

Erst den 14. December reiste Nenadowić mit Protić — der räthselhafte Tschardakli bekam eine andere Bestimmung — von Petersburg wieder ab, nachdem ihnen drei Tage vorher je 300 Dukaten als Reisegeld auftrags der russischen Regierung ausgezahlt worden waren. Die Gabe dürfte willkommen gewesen sein, denn wenn sie auch in Petersburg, wie dies bei den ihnen auferlegten Beschränkungen nur billig, freigehalten wurden, so waren doch ihre von Serbien mitgebrachten Fonds bei der Hinreise draufgegangen und, ihrem Ziel nahe, hatten sie sich allerlei Entbehrungen und Einschränkungen gefallen lassen müssen. Nach dem bedeutenden Opfer, das sie selber gebracht, konnte die ihnen durch Gewährung des Rückreisegeldes zutheil gewordene Erleichterung ihren Glauben an die Spontaneität ihres Unternehmens nicht mehr vernichten.

Mit was aber die verhältnißmäßig lange Zeit des Aufenthalts in Petersburg, gegen 50 Tage, ausgefüllt worden, darüber vermissen wir die Angaben, denn blos um der An=

nehmlichkeit der Unterhaltung willen dürfte Fürst Czartoriski seine Gäste auch nicht um einen Tag aufgehalten haben. Die Denkwürdigkeiten, die einzige dem Publikum erschlossene zuverlässige Quelle über die Deputation, erwähnen nur einer Verhandlung, welche allerdings auf den Zweck des langen Aufenthalts einiges Licht wirft.

„In Petersburg“, erzählt Nenadowić*), „warf man der serbischen Deputation vor und behauptete hartnäckig (Czartoriski vom Auswärtigen Amt), unser Karadjordje morde und begehe Ungerechtigkeiten. Wir Deputirten versicherten dagegen, das sei nicht wahr; vielmehr habe Karadjordje von jedem District, der sich in Waffen gegen die Türken erhoben, einen als brav und gerecht allgemein anerkannten Mann zu sich gefordert, und sich in dieser Weise gleichsam mit einer Districtsvertretung umgeben, welche er mit sich umherführe, damit sie bei vorkommenden Straffällen ein Urtheil abgebe, dessen Ausführung dann er, Karadjordje, seinen Momken (Leibgarden) übertrage. Czartoriski erwiderte hierauf: «Wenn das so ist, da ist es gut; wenn nicht, da sollte es sein. Auch müßt ihr eine Synode haben', denn weder Rußland noch irgendein anderer Staat wird mit einem einzelnen Mann correspondiren wollen, wohl aber mit einer Nation und einer Synode.»“

Man sieht hieraus, daß Rußland keineswegs seine Zeit verlor, sondern daß es sich sofort an das ihm von niemand zugemuthete, schwierige Geschäft der innern Organisation des keimenden Serbenstaats machte, und zwar mit der Absicht, die Entwickelung dieser Organisation in das seinen, Rußlands, nicht Serbiens, politischen Wünschen angemessenste Fahrwasser zu leiten. Ohne Frage war es für die serbische Erhebung ein vielverheißender Anfang

*) Memoari, p. 177.

gewesen, daß sie, an drei verschiedenen, durch Gebirgsläufe und Flußthäler getrennten Landestheilen ausgebrochen, sich alsbald eine gemeinsame Gestaltung zu geben gewußt hatte, indem sie den Karadjordje zum Oberanführer machte. Die Wahl war keine ungeschickte gewesen; Karadjordje, der vordem im Loudon'schen Freicorps zum Unteroffizier avancirt war, verstand die Kunst, sich in Kreisen von der mittlern Bildungsstufe seiner Landsleute Achtung und Gehorsam zu erzwingen. Seit der Friedensschluß ihn wieder dem bürgerlichen Gewerbe zugewiesen, hatte er einen Schweinehandel nach Südungarn betrieben, ein Geschäft, das, weil mit den civilisirtern Zuständen des Nachbarlandes in Berührung bringend, mehr als jedes andere in dem durch Knechtschaft heruntergekommenen Serbenvolke einen Adel der Intelligenz begründete. Mit einer in Anbetracht der bestehenden Zustände überraschenden Willigkeit hatte sich ihm bis dahin Klein und Groß untergeordnet, und wie die durch selbständige Leitung des Aufstandes ihrer Districte zu Ansehen gelangten Wojwoden ihm folgten, so hatte der Mann, der bei großem persönlichen Muthe an Feinheit des Gedankens, an Geschick im Umgange und im Unterhandeln, endlich, was ja auch in den demokratischsten Verhältnissen immer ein gewisses Ansehen verleiht, an Vornehmheit der Geburt seine Landsleute übertraf, unser Prota Nenadowić, sich ihm mit patriotischer Wärme angeschlossen und ihm seine geistige Begabung zur Verfügung gestellt. Dieser Mann, zu dem wegen seiner Siege über die Türken das Volk mit wachsendem Vertrauen hinaufblickte, welchen der Pfortencommissar Bekir-Pascha dadurch, daß er mit ihm in Verhandlung getreten war, implicite als den politischen Repräsentanten des Serbenvolkes anerkannt hatte, hätte immer vollkommener das Symbol der staatlichen Ordnung und Einheit des von ihm geleiteten Volkes werden müssen; — nur wenn seine

thatsächliche Stellung an der Spitze der Serben sich in eine rechtlich anerkannte verwandelte, wenn er als der Fürst seines Volkes dastand, konnte von einer gedeihlichen Entwickelung des Staatswesens die Rede sein.

Wenn nun aber Rußland das Bedürfniß fühlte, bevor es einen Schritt zu Gunsten Karadjordje's that, zunächst darüber klar zu werden, ob ein unter ihm in Serbien zu errichtendes Fürstenthum für die russischen Interessen wünschenswerther wäre, oder eine Wojwodenoligarchie, da konnte die Entscheidung nur zu Gunsten der letztern ausfallen. Der militärischen Auffassung und Behandlung dieser Frage stand die politische dominirend gegenüber. Allerdings wäre ein fest auf seinem Throne sitzender, nur von außen durch den Nationalfeind gefährdeter serbischer Fürst an der Spitze eines einigen, gegen die Wiederkehr der vierhundertjährigen Tyrannei seinen ganzen Enthusiasmus einsetzenden Volks ein leistungsfähiger und somit schätzenswerther Bundesgenosse geworden; aber je mehr Erfolge er über die Türken davontrug, je mehr Erfolge namentlich an der Seite des russischen Kaisers, um so mehr mußte seine Macht Wurzel fassen, mußte er der Habsburg einer Dynastie werden, welche möglicherweise über kurz oder lang in dem Bewußtsein des außerrussischen Slawenthums neben der Familie Romanzoff eine Stelle einnahm. So gewaltig die Assimilationskraft Rußlands ist, wo die Verhältnisse die Anwendung der ihm eigenthümlichen Mittel gestatten, so bescheiden dachte es im Bewußtsein der Unfertigkeit seiner innern Zustände von seinem Anziehungsvermögen, wo es sich um Beseitigung der Concurrenz anderer politischer Vorbilder bei, ihm wol stamm- und confessionsverwandten, aber doch frei gegenüberstehenden Völkern handelte. Wol hatte der Metropolit Stratimirowić ein Bündniß stammverwandter Völker gleichen Glaubens als das vor allem zu Erstrebende hingestellt und dies Postulat

als Begründung seines Antrags, daß Rußland Serbien zu einer selbständigen Existenz verhelfen und somit bündnißfähig machen solle, gebraucht. In Petersburg dachte man darüber praktischer. Schon seine Lage im Hintergrunde unsers Welttheils bedingt gleichsam das offensive Vorgehen Rußlands unter den außerrussischen westlichen und südlichen Slawenvölkern; so wie sie ihm die Vernichtung des stammverwandten Nachbarreiches zur Nothwendigkeit machte, so konnte von Petersburg aus unmöglich ein lebensfähiges südslawisches Reich, als Träger der sympathischen Hoffnungen aller verwandten Nachbarstämme gefördert werden.

Es kam dazu, daß durch die Nachgiebigkeit in politischer Beziehung die militärische Seite nicht einmal mit Sicherheit festgestellt wurde. So wenig Rußland gewillt war, Gut und Blut aus uneigennütziger Liebe für die Stammesbrüder hinzuopfern, ebenso wenig konnte es von letztern erwarten, daß sie bei klarem Verständniß alles an seinen, Rußlands, Vortheil setzen würden. War Serbien aber ein selbständig sich entfaltendes Gemeinwesen geworden, da konnte es nicht fehlen, daß es zur Einsicht seiner eigenen, von denen Rußlands oft diametral verschiedenen Interessen gelangte. Ein Nationalhaupt, das, von öffentlicher Anerkennung getragen, nicht genöthigt war, seine besten Kräfte auf die Arbeit der Selbsterhaltung zu verwenden, konnte nicht anders als jenen Unterschied zur Geltung bringen; es war von ihm zu erwarten, daß es eine, sein Volk schädigende, nur Rußland Nutzen gewährende Thätigkeit zurückweisen werde.

Bedauerlicherweise hatte Karadjordje zwei üble Eigenschaften, unter denen bei sich mehrender Gesittung in seinem Volke seine Stellung sehr gelitten haben würde, die aber in jener frühen Zeit noch nicht als Uebelstand empfunden wurden; er, der in jüngern Jahren den eigenen Vater erschlagen, war noch immer von einem unberechenbaren Jäh-

zorn, und daneben konnte er die Gewinnsucht des ehemaligen Schweinehändlers nicht ablegen. Wie es scheint, durch Tschardakli, denn in Serbien war noch keine Klage laut geworden, hatte Rußland von diesen Schwächen Kunde erhalten und sah sich damit im Besitz einer Blöße, auf die es seine Geschosse richten konnte. Fürst Czartoriski überraschte den Prota, indem er sich zum Advocaten des von seinem erwählten Führer mit Mord und Vergewaltigung bedrohten armen serbischen Volkes aufwarf. Nenadowić wies die Anklage zurück; in Ermangelung eines geschriebenen Gesetzes hatte ihr gesunder Sinn die Serben auf eine Einrichtung geführt, die man für die damaligen Verhältnisse als vorzüglich bezeichnen darf. Unter leisem Zweifel an der Richtigkeit der Mittheilung erkannte der Minister dies auch an, kam aber dann dennoch dahin, wohin er wollte. Serbien, sagte er, müsse eine Synode haben, denn weder Rußland noch irgendein anderer Staat werde mit einem einzelnen Mann correspondiren wollen. In dieser Begründung lag das Unheil. Der Minister erklärte damit, daß das russische Cabinet — denn was er von andern Staaten sagte, war, da diese ja über ihr Thun und Lassen den Serben gegenüber noch nicht hatten Beschluß fassen können, eine auf die Unerfahrenheit des Interlocutors berechnete Behauptung — der serbischen Nation nicht das Recht zugestehe, sich nach eigenem Bedürfniß zu gestalten und ein, das Staatswesen als fest gegliedertes Ganzes nach Außen darstellendes Oberhaupt zu besitzen; denn wenn nur „die Nation" und ihre unter dem Namen „Synode" vom Minister zusammengefaßten Notabeln vom Auslande als berücksichtigenswerth betrachtet wurden, da konnte Serbien nur als eine Art von Republik gelten, welche Staatsform Stratimirowić als für das Volk nach seinem damaligen Bildungsstande vollkommen ungeeignet bezeichnet hatte. Er-

wägt man nun, daß es unter den Serben keine rechtlich oder nur historisch begründete Standesunterschiede gab, und daß die thatsächlich bestehende Sonderung in Wojwoden und Gemeine nur auf der Zufälligkeit persönlichen Ansehens in weitern oder engern Kreisen der Bevölkerung beruhte, daß keiner von den damaligen Wojwoden seine Stellung dem Karadjordje verdankte, daß das Ansehen, dessen dieser genoß, vielmehr zum Theil von der Anerkennung der Wojwoden abhängig war, daß der Mangel an rechtlicher Grundlage seiner Stellung jeden derselben nöthigte, um nicht Amboß zu werden, als Hammer aufzutreten, daß es unter den Wojwoden Haiduken, Straßenräuber gab, und daß bei dem tiefen Stande der allgemeinen Bildung und Sittlichkeit weder in solchem Vorleben ein Makel gefunden, noch zwischen den aus dem Räuberthum hervorgegangenen Wojwoden und den vom Pfluge an die Spitze ihrer Mitbürger berufenen, was die Aufführung anbetrifft, ein Unterschied bemerkt wurde, daß endlich es Rußland war, die Macht, der man sich nunmehr in die Arme geworfen, und deren Prästigium, je inniger der Verkehr, um so gewaltiger werden mußte, welches durch sein Nichtanerkennen eines einheitlichen Staatshauptes alle in den ebenerwähnten Zuständen schlummernden Uebelstände entfesselte, da muß man sagen, daß wenn es darauf ankam, die Serben nur als politisches Material zu verwerthen und sie demnach nicht zu staatlichem Selbstbewußtsein gelangen zu lassen, das Mittel ausgezeichnet gewählt war.

Man muß auf der andern Seite zugestehen, daß Serbien einer Regierungsbehörde dringend bedurfte, denn Ordnung und Gerechtigkeit konnte doch nicht immer von den augenblicklichen Eingebungen einer Anzahl Kriegsmänner abhängen, unter denen der ehemalige Unteroffizier und Schweinehändler am meisten hervorragte. Die Wojwoden, welche mit Aus=

nahme des trotz seiner geistlichen Würde zu ihnen zählenden Prota der Schreibkunst nicht mächtig waren, hielten sich zwar zum Theil Schreiber; aber die Stellung dieser war diejenige von Bedienten, ihre Geschicklichkeit wurde wenig gewürdigt, der mündliche Verkehr und das Gedächtniß blieb die Hauptsache. Allmählich machten die socialen Beziehungen Fortschritte, es mußten Gesetze erlassen*), allgemeine und dauernde Anordnungen getroffen, Rechte festgestellt werden; es war nicht mehr möglich, einer Behörde zu entrathen, bei der die Feder eine Rolle spielte und deren Archiv die Geschehnisse für spätere Zeiten zur Verfügung hielt. Dies Bedürfniß hat ohne Frage unter den einsichtigern Serben dem Vorschlage viele Anhänger gewonnen, und wenn auch die Nation wol von selbst auf den Gedanken gekommen wäre, so würde sich Rußland immerhin mit seinem Rath ein Verdienst erworben haben, wenn es für diese Behörde nicht eine dem Haupte der Nation coordinirte Stellung beansprucht hätte.

Daß damit der Same verderblicher Zwietracht ausgestreut wurde, konnte freilich weder dem Prota, noch den Wojwoden und Karadjordje selber sofort klar werden, und wenn, wie wir aus den Denkwürdigkeiten ersehen, bei letzterm ein Andringen der von Petersburg zurückgekehrten

---

*) Nur ein Strafgesetz besaß Serbien seit dem Frühling 1804. Dasselbe war von dem Prota Nenadowić verfaßt und belegte Mord mit Hinrichtung und Pfählung, Mädchenraub mit Bastonnade, respective Spießruthenlaufen, Feld- und Heerdendiebstahl mit Bastonnade bei doppelter Ersatzpflicht, Desertion mit Spießruthenlaufen, Desertion vom Wachtposten mit Erschießung, Gebrauch der Waffen beim Streit mit Spießruthenlaufen u. s. w. Dies Gesetz dürfte nur im Westen des Landes eine Zeit lang gegolten haben, aber nicht gegen die Wojwoden, sondern nur gegen das gemeine Volk.

Deputirten nöthig war, um ihn zur Annahme des Vorschlags zu bewegen, so galt sein Widerstreben sicher nur dem Unbekannten, Neuen, welches bei ungebildeten Leuten mit Verdacht angesehen zu werden pflegt. Jene Annahme, sowie diejenige der übrigen angesehenen Wojwoden, erfolgte in einer vor Belgrad abgehaltenen Versammlung im Januar 1805; wahrscheinlich infolge darüber nach Petersburg erstatteter Meldung traf dann im April desselben Jahres von besagter Stadt der uns schon bekannte Theodor Philippowić, jetzt Boža Grujewić geheißen, in Serbien ein und brachte die Grundzüge der Senatsorganisation schon mit, welche er nunmehr ausarbeitete.

Daß es sich hier um ein Danaergeschenk handelte, bezeugt in seiner Weise auch Nil Popoff, der, wo ihm eine Notiz für die ethische Beurtheilung der russischen Politik bedenklich erscheint, dieselbe in Worte zu kleiden liebt, welche, ohne absolut falsch zu sein, dem Leser einen falschen Begriff beibringen müssen. Der russische Historiker sagt, der Arbeit des Boža gedenkend: „Dieser Senat wurde eingesetzt nach der Idee eines Russen, welcher davon die serbischen Deputirten während ihres Aufenthaltes in Petersburg unterrichtete.“ Eines Russen! Warum nicht lieber eines Polen, als welchen Popoff denselben früher im misorussischen Sinne hinstellte? Und ist es für den, der sich aus dem umfassenden, unter Benutzung so reichen Materials verfaßten Werke „Rußland und Serbien“ über den Ursprung des Senats Raths erholen will, etwa gleichgültig, daß dieser „ein Russe“ zufällig der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war?

Uebrigens wiederholen wir, daß die Annahme des Vorschlags auf Grund seiner innern Zweckmäßigkeit bei Nichterkennen der darin verborgenen Falle erfolgte, und daß Nenadowić sich wohl hütete, das Argument Czartoriski's,

welches bei ihm selbst den Ausschlag gegeben hatte, vor den Wojwoden zu wiederholen. Ueberhaupt ist es interessant, zu untersuchen, wie sich die serbische Nation im Großen und Ganzen Rußland gegenüber nach dem Abgange und noch mehr nach der Rückkehr der Deputation fühlte. Nil Popoff sagt, Rußland, das seiner Beziehungen zu Napoleon wegen den Frieden mit der Pforte nicht habe brechen können, habe den Deputirten den Rath für die serbische Nation mit auf den Weg gegeben, dieselbe solle noch einmal ihre Wünsche der Pforte vortragen, und in diesem Falle wolle Rußland durch seinen Gesandten in Konstantinopel dahin wirken, daß jene Wünsche ein geneigtes Gehör fänden. Dieselbe Behauptung ist auch sonst oft gemacht worden (zum Beispiel von Cunibert, „Essai hist.", I, 35); ihre innere Unwahrscheinlichkeit scheint niemand aufgefallen zu sein, sowie auch niemand nach ihrer Begründung geforscht hat. Sollte wol Nenadowić eine so wichtige Verheißung Rußlands unerwähnt gelassen und über die Art und Weise, wie dieselbe von den Wojwoden aufgenommen worden, uns zu unterrichten vergessen haben? Es ist das nicht glaublich; jene Behauptung gehört vielmehr zu der nicht ganz geringen Zahl von Legenden, die sich an die Anfänge des modernen Serbenstaates heften; sie ist aus den Thatsachen, daß eine Deputation nach Konstantinopel im Jahre 1805 wirklich stattfand, und daß in demselben Jahre der russische Einfluß in Serbien bedeutend an Macht zunahm, combinirt worden. Popoff sagt auch, Nenadowić habe nach seiner Rückkehr in sein Vaterland überall ausgesprochen, daß Rußland den Serben Hülfe verheiße. Die Stelle aber, die er als Beleg anführt („Memoari", p. 103—128), besagt nichts dergleichen, und eine andere Stelle, wo allerdings der Prota offen goldene russische Berge versprochen, hat Popoff sich gehütet anzuführen.

Gleichwol ist diese Stelle sowol für die obenberührte Legendenbildung, wie auch für die Beurtheilung der Lage in Serbien zu wichtig, als daß wir sie hier übergehen könnten.

Am 14. December 1804, als dem Tage, an welchem der Prota Nenadowić von Petersburg abreiste, war ihm von dem Fürsten Wasilie Karamzin ein sehr willkommenes Geschenk, ein in Sammt gebundenes kleines Evangelium überreicht worden, welches er so hochhielt, daß er es auf dem Tische des Senats niederlegte, sodaß, wie er mittheilt, diese hohe Körperschaft sich bis 1813 um dies Evangelium versammelte. Zugleich, erwähnt der Prota, habe er auch das große mit Blech beschlagene Evangelium für seine heimatliche Kirche in Brankowina und das etwas kleinere für die Kirche von Wrelo aus Rußland mitgebracht. Selbstverständlich waren diese letztern Evangelien gekauft; denn wenn irgendjemand, auch der geringste Russe, sie geschenkt hätte, da würde des Umstandes dankbarlichst gedacht worden sein.

„Eines Tages", erzählt nun der Prota an einer andern Stelle seiner Denkwürdigkeiten, „hielten wir um gewisser Geschäfte willen eine Versammlung zu Wrelo und sprachen unser Gebet außerhalb der Kirche, woselbst viel Volk versammelt war. Ich holte da das große Evangelium von der Kirche heraus und hielt eine Rede des Inhalts, dies heilige Buch habe der Kaiser Alexander selbst durch mich gesandt, damit wir es küßten und auf ihm beschwüren, uns einander nie zu verrathen. Er, der Kaiser, würde uns bald zu Hülfe kommen, indessen sollten wir davon schweigen, damit es die Türken nicht erführen. Im Gegentheil wollten wir alle rufen: «Wir sind Rajah des Tzars (Sultans) und zahlen unsere Abgaben; nur mit den bösen und tyrannischen Türken kämpfen wir, auch werden wir unsere

Knezen (als Deputirte) nach Konstantinopel schicken» u. s. w. — Die Leute glaubten mir das alles, wie einem Heiligen, und sagten: «Richtet ihr's nur ein, wie ihr's am besten versteht; wir werden schon folgen!»"

Wie nicht selten in seinen Denkwürdigkeiten, so äußert auch hier Nenadowić eine gewisse Befriedigung, durch eine Unwahrheit seinen Zweck erreicht zu haben. Zu den historischen Nationalversammlungen gehört diejenige von Wrelo nicht; wahrscheinlich waren es nur die Bewohner des untern Kolubara-Districts, welche daselbst über Localangelegenheiten verhandelten, schlichte Landleute, die von ihrem angestammten Respect vor der Pforte abzubringen und Rußland zuzuwenden der Prota sich solche drastische Mittel erlauben zu können glaubte. Daß er den Wojwoden ein Hülfsversprechen überbracht, wird nirgends erwähnt.

Aber wenden wir uns nunmehr der serbischen Deputation nach Konstantinopel vom Jahre 1805 zu; ich hoffe, es wird uns gelingen, die Betheiligung Rußlands bei dieser Angelegenheit auf das richtige Maß zurückzuführen. Zum bessern Verständniß gestatte man uns einige charakterisirende Vorbemerkungen.

Durch ihre Empörung gegen die Pforte hatten die Dai, wenn sie in die Gewalt der Regierung geriethen, ihr Leben verwirkt. Aber sie waren Mohammedaner, Bekenner der Religion, auf welcher das osmanische Staatsgebäude begründet ist, und ein durch das ganze Reich gültiges Religionsgesetz berief sie zur Herrschaft über die Christen ihrer Provinz. Wenn sich diese Christen wider sie empörten, da verstießen sie nicht allein wider das Reichsgesetz, welches den Christen das Führen von Waffen untersagt, sondern noch mehr wider das Religionsgesetz, welches jedem Christen Unterthänigkeit und Gehorsam jedem Mohammedaner gegenüber auferlegte. Daß sich die Christen im Namen des

Sultans empörten, konnte für das erste Vergehen als mildernder Umstand in Betracht kommen, für das letztere aber nicht. Den Ungläubigen eine Festung des Islam zu übergeben, galt in der Türkei für eins der schwersten Verbrechen, deren ein Mohammedaner sich schuldig machen kann. Indem deshalb die aufständischen Dai und ihr Söldnerführer Guschanatz Ali die Festung Belgrad wider die für den Sultan kämpfenden christlichen Bauern vertheidigten, machten sie sich um den Glauben, die Staatsreligion, verdient. Die Geschichte von dem Ferman, den der Sultan den Dai gesandt, und in welchem er ihnen mit einem Heere fremden Volks und fremden Glaubens gedroht haben soll, gehört entschieden in das Legendenreich jener Epoche. Solch ein Ferman konnte nie erlassen werden, und wenn der Pforte die Wahl zugestanden hätte, ob in dem serbischen Grenzlande die rebellischen Türken, oder die dem Sultan getreuen, aus Unwissenheit unter die Waffen getretenen Christen siegen sollten, sie würde, trotz dem erschwerenden Umstande des Janitscharenthums dieser Türken, in richtiger Würdigung der später aus einer gegen die Reichsgesetze verstoßenden Hülfe zu gewärtigenden Uebelstände, für die letztern, die Türken, optirt haben. Selbstverständlich war es nur das Bewußtsein ihrer augenblicklichen Ohnmacht, das sie verhinderte, die Herstellung ihrer Autorität mit Feuer und Schwert gegen beide in Serbien sich bekämpfenden Parteien zu versuchen; statt dessen übertrug sie dem Bekir-Pascha von Bosnien, einem in der Praxis der innern Reichspolitik ergrauten Staatsmann, das Geschäft, die Ruhe in der Provinz wiederherzustellen. Das souveräne Mittel in solchen Fällen waren, wo die Intrigue zur Hervorrufung von Spaltungen in den Reihen der Gegner nicht ausreichte, Versprechungen unter Vorbehalt der als Hinterthür dienenden Pfortengenehmigung; hatten, auf dieselben

vertrauend, die Aufständischen einmal ihre militärische Organisation aufgelöst und sich wieder an ihre gewohnte Tagesarbeit begeben, da konnte man annehmen, daß auch der Enthusiasmus, welcher sie vorwärts getrieben, verraucht war, — sie waren auf die Gnade der Pforte hingewiesen.

Wahrscheinlich wußte Bekir durch die vielen unter Serben und Türken noch bestehenden Verbindungen, daß die Masse der serbischen Bauern des harten Kriegslebens längst überdrüßig war und sich von Herzen nach Rückkehr geordneter Zustände im „Schatten" der Hohen Pforte, wie der Kanzleiausdruck lautete, aber freilich unter Verbesserung ihrer staatsbürgerlichen Stellung, sehnte — und wie konnte man erwarten, daß diese Leute nach Beseitigung ihrer Beschwerde einen Krieg mit der Pforte dem friedlichen Leben in ihren Dörfern vorziehen würden? Entbehrten also auf dieser Seite die Aussichten Bekir's einer guten Begründung nicht, so mußte er, um Herr der Lage zu werden, auch den Widerstand der Gegner lähmen. Alle Geschichtserzählungen aus jener Epoche bringen die auffallende Nachricht, daß Guschanatz Ali, der von den Rebellen gedungene Führer einer Bande, deren Dasein selber eine Verneinung der staatlichen Ordnung war, sich Hoffnung auf Ernennung zum Pascha von Belgrad gemacht habe. Offenbar war diese Hoffnung der Köder, mit welchem Bekir den Mann, auf welchem die Widerstandsfähigkeit der Dai beruhte, von diesen abzog. Die Dai selber freilich mußten geopfert werden, und zwar nicht unmittelbar ihrer Verbrechen wegen — daß sie den Tod verdient hatten, erleichterte und vereinfachte nur die Sache — sondern nach dem Regierungsgrundsatz, welcher den Sultan und die ihn repräsentirende Pforte ermächtigte, jeden Augenblick um des öffentlichen Wohles willen ohne Angabe eines Grundes den Kopf jedes beliebigen Staatsbeamten abholen zu lassen.

So nach beiden Seiten hin in guter Zuversicht konnte Bekir mit einer Truppe, welche nur die Bedeutung einer persönlichen Schutzwache des Pfortencommissars im aufständischen Gebiet hatte, über die Drina rücken. Es ist vielfach gesagt worden, er sei als Bundesgenosse der Serben aufgetreten, und unter der Hand mag er selber solche Gerüchte haben ausstreuen lassen, denen nachher sein Preisgeben der Dai eine scheinbare Bestätigung gab; seine wirkliche Aufgabe aber war die Pacification bei Wiederherstellung der Pfortenautorität, und diese Aufgabe hielt er unverrückt im Auge. Daß er bei den Serben eine zufrieden stellende Aufnahme fand, haben wir oben gesehen. Was während seines friedlichen Vorrückens durch die Saveniederung auf Belgrad zu in dieser Festung vor sich ging, darüber fehlen die nähern Angaben; aber, an den Charakter des Guschanatz Ali den im Orient üblichen Maßstab anlegend, sollte man glauben, derselbe habe, um einerseits die von ihm in Aussicht genommene hohe Stellung nicht zu verscherzen, andererseits aber auch die Treulosigkeit gegen die bisherigen Brotherren nicht bis auf ihr Blut auszudehnen, ihnen die Flucht nach Neu-Orsowa angerathen und erleichtert.

Daß der Vezir ohne weiteres nach seiner Ankunft in Belgrad in der untern Citadelle Quartier nahm, haben wir oben gesehen. Indem ihm Guschanatz Ali die Thore derselben öffnete, zeigte er seinen guten Willen; noch weiter gehen und mit der obern Citadelle seine eigene Person auf Gnade und Ungnade übergeben, konnte er füglich nicht, da er die guten Beziehungen des Vezirs zu den Serben und den Werth, welchen derselbe auf die Kräftigung jener Beziehungen legte, bemerkte und bei der Feindschaft der Rajah gegen ihn fürchten mußte, daß nunmehr an seinen Kopf die Reihe kommen werde, dem Staatswohl zum Opfer zu fallen. Die bosnischen Truppen fanden sich also den Zutritt

zu der obern Festung versagt, und Bekir stand vor der unangenehmen Alternative, entweder seine Aufgabe, was die Rückführung der Citadelle unter die Pfortenautorität anbetrifft, ungelöst zu lassen, oder, da seine Truppe allein zu schwach war, die Serben zur Betheiligung an der Belagerung aufzufordern. Nach dem früher Gesagten wird verständlich sein, daß er jeden Sieg verschmähte, den er den Giauren verdankt haben würde. Die eigenthümliche Verwickelung der Verhältnisse führte ihn nun noch mehr ins Gedränge. Guschanatz Ali, unter dessen Kanonen er mit seinen Truppen gelagert war, stellte die Forderung, da er mit seinen Krdschalien die von großherrlichen Truppen entblößte Festung gegen die Ungläubigen vertheidigt habe, so schulde die Pforte ihm den allen Kriegern des Islam gewährten Sold, und bis er diesen erhalten, habe ihm der Vezir persönlich zu haften. Als Mohammedaner konnte er die Begründung der Forderung nur anerkennen, und wenn auch die Art, wie dieselbe geltend gemacht wurde, eine ungerechte, für ihn verletzende war, so zog er, der als Herr und Meister in die belgrader Festung einzurücken geglaubt hatte, doch vor, daselbst in Gefangenschaft zu verbleiben, als daß er die ihren Waffenstillstand treu bewahrenden Serben zum erneuten Angriffe gegen Guschanatz ermuntert hätte, um sich durch eine dorther kommende Diversion aus der Klemme zu ziehen.

Was die Ausgleichsverhandlungen mit den Serben anbetrifft, so haben wir gesehen, daß des Vezirs der serbischen Garantieforderung entgegengesetztes energisches Veto die Deputation nach Petersburg zur Reife gebracht hatte. Doch darf man nicht glauben, daß dasselbe auch im übrigen zum Bruch führte. Unter Orientalen — auch das Serbenvolk war seiner staatlichen Erziehung nach zu den Orientalen zu zählen — ist man nicht so leidenschaftlich und fühlt sich

auf einer unbestimmten Mittelstraße zwischen Hoffen und Verzweifeln nicht sonderlich unbehaglich. Wie man auf der einen Seite in seinen Erwartungen von dem Erfolge des in Petersburg gethanen Schrittes sehr bescheiden war, glaubte man andererseits die Möglichkeit eines unmittelbaren Abkommens mit der Pforte nicht aus den Augen verlieren zu sollen. Obwol die militärische Organisation beibehalten wurde, so war doch das Verhältniß ein so zufrieden stellendes, daß, wie wir aus einer Mittheilung des Prota an den russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ersahen, die Serben einen Theil der Mannschaften in ihre Heimatdörfer entlassen konnten. Die vor der belgrader Citadelle liegende befestigte Stadt (Warosch) Belgrad war wieder offen; ein von der Pforte neuernannter Statthalter, Suleiman-Pascha, welchem vorher Guschanatz den Eingang verweigert hatte, konnte von seinem Posten Besitz ergreifen und wurde als ein Bote des nahen Friedens von der türkischen Bevölkerung mit Freuden aufgenommen.

Diese Hoffnungen waren freilich eitel; wenn auch nicht so schroff hervortretend, verloren die Gegensätze doch nichts von ihrer Starrheit. In dem engen Raum von einer halben Quadratmeile gab es vier voneinander unabhängige, sich einander aufmerksam und eifersüchtig beobachtende Gewalten, die Serben auf der Wratscharhöhe vor Belgrad, Suleiman in der Stadt, Guschanatz in der Hochcitadelle und Bekir in der untern Festung. Unter den türkischen Machthabern war Suleiman, der officielle Statthalter, sicher derjenige, welcher am wenigsten zu sagen hatte, Bekir aber, obwol an der Spitze einer Truppe, eben wegen der Unzulänglichkeit dieser der unglücklichste. Nenadowić erzählt in seinen Denkwürdigkeiten*), die bosnischen Soldaten, in

*) Memoari, p. 131.

Belgrad von Krankheiten decimirt, seien massenhaft als Deserteurs in das serbische Lager gekommen, um sich Passirscheine nach Bosnien ausstellen zu lassen, dann aber auf ihrem Marsche durch das Dubokogebirge oder im District von Waljewo sammt und sonders von den serbischen Bauern erschlagen worden. Der Vezir habe zuletzt nicht die Hälfte der Truppen besessen, die er im Juni nach Belgrad hingeführt. Und unter so traurigen Verhältnissen, die ihm keine Aussicht auf möglichen Erfolg versüßte, hatte Bekir-Pascha bis zum Eintreten des Winters als Gefangener des Krdschalienführers auszuhalten. Nicht im Stande, sein Lösegeld, die Soldforderung, anders aufzubringen, wandte er sich endlich an die Serben, welche durch ihren Credit bei semliner Kaufleuten die Summe beschafften und den Commissar ihres Souveräns in Freiheit setzten.

Gerade am Sanct-Demetertage, d. h. den 26. October a. St. (7. November n. St.) 1804, berichtet der Prota, konnte Bekir-Pascha abziehen, und gelangte den ersten Tag bis in die Nähe des Dorfes Palež (heute Obrenowatz), woselbst er über Nacht blieb. Die Wege waren grundlos und dazu stellte sich ein starker Schneefall ein. Da berief der Vezir den Oheim des Prota, den Wojwoden Jakob Nenadowić, welcher als Statthalter der Nordwestprovinz Serbiens dem hohen Herrn das Geleit gab, zu sich und sprach zu ihm: „Jakob, hier hast du meine Zelte, meine Kanonen, meine Munitionskarren; alles Eigenthum des Tzaren (Sultans)! Wenn ihr wirklich, wie ihr sagt, großherrliche Rajah seid, da sendet mir das nach; denn ich muß vorwärts und kann mich nicht dabei aufhalten. Wenn ihr aber keine Rajah seid, da behaltet alles und seht zu, wie es euch bekommt!“

Damit stieg er zu Pferde und setzte durch den Schnee die Reise fort. Jakob aber, sagt der Prota, war allerdings der Ansicht, daß die Serben Rajah seien, und so beförderte

er den ganzen Train an die Drina und übergab ihn den Türken gegen Quittung des Inhalts, daß er alles richtig abgeliefert.

Um nun aber das nöthige Geld aufzubringen, erfahren wir weiter, wurde um die Zeit, wo der Prota sich auf der Rückreise von Petersburg befand, von den Häuptern der Nation eine Versammlung gehalten und die Erhebung einer Abgabe von 3 Piastern (nach damaligem Werthe 3 Mark 16 Pfennige) für jedes Familienhaupt beschlossen, welche von den Wojwoden in den verschiedenen Districten eingetrieben wurde. Dieser Betrag summirte für die Abgabepflichtigen die drei Posten, die Kopfsteuer, die Steuer zur Erstattung des für Bekir-Pascha's Befreiung an Guschanatz gezahlten Geldes und die Contribution für Kriegsbedarf. Nachdem das Geld bei den Wojwoden eingegangen, wurde im Frühling 1805 in Pećani oberhalb Ostružnitzas auf einem von Wäldern umgebenen und außerdem durch aufgestellte Wachen gegen einen plötzlichen Ueberfall der belgrader Türken geschützten Felde abermals eine Versammlung gehalten, welcher der seit einigen Monaten wieder in Serbien befindliche Prota beiwohnte. Eine Japundscha, d. i. ein rother Filzmantel von besonderm Schnitt, wie ihn noch heutigentags die serbischen Bauern viel tragen, wurde auf der Erde ausgebreitet und darauf das erhobene Geld, wie es jeder Districtschef hergebracht hatte, hingeschüttet und gezählt. Als nun so ein mächtiger Berg von Dukaten und Silbergeld entstanden, sagte Karadjordje: „Sieh mal! Allewege! ist es wol recht, so entsetzliches Geld den Türken zu geben, damit sie uns besser hauen? und wäre es nicht besser, daß wir dafür Munition kauften, um unsererseits sie zu schlagen?"

„Es kamen dort", erzählt Nenadowić weiter, „zwei walachische Bojaren zu uns, welche von seiten des Wlabeg

(Hospodaren der Walachei), aber im Auftrage der Pforte uns auffordern sollten, unsere Kämpfe einzustellen, da wir sonst die Pforte wider uns aufbringen würden. Wir antworteten ihnen, wie wir in jeder Beziehung unsere Unterthanenpflicht anerkennten; aber, fügten wir hinzu, seht doch, bis zu welchem Betrage wir uns verschuldet haben, um den Bekir-Pascha von dem Guschanatz loszukaufen! Wären wir nicht gehorsame Rajah, da hätten wir leicht den Bezir vernichten, und die von ihm in unsern Händen belassenen Kanonen sammt Munition selber behalten können. Als getreue Unterthanen haben wir das alles nach der Drina geführt und den jenseit dieses Flusses stehenden Türken übergeben. Hier ist auch die Quittung, die uns darüber ausgestellt wurde. Aber bei allem Gehorsam versichern wir, daß wir jene tyrannischen Türken in Serbien nicht dulden werden, und nun mag der Tzar befehlen!"

Dieser gesammte Passus in den Denkwürdigkeiten ist im höchsten Grade belehrend und mußte hier um so mehr zur Geltung gebracht werden, als die einzige nach Publication des Nenadowić'schen Werkes erschienene umfassende Arbeit über die serbische Geschichte ihn ganz unberücksichtigt läßt. Nil Popoff fertigt den Ausgang der Bekir'schen Mission vom Jahre 1804 mit folgendem Satze ab:

„Bekir-Pascha selber war in beständiger Angst vor den Rebellen, den Krdschalien, und dies nöthigte ihn, ein Bündniß mit Karadjordje einzugehen, von welchem er 100 Beutel Goldes (50000 Dukaten) erhielt. Sobald er dann Belgrad verlassen hatte, schlug er in der Nähe der Serben sein Lager auf und ersuchte die österreichischen Grenzbehörden im Namen der türkischen Regierung, ferner den Krdschalien in der Festung keine Zufuhren (an Lebensmitteln) über die Donau zukommen zu lassen. Die Serben, welche die Belagerung fortsetzten, konnten demnach hoffen, daß sie den

Guschanatz durch Hunger zur Uebergabe nöthigen würden. Bald darauf trat der Winter ein und Bekir-Pascha kehrte nach Bosnien zurück."

Popoff führt hierbei als Beleg einen Aufsatz des serbischen Sammelwerkes „Ljetopissi" (Annalen) an, und wir zweifeln nicht, daß er den Inhalt desselben getreu wiedergegeben. Die innere Unwahrscheinlichkeit eines Bündnisses des Pfortencommissars mit den illegal bewaffneten Rajah zur Bezwingung einer von Mohammedanern vertheidigten Festung, welche der Sieg in die Hände der Ungläubigen bringen würde, wird durch diese Autorität ebenso wenig beseitigt wie der Widerspruch, in den Popoff mit sich selbst geräth, indem er mittheilt, daß Suleiman-Pascha sich in der Stadt Belgrad befunden. Die Einnahme der Citadelle durch die Serben würde diejenige der Stadt zur Voraussetzung gehabt haben. Oder meint Popoff, Bekir wäre in seiner Erkenntlichkeit für das angeblich von Karadjordje empfangene Geldgeschenk so weit gegangen, daß er auch den neuernannten Gouverneur habe opfern wollen?

Das Verfahren des russischen Historikers ist um so unbegreiflicher, als schon Ranke, dessen Geschichte zu großem Theile auf den Forschungen eines der ausgezeichnetsten serbischen Gelehrten der Neuzeit, des Wuk Karadžić beruht, betreffs der Befreiung des Bekir-Pascha durch eine von den Serben an Guschanatz gemachte Zahlung eine Version gibt, die der Hauptsache nach mit derjenigen des Prota Nenadowić übereinstimmt. Gegen diese Autoritäten die „Ljetopissi" zu stellen hätte sich Popoff nicht erlauben sollen. Denn wir nehmen an, daß er eine — allerdings seinen Ideen nicht genehme — Thatsache, und zwar diejenige, daß die Serben auch nach Absendung ihrer Deputation an die russische Regierung in ihren Hoffnungen auf Rußland wie ihren Sympathien für dasselbe äußerst kühl waren, und daß die Be-

ziehungen beider Slawenvölker zueinander nicht sowol auf den Bitten der Serben als auf der Geschicklichkeit der russischen Diplomatie sich gründeten, zu verdunkeln nicht gewillt gewesen.

Eben hier liegt nämlich die Bedeutsamkeit der aus den Denkwürdigkeiten angeführten Stelle. Die Serben, welche, wo es sich um Rußland handelte, so sorglich ihre Taschen zugeknöpft hielten, verstanden sich zu einem für ihre Verhältnisse großartigen Opfer, als es galt, den Commissar ihres Tzaren aus der Hand ihres Feindes zu befreien; ja als darauf dieser Commissar unverrichteter Sache mit seiner Kriegsmacht abzog, und seine Artillerie u. s. w. in den Morästen der zu passirenden Saveniederungen stecken blieb, geleiteten sie nicht nur ihn selber sicher über die Grenze, sondern ließen sich noch gar den mühsamen Transport seines Kriegsmaterials angelegen sein. Es war der leibliche Oheim des damals noch in Petersburg befindlichen Hauptfürsprechers eines russischen Bündnisses, der Wojwode Jakob Nenadowić, welcher den ebenbezeichneten der Sache des Sultans geleisteten Dienst persönlich mit Gewissenhaftigkeit leitete. Da nun Bekir-Pascha noch nicht in der Lage gewesen war, sich um die Serben ein nennenswerthes Verdienst zu erwerben, und deshalb die Annahme ausgeschlossen ist, sie hätten ihm damit ihre Dankbarkeit erzeigen wollen, da andererseits auch nichts weniger als wirkliche Anhänglichkeit bei den Serben für die Pforte bestand, so kann man sich das Verfahren der erstern nur so erklären, daß sie in Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten noch immer auf die Gnade des Großherrn mehr Vertrauen setzten als auf die Intervention oder unmittelbare Hülfe Rußlands, und daß ihnen die auf solche Beweise von Unterthanentreue gestützte Fürsprache des Vezirs vom höchsten Werthe war. Daß aber die Rückkehr der Deputation aus Petersburg in diesen Gesinnungen keine

Aenderung hervorgebracht, beweist schon die Einforderung der Kopfsteuer (s. o.) durch die Wojwoden in der Gesammtabgabe, mit welcher sie das Volk im Jahre 1805 belegten. Die Kopfsteuer war unter den türkischen Staatsabgaben diejenige, mittels welcher der Rajah der Pforte seine Unterthänigkeit bezeugte und gleichsam den ihm vom Islam gewährten Schutz bezahlte. Wir werden weiter sehen, daß das Volk noch im Jahre 1806 diese Steuer zu entrichten bereitwilliger war als alle Forderungen der Wojwoden für nationale, patriotische Zwecke.

Auf die Nachricht von den in Pećani (Ostružnitza) erschienenen Bojaren werden wir später zurückkommen. Die nach Nenadowić ihnen ertheilte Antwort bezeugt ganz das eben Gesagte.

Eine der bedeutungsvollsten Thaten der Versammlung von Pećani war die Entsendung einer Deputation nach Konstantinopel, wo diese Art von Loyalitätsbezeugung immer mit besonderm Wohlgefallen gesehen wurde. Allerdings war, nachdem von der Pforte ein genügender Bescheid betreffs der staatsrechtlichen Stellung der Serben noch nicht eingetroffen, eine solche Deputation nur das Corollar der für den Vezir gebrachten Opfer, deren Frucht durch sie geerntet werden mußte, während die Berichte und Empfehlungen des Vezirs ihr die Thüren der Mächtigen zu öffnen hatten. Ich bemerke hierbei, daß damals die Einrichtung der Staatsgehälter in der Türkei noch nicht bestand, und daß jeder Privatmann, der ein Anliegen bei einer Behörde hatte, ja auch der niedere Beamte, der vor einem höhern erschien, ein Geschenk überreichen mußte, dessen Belauf und Werth, nach der Würde des Empfängers verschieden, sich durch allgemeinen Gebrauch normirt hatte. Diese Einrichtung machte die Beamten gleichsam zu Fürsprechern der von ihnen empfangenen Bittsteller, und wer überhaupt vor der,

die Entscheidung in ihrer Hand haltenden Persönlichkeit erscheinen durfte, der erlangte damit eine gewisse Aussicht auf den Erfolg. Die Deputation selber ist demnach als den unabhängig von Rußland gefaßten Beschlüssen angehörend zu betrachten; jedenfalls aber hatte das petersburger Cabinet den Fall vorgesehen und, von der Unerfahrenheit der Serben Nutzen ziehend, sich seinen Einfluß auf den der russischen Politik angesichts des geplanten Krieges unwillkommenen guten Ausgang gesichert. Wahrscheinlich durch Philippović war an die Wojwoden der Rath gelangt, sie sollten, wenn es zu der Deputation käme, den beiden in ihrer Bittschrift der Pforte namhaft zu machenden Deputirten einen dritten unerwähnt bleibenden beifügen, welcher sich in Konstantinopel immer unbemerkt auf die russische Gesandtschaft begeben und dort Verhaltungsregeln und Geld in Empfang nehmen könnte. Zu Deputirten wurden ein gewandter Kaufmann Stewa Žiwković, ein Erzpriester Alexa Lazarević und der uns von der petersburger Mission her schon bekannte Jowa Protić erwählt; jedoch sollte der letztere in Bukarest verbleiben und an seine Stelle, der inzwischen von Petersburg dorthin gesandte, uns gleichfalls schon bekannte Tschardakli treten, den wir unbedenklich als geheimen russischen Agenten bezeichnen können. Wie sich von selbst versteht, fiel dem Tschardakli die Rolle des Vermittlers mit der russischen Botschaft zu. Ob die russische Diplomatie, wenn sie ein empfehlendes Wort für die serbischen Forderungen bei der Pforte eingelegt hätte, was sie sicher nicht gethan hat, den Serben Nutzen gebracht haben würde, ist fraglich; jedenfalls aber hatte sie unter der getroffenen Einrichtung es in ihrer Gewalt, die Sache fehlschlagen zu machen.

Die Forderungen der Serben waren mäßig, sie entsprachen ganz den bereits von Bekir-Pascha gemachten Zugeständnissen. Eingeleitet wurden sie durch eine captatio

benevolentiae. „Wir schickten", sagt Nenadowić, „der Pforte alle unsere Rechnungen, welche furchtbare Ausgaben wir, sei es für den Unterhalt Bekir-Pascha's und seines bosnischen Heeres, sei es für den Loskauf desselben von Guschanatz Ali außer unsern gewöhnlichen Steuern gehabt, damit sich der Tzar der überschuldeten Armuth" (dies Wort bedeutet auch hier die Rajah) „erbarmen möge." Dann wird verlangt: 1) ein getreuer und rechtschaffener Muhassil (d. i. Provinzialstatthalter zweiten Ranges, der geringern Kosten wegen) anstatt eines Vezirs; 2) serbische Gerichte in jeder der 12 Nahien (Districte) des Paschaliks von Belgrad, für jede dieser Nahien außerdem ein Oberknez und für die gesammte Nation ein Großknez; letzterer sollte in Belgrad residiren und die Nation der Pforte gegenüber allein vermitteln; 3) Befugniß der Nation, die Oberknezen und den Großknez selbst zu wählen, bei Verantwortlichkeit dieser Knezen für die Aufführung der Nation; 4) Summirung der verschiedenen Staatsabgaben, als Wergi (Vermögenssteuer), Haradsch (Kopfsteuer) u. s. w. zu einem feststehenden Jahrestribut; mit diesem Tribut sollte ein Aequivalent der den Spahi gebührenden Naturallieferungen gleich miterhoben werden, und den Empfängern die Rückkehr in die serbischen Dörfer versagt sein; 5) Einsammlung der Abgaben durch den Großknez, welcher den Tribut dem Sultan übersendet; 6) Befugniß des Großknez, eine bewaffnete Mannschaft zur Aufrechterhaltung des innern Friedens auszuheben; 7) Befugniß der Serben, nach eigenem Bedürfniß in ihrem Lande Kirchen und Klöster zu errichten, und überhaupt vollkommene Cultusfreiheit; 8) Befreiung des Grundes und Bodens von, den Landbau beschränkenden Gerechtsamen*) und Aufhebung

*) Nach türkischem Recht galten die Ebenen der eroberten Länder durchweg als mit dem Schwerte gewonnenes Staatsgut

der auf Handel und Verkehr ruhenden Abgaben; 9) Vertreibung der Krdschalien aus Belgrad und, um diese zu erzielen, Ersuchen der österreichischen Regierung, die seither im Wege von Handel und Verkehr geschehene Versorgung der Festung mit Nahrungsmitteln hinfort zu verhindern.

Niemand wird verkennen, daß wir es hier mit rein serbischen Erfahrungen, Erwägungen, Bedürfnissen zu thun haben. Das Document, welches von Hadschić, einem hohen serbischen Beamten der Milosch'schen Periode, veröffentlicht und von Nil Popoff reproducirt worden ist, muß den wichtigsten Schriftdenkmälern über die Gemüthsverfassung der Serben im Beginn ihres zweiten Revolutionsjahres beigezählt werden. Wie dasselbe die Nachricht der frühern Geschichtschreiber von übertriebenen Forderungen, durch welche die Serben den Frieden unmöglich gemacht (z. B. Uebergabe der Festungen bei Ranke und Cunibert) widerlegt, so stimmt es durchaus zu der von uns nach den Denkwürdigkeiten, einem nicht zurückzuweisenden Zeugniß, gegebenen Darstellung der Sachlage.

Die Versammlung in Pećani*) hatte in den letzten Tagen des April stattgefunden, und unmittelbar darauf waren die Deputirten abgereist. Den 1. Mai (a. St.) trafen sie in Bukarest ein, woselbst sie bei dem Wlabeg Ypsilantis eine zuvorkommende Aufnahme fanden. Der Hospodar schrieb bei dieser Gelegenheit an Karadjordje, wie er sich über den Fortgang der serbischen Angelegenheit freue, und wie er sich die Weiterbeförderung der Deputirten angelegen sein lassen

---

(Miri Mali), welches von den Einwohnern wol gegen gewisse, oft drückende Bedingungen zeitweise besessen, aber nicht in Eigenthum verwandelt werden konnte.

*) Es ist dieselbe, welche gewöhnlich den Namen von Ostružnitza führt.

wolle; wie auch der russische Generalconsul an der Berathung über diese Sache theilgenommen habe, und wie von demselben über alles nach Petersburg berichtet worden sei. Man sieht, die ausgestreute Saat serbischer Begeisterung für russischen Schutz ging nicht rasch genug auf; es wurden künstliche Wärmemittel nöthig befunden, und dieser Ypsilantis'sche Brief, in den Rußland hineinkam wie Pilatus ins Credo, war ein solches.

Nachdem in Bukarest der vorgesehene Personenwechsel in der Deputation stattgefunden, d. h. nachdem Tschardakli an die Stelle von Protić getreten war, setzte dieselbe die Reise nach Konstantinopel fort. Am 28. Mai traf sie daselbst ein und überreichte dem herkömmlichen Geschäftsgange gemäß am 1. Juni dem griechischen Patriarchen im Phanal, als Vertreter des Rûm Milleti (des römisch-griechischen Volkes, welches die gesammte orthodoxe Confessionsgenossenschaft der Türkei, also auch die Serben subsumirte), ihre Bittschrift, um sie an die Pforte gelangen zu lassen. Der Eindruck, den diese davon erhielt, war ein günstiger, sodaß sie sich der Aussöhnung der Serben geneigt zeigte, und zwar sicher nicht blos wegen der unleugbar damals bestehenden innern Schwierigkeiten, sondern auch wegen der Mäßigung der aufgestellten Forderungen, welche auf den aufrichtigen Wunsch der Serben, als privilegirte Rajah der Pforte ein friedliches Leben zu führen, schließen ließen.

Indessen hatte eine Rajah-Autonomie in der vorwiegend von Christen bewohnten europäischen Türkei ihre großen Bedenken, und diese mehrten sich noch, wenn es sich von Rajah handelte, die, den Russen stamm- und confessionsverwandt, von den Donaufürstenthümern aus, in denen ja Rußland bereits eine dominirende Stellung gewonnen hatte, zu erreichen und zu beeinflussen waren. Es bildeten sich unter den hohen Pfortenbeamten zwei Parteien, deren eine

den Ausgleich annehmen, die andere ihn zurückweisen und Serbien zum unbedingten Gehorsam zwingen wollte. Offenbar wurde das durch die Bittschrift geweckte Vertrauen nachträglich durch ein von der Deputation hervorgerufenes Mistrauen eliminirt; und wie leicht war es der beim Nichtzustandekommen des Ausgleichs interessirten russischen Diplomatie, durch absichtliche Indiscretionen ihres getreuen Tschardakli hier Verdacht auszustreuen! Die französische Botschaft sprach sich entschieden für Unterwerfung der Serben aus, und zwar weil sie angesichts eines neuen russischen Türkenkrieges, an welchem schon damals niemand zweifelte, ihnen nicht die Möglichkeit gewähren wollte, durch baldigen Verrath ihrem Souverän den Dank für die Zugeständnisse abzustatten. Sowenig demnach die Pforte sich beeilte, die serbischen Anträge anzunehmen, sowenig lehnte sie auch dieselben ab; die Deputation verharrte in Konstantinopel, und die Angelegenheit blieb in der Schwebe.

Wenn nun auf seiten der Serben, wo die Dinge sich bis dahin so gut angelassen hatten, ein völliger Umschlag eintrat, so ist es wol der Mühe werth, nach der Ursache zu forschen. Bei Ranke heißt es, die Serben hatten die Uebergabe sämmtlicher Festungen des Landes verlangt, eine Sache, die, wenn auch vom serbischen Standpunkt nach allem Vorhergegangenen nicht unbillig zu nennen, doch dem Divan habe gefährlich scheinen müssen; um aber diesem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, sei schon in Ostrużnitza (Pećani) der Angriff auf die südlichen Festungen beschlossen worden. Nachdem, wie wir gesehen, während des verflossenen Winters die Serben sich die Wiederherstellung eines guten Einvernehmens mit der Pforte so große Opfer hatten kosten lassen, ein Umstand, dessen sie noch in Pećani mit Stolz gedenken, wäre dies ein ganz unvermittelter und demnach unbegreiflicher Sprung gewesen. Außerdem enthält

ja aber der, seit Ranke sein Werk verfaßte, bekannt gewordene Text der serbischen Forderungen nichts von einer Uebergabe der Festungen.

Und wenn Nil Popoff, die Erzählung der plötzlich von den Serben ergriffenen Kriegsmaßregeln einleitend, den Satz aufstellt: „In Serbien folgte indessen unaufhörlich Kampf auf Kampf" — so dürfte es ihm schwer werden, dafür den Schatten eines Beweises beizubringen. Im Gegentheil wissen wir aus den Denkwürdigkeiten, daß die Serben einen Theil ihrer Kriegsmacht auf Urlaub entlassen hatten, und im Januar 1805 war einmal Karadjordje, während er ruhig in seinem Heimatdorfe lebte, von seiner gesammten Leibgarde, weil er ihr keinen Sold zahlte, verlassen worden. Der Haiduk Ćurtschia, welcher mit seiner Bande an der Westgrenze auf eigene Hand den Frieden mit den Türken gebrochen hatte, wurde sogar von Jakob Nenadowić, dem Wojwoden der Districte Waljewo und Schabatz, nach diesem Frevel und wahrscheinlich als Sühne für denselben hingerichtet.

Die beglaubigte Geschichte jener Zeit ergibt nichts, was dem sich in Pećani durch Einsammeln der Kopfsteuer für den Sultan, Entsenden einer Deputation nach Konstantinopel und den Inhalt der Bittschrift an die Pforte kundthuenden Friedenswunsche widerspräche.

Gleichwol findet sich bei Nil Popoff eine Notiz, die, wenn in das richtige Licht gestellt, auch hier die gewünschte Klarheit verbreitet. Nachdem er nämlich über die gewaltigen Kriegsrüstungen der Serben durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Errichtung von befestigten Lagern u. s. w., sowie von den getroffenen finanziellen Maßregeln berichtet, fährt er fort: „Von allen Seiten eingeschlossen, versuchten die Krdschalien in Belgrad durch eine Täuschung die Serben zu erschrecken; zu dem Ende rüsteten sie zwei der rumänischen

Sprache in Verständniß und Rede vollkommen mächtige Tzintzaren aus und schickten sie in Bojarentracht mit dem größten Pomp in das serbische Lager, um daselbst einen für diesen Zweck angefertigten Ferman zu überreichen, durch welchen dem Wortlaute nach der Sultan den Serben befahl, nunmehr Frieden zu machen, wofern sie nicht die heftigste Züchtigung befahren wollten." „Dieser falsche Ferman", fährt Nil Popoff fort, „wurde Anfang Mai in dem Lager bei Ostruźnitza verlesen und machte auf die Serben einen den Erwartungen der Krdschalien gerade entgegengesetzten Eindruck. Die Serben verschworen sich alle, lieber bis auf den letzten Mann mit den Waffen in der Hand zu fallen, als die türkische Willkür über sich ergehen zu lassen."

Daß in der That dieser Ferman den Ausschlag gegeben, kann nicht bezweifelt werden. Auch Zinkeisen, „Geschichte des Osmanischen Reichs", VII, 208, sagt, die Pforte habe den Serben durch Vermittelung des Hospodars der Moldau zu wissen gethan, daß sie ihnen weiter nichts gewähren könne, als die Wiederherstellung der Verhältnisse, wie sie zu den Zeiten des Hadji-Mustapha-Pascha (des serbenfreundlichen Vorgängers der Dai in Belgrad) bestanden, und fährt dann fort: „Das konnte aber natürlich den Serbiern nicht genügen, und so beschlossen sie, ihre Forderung ohne weiteres mit Gewalt der Waffen durchzusetzen." — Aehnlich stellt Cunibert („Essai hist.", I, 35) die Sache dar: „Le Sultan par l'entremise de Morozi, Prince de Moldavie, avait fait proposer aux Serbes de rétablir les choses comme elles étaient du tems de Hadgi Mustapha Pascha ce qui ne leur offrit aucune garantie pour l'avenir."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Quellen, aus welchen Zinkeisen und Cunibert hier geschöpft haben und

welche wir als von denen des russischen Historikers verschieden bezeichnen müssen, zwei durchaus getrennte Thatsachen zusammengeworfen haben, nämlich die an die Serben durch Leute in Bojarencostüm ergangene angebliche Pfortenbotschaft und die wirkliche Absicht der Pforte, nach Niederwerfung des Widerstandes der Serben ihrem Lande dieselbe Administration zu geben, welche vordem sich so sehr des Beifalls der Nation erfreut hatte. Wenn dem Volke im großen und ganzen der apokryphe Charakter der Bojarenmission ein Geheimniß blieb, so mußte ja in der Erinnerung die mit Pomp in Scene gesetzte Uebergabe des Fermans mit der später kund gewordenen wirklichen Absicht der Pforte zusammenfallen. Daß aber die besagte Bojarenmission nur eine Mystification war, ist ein Umstand, über den wir dem russischen Historiker die Belehrung verdanken. Die Vortrefflichkeit und Fülle von Hülfsmitteln, die diesem zu Gebote stand, läßt auch so weit keinen Zweifel an der Richtigkeit der Nachricht zu; ja man hätte, wenn es sich nicht eben um die Türkei handelte, in welcher man alles für möglich hält, auf diese Thatsache schon aus innern Gründen kommen müssen. Denn wie ließ sich erwarten, daß die Pforte bei ihrer Friedebedürftigkeit ihren, nach ihrer eigenen Ansicht nur verirrten Unterthanen in dem Augenblicke den Handschuh hingeworfen haben sollte, wo letztere trotz günstiger militärischer Lage sich so maßvoll zeigten und eine willkommene Friedensbotschaft nach Konstantinopel sandten?

Wenn wir demnach von diesem Theile der Nil Popoff'schen Enthüllung gern Act nehmen, müssen wir unser Erstaunen darüber kundgeben, daß er die Krdschalien Belgrads für die Urheber des Streichs hat halten können. Ist es wol denkbar, daß in dem damaligen belagerten Belgrad der kostbare Aufputz der Bojarentracht in mehrern Exemplaren vorhanden, und daß zufällig auch ebenso viele des (von

ihrem Dialekt erheblich verschiedenen) Rumänischen mächtige Tzintzaren (d. h. macedonische Wlachen) zur Hand gewesen, die, nachdem sie unter der fanatisirten, von Giauren belagerten Bevölkerung als Giauren ausgehalten, sich jetzt im Dienste türkischer Rebellen zum Schaden ihrer orthodoxen Brüder zu solch frevlem Spiel hergaben? Ist es denkbar, daß zu einer Zeit, wo in der Türkei die der Schreibkunst Beflissenen sich zu den Illiteraten höchstens wie 1 zu 1000 verhielten, wo die angesehensten Staatsmänner und Heerführer, ich nenne z. B. Chosrew, Mehemed Ali von Aegypten, Ali von Janina, nicht schreiben konnten, in Belgrad, einem Orte, der nie durch islamitische Bildung geglänzt hat, sich jemand gefunden haben sollte, welcher sich auf die in Konstantinopel als besondere Kunst betrachtete Anfertigung eines Fermans verstanden hätte? und ließ sich von dem rohen Söldnergesindel, den Krdschalien, überhaupt ein so subtiler Gedanke erwarten? — Bis etwa Nil Popoff uns wirkliche Beweise bringt, betrachten wir daher diese Urheberschaft als eine Unmöglichkeit, und fordern ihn auf, sich mit uns zusammen nach einer glaubwürdigern Version umzuthun.

Wie wir gesehen, traten die Ueberbringer der angeblichen Pfortenbotschaft in der den Serben imponirenden stattlichen Bojarentracht mit glänzendem Gefolge auf und handhabten die rumänische Sprache vollkommen. Ihrer Versicherung, daß sie wirkliche, aus den Donaufürstenthümern hergekommene Bojaren seien, wurde seitens der Serben der vollkommenste Glaube geschenkt; Ranke erwähnt der in Ostruznitza erschienenen „Abgeordneten der Moldau und Walachei", und bis zur Zeit, wo Cunibert in Serbien lebte (in den dreißiger Jahren), hatte sich die Erinnerung an diese Bojaren erhalten. Man geht daher am sichersten, wenn man sie, solange nicht etwa das Gegentheil nachgewiesen worden, für dasjenige hält, wofür sie sich ausgaben und

galten, d. h. für im Auftrage ihres Souveräns — an ein so kostspieliges, in keiner Weise lohnendes Privatunternehmen zu denken, würde sinnlos sein — von einem der jetzt unter dem Namen Rumänien vereinigten Fürstenthümer Moldau und Walachei nach Serbien herübergekommene, in ihrer Heimat angesehene Männer. Welchem der beiden Länder diese angehörten, ist für die Sache selbst gleichgültig; schon um der größern Nähe willen hat indessen die Walachei mehr Wahrscheinlichkeit für sich, auch ist nicht gering anzuschlagen, daß in der vorhin mitgetheilten Stelle der Nenadowić'schen Denkwürdigkeiten bestimmt von Walachen, die im Auftrage des Wlabeg gekommen, die Rede ist.

Dieser Wlabeg ist der bei Gelegenheit der Reise der serbischen Deputirten nach Petersburg im Jahre 1804 bereits genannte Konstantin Ypsilantis, der Vater des durch W. Müller's Gedicht auf unsern Gymnasien so berühmt gewordenen Alexander Ypsilantis, und bekannter Anhänger Rußlands. Daß sowol Zinkeisen wie auch Cunibert an seiner Stelle den Hospodaren der Moldau, Murusis, nennen, hat offenbar seinen Grund darin, daß die Quellen, aus denen diese Schriftsteller schöpften, thatsächlich an die Ausführung eines Pfortenauftrags durch die mehrerwähnten Bojaren in Ostružnitza (Pećani) glaubten und den Ypsilantis als ein vorzugsweise ungeeignetes Werkzeug zur Vermittelung eines solchen betrachteten, während Murusis, der als Achselträger galt, eher den Vorbedingungen einer solchen Rolle zu entsprechen schien.

Zu dem einen oder dem andern der beiden Hospodaren gelangen wir unstreitig auf viel bequemerm Wege, als derjenige, auf welchem Nil Popoff lediglich durch die Frage cui prodest zu den Krdschalien gelangte. Jedoch wird man auch in unserm Falle die Angabe eines Zweckes oder gehofften Nutzens erwarten. Nun besteht freilich ein solcher

für die beiden Fürstenthümer nicht, wohl aber für die Fürsten, namentlich denjenigen der Walachei. Der türkischen Regierung längst verdächtig, fühlte derselbe sich völlig von der Schutzmacht abhängig und wollte sich dieser empfehlen, indem er im Hinblick auf den, wie ihm bekannt war, von Rußland geplanten Türkenkrieg durch Verhinderung des möglich gewordenen Ausgleichs an dem Staatskörper der Pforte eine Eiterwunde erhielt, welche als Diversion Rußland zugute kommen mußte. Ob freilich Ypsilantis einen so eigenthümlichen Schritt, wie die Fälschung eines Schreibens seines Souveräns, um in dessen Immediatprovinzen Unfrieden zu stiften, auf eigene Verantwortung, oder nur im Bewußtsein, daß ihm da die Schutzmacht zur Seite stehen werde, zu thun wagen konnte, über diese Frage würden wir nur ein subjectives und deshalb werthloses Urtheil fällen können.

Eine besondere Schwierigkeit für die vorstehende Untersuchung liegt in der Unsicherheit der Zeitfolge der verschiedenen Ereignisse. Ranke, Cunibert und Zinkeisen enthalten sich überhaupt der nähern Angaben; bei Nenadowić und Nil Popoff finden sich allerdings solche vor, aber sie sind ungenügend. Wir können nicht bezweifeln, daß die walachischen Bojarendeputirten bei Nenadowić identisch sind mit den als Bojaren verkleideten Tzintzaren bei Nil Popoff; aber die Denkwürdigkeiten erwähnen jener Walachen vor dem Abgange der Deputation nach Konstantinopel, während die geschichtliche Logik eine Voranstellung dieses letztern Ereignisses vor das erstere verlangt. Nil Popoff gibt beide Begebenheiten in richtiger Folge; aber er läßt die Serben vor der Verlesung des falschen Fermans zu den erneuerten Kriegsrüstungen schreiten und setzt dann doch jene Verlesung schon in den Anfang, d. h. jedenfalls in die erste Hälfte des Monats Mai. Eine Zeitbestimmung, betreffs welcher

kein Zweifel oder Widerspruch besteht, ist diejenige der letzten Apriltage (1805) für die Genehmigung des Textes der dem Sultan zu überreichenden Bittschrift und die Absendung derselben, und dies Datum hat aus dem schon früher angedeuteten Grunde eine besondere Bedeutung, weil es uns die Serben noch als ein friedesuchendes Volk vorführt. Die Deputirten, von denen man annehmen kann, daß sie in einer Zeit, wo in Konstantinopel die Köpfe äußerst lose auf den Schultern saßen, sicher ihre Mission abgelehnt haben würden, wenn sie einen baldigen schnöden Friedensbruch der Ihrigen gewittert hätten, langten den 1. Mai in Bukarest an und verblieben daselbst lange genug, daß, wenn die Mystification mit dem Ferman in der That schon in den ersten Tagen des Mai stattgefunden hätte, man sie nöthigenfalls würde haben zurückrufen können. Man wird das Auftreten der Bojaren in Pećani in die Mai-Mitte setzen müssen, wofern man nicht annehmen will, daß es der durch sie verstärkten russischen, d. i. Kriegspartei, gelungen, an Karadjordje und andern angesehenen Wojwoden Anhänger zu gewinnen, sodaß das Spiel mit dem Ferman abgekartet gewesen, um das knechtisch gesinnte gemeine Volk durch die Angst vor einer Rückkehr der Spahis wieder unter die Waffen zu treiben. Es ist dies ein Zweifel, welcher an der Thatsache, daß es die Bojarenmission gewesen, welche für die Serben eine neue Kriegszeit inaugurirte, nichts ändert.

Es ist leicht zu ermessen, welch ein Donnerschlag die Kriegserklärung der Pforte — denn nur als solche konnte die Aufforderung, unter anarchischen Zuständen, wie damals in jenem Theil der Balkanhalbinsel herrschten, bedingungslos die Waffen zu strecken, während ringsum die mohammedanischen Mitbürger racheschnaubend gerüstet blieben, betrachtet werden — für alle Serben (die wenigen, mög-

licherweise von Rußland beeinflußten ausgenommen) gewesen. Was hatten sie nun von ihren Opfern, ihrer Entsagung, ihren Siegen? Was war der Dank für ihre selbstbeherrschende Liebesmühe um den Vezir? Ihre localen Widersacher triumphirten; wer verbürgte dem armen Volke die Nichtwiederkehr der schlimmsten Zeiten seines Helotenthums? Die Aufregung war um so größer, als wenige Tage vorher die Nachricht eingetroffen war, daß die aus den südwestlichen Binnenstädten Serbiens im Jahre 1804 vertriebenen Mohammedaner wieder die Offensive ergriffen und sich mit Hülfe des bosnischen Adels der Stadt und Festung Užitza bemächtigt hätten. Dies Ereigniß zusammen mit dem Ferman schien den Beweis zu liefern, daß alle Hoffnung auf directe Verständigung mit der Pforte umsonst sei, daß den Serben nichts übrigbleibe, als die energische Behauptung ihrer Stellung im Kampfe gegen all und jede, gegen die Pforte selber. Wie leicht mußte es unter solchen Verhältnissen dem Prota Nenadowić und seinen russisch gesinnten Freunden werden, die ihnen inzwischen kundgegebenen Wünsche und Verheißungen der stammverwandten Großmacht zur Geltung zu bringen!

Wann der Umschlag der Stimmung in Serbien bei der Pforte bekannt geworden, und welchen Eindruck er gemacht, darüber liegt keine Notiz vor. Wenn man einen heimlich sein sollenden Verkehr der serbischen Deputation mit der russischen Gesandtschaft beobachtet hatte und über gewisse Vorkommnisse in den Donaufürstenthümern unterrichtet war, so dürfte man sich nur wenig überrascht gefühlt haben. Daß ihr im Falle eines Krieges mit Rußland ein orthodoxer Vasallenstaat, wie der von den Serben vorgeschlagene Ausgleich ihn ergeben haben würde, keine Treue bewahren werde, konnte der Pforte um so weniger zweifelhaft sein, als auch sie keineswegs aufrichtig war. Im Falle ihrer Annahme

der serbischen Bedingungen würde demnach auch der Verlauf der Ereignisse so ziemlich derselbe geblieben, d. h. Serbien würde dennoch, um die längst als erforderlich erkannte internationale Garantie durchzusetzen, in den Krieg mit hineingezogen worden sein — nur würde Rußland diese Hülfe vielleicht besser haben honoriren müssen. Jedenfalls liegt die Annahme nahe, daß die Pforte nach Eintreffen bestimmter Berichte über die serbischen Rüstungen, ungefähr Mitte Juni, den vorgreifend bereits erwähnten Beschluß gefaßt habe, nunmehr durch das ganze Paschalik ihre unbedingte Herrschaft wiederherzustellen und dann die Rajah durch ein mildes Regiment, wie dasjenige des Hadji-Mustapha-Pascha gewesen, zu gewinnen.

Die Fortdauer der Occupation Belgrads durch die Krdschalien, über welche sich die Serben in ihrer Bittschrift beschwert hatten, war auch in Konstantinopel ein Stein des Anstoßes; man konnte den wichtigen Platz kaum den Reichsfestungen beizählen, solange er in den Händen einer, wenn auch mohammedanischen, Söldnerbande war. Gleichwol hatte der in der Stadt residirende officielle Pfortenstatthalter Suleiman-Pascha in seiner Machtlosigkeit sich genöthigt gesehen, sich mit Guschanatz Ali in gutes Einvernehmen zu setzen. Dieser Umstand aber machte ihn einerseits den Serben verdächtig, sodaß sie die Beziehungen zu ihm abbrachen, und misfiel andererseits der Pforte, welche sich veranlaßt sah, ihn seines Postens zu entheben und ihm an dem bisherigen Statthalter von Nisch, Hafiz-Pascha, einen Nachfolger zu ernennen. Diesem, unter welchem wir uns einen nach damaligen Verhältnissen gebildeten Mann zu denken haben*), fiel also die Aufgabe zu, den vorerwähnten Pfortenbeschluß zur Ausführung zu bringen.

*) Den Namen Hafiz (Behalter) dürfen nur solche Mo-

Inzwischen aber ging der Friedensbruch von den Serben aus, indem Karadjordje im Juni 1805 vor Karanowatz, eine am Ibar, nahe der Mündung dieses Flusses in die serbische Morawa gelegene türkische Stadt, rückte und dieselbe nach zehntägiger Belagerung am 29. Juni a. St. einnahm. Erst nach dieser Waffenthat, erzählt der Prota Nenadowić, erhielt Karadjordje die Nachricht, daß Hafiz-Pascha als Vezir zum Statthalter von Belgrad ernannt worden sei, sowie daß derselbe, empfangenem Auftrage gemäß, ein Heer sammle, um es nach Belgrad zu führen und die Serben zu unterwerfen. Die letztern befanden sich demnach, als sie diese Nachricht erhielten, bereits im Kriegszustande gegen ihren Souverän; mit Zuversicht nahmen sie die Folgen ihrer That auf sich. Die Rücksichten, welche man im Jahre vorher als getreue Rajah der Pforte dem Bekir-Pascha bewiesen, fielen nunmehr weg; Hafiz-Pascha sollte mit Waffengewalt verhindert werden, in das Innere des Landes und nach Belgrad vorzudringen.

Die erfolgreichen Kämpfe der Serben gegen Hafiz-Pascha finden sich in jedem Werke über die serbische Revolution umständlich erzählt. In Konstantinopel dürfte man bei den Nachrichten von dem neuen Statthalter eingesehen haben, wie man einen Fehler begangen, das Volk nicht vor dem Einrücken der Truppen über die friedlichen Absichten des Divans aufzuklären, und so erhielt denn einer der Deputirten, Stewa Žiwkowić, die Ermächtigung, sich über die Walachei nach Serbien zurückzubegeben, um zu verkünden, daß Hafiz-Pascha vom Tzaren (Sultan) gesandt worden sei,

---

hammedaner führen, welche den Koran studirt und die wichtigsten Stellen dem Gedächtniß eingeprägt haben. Solche Gelehrte haben von jeher in der Türkei als milde im Verkehr mit den Rajah gegolten.

weshalb die Serben ihm keinen Widerstand leisten, sondern ihm gehorchen sollten. Nenadowić, der dies („Memoari“, p. 139) erzählt, fügt hinzu: „Bis aber Stewa Žiwkowić ankam, hatte Milenko den Hafiz-Pascha schon geschlagen. Wäre aber auch Žiwkowić zur rechten Zeit eingetroffen, hätte er doch für Hafiz-Pascha nichts gethan.“ Die beiden Collegen des Ebengenannten fühlten sich nach der von den Serben dem Hafiz-Pascha bei Iwankowatz im District von Požarewatz beigebrachten Niederlage in wirklicher oder vielleicht nur vermeintlicher Gefahr. „Indessen“, sagt Nenadowić, „die russische Botschaft rettete sie und schickte sie heimlich zu Schiffe nach Odessa, wie dies der Erzpriester Alexa Lazarewić selber in einem Briefe an mich (der sich unter meinen Papieren befindet) bezeugt.“ Der russische Geschichtschreiber Nil Popoff scheint auch an dieser Stelle das Hereinziehen der russischen Diplomatie in die Geschichtserzählung für überflüssig gehalten zu haben; er ersetzt paraphrasirend die russische Gesandtschaft durch „hülfreiche Freunde“, und fügt hinzu, Tschardakli und Alexa seien von Odessa nach Petersburg gegangen und erst im folgenden Jahre 1806 nach Serbien zurückgekehrt.

Da es, wie schon früher bemerkt, hier nicht darauf ankam, zu versöhnen, sondern im Gegentheil die Versöhnung unmöglich zu machen, so war ohne Frage auch dieser Ausgang der Friedensmission schlau ersonnen; während in ihrer Heimat die Serben den ihnen vom Sultan gesandten Statthalter zurückschlugen, flohen ihre Abgeordneten, denen es obgelegen hätte, ein etwaiges Misverständniß aufzuklären, in das, wie alle Welt wußte, einen Krieg vorbereitende Nachbarreich. Freilich war Tschardakli der eine dieser Abgeordneten.

Was jene Kriegsvorbereitungen anbetrifft, so haben wir gesehen, daß dem Prota Nenadowić schon vor Jahresfrist die kolossale Anhäufung von Munition in der Nähe der

Südwestgrenze Rußlands aufgefallen war; neben den militärischen Rüstungen wurde aber die diplomatisch-politische Einleitung des Bruchs keineswegs verabsäumt. Aus frühern Allianzverträgen behauptete das petersburger Cabinet folgern zu können, daß die Pforte der Kaiserwürde Napoleon's, obwol dieselbe bereits die Anerkennung der Höfe von Berlin und Wien gefunden, diese Anerkennung versagen müsse, solange sie von Rußland verweigert werde. Die Pforte vermochte der Logik, durch welche ihr nordischer Nachbar auf dies Ergebniß gekommen, nicht zu folgen; aber der russischen Forderung redete England das Wort, und etwaige Zweifel an ihrer Berechtigung schlug Rußland damit aus dem Felde, daß es schon im October 1804, während die serbischen Deputirten die Kugelwälle um die Kirchen von Kiew bewunderten, durch seine Diplomatie hatte erklären lassen, der durch die Anerkennung begangene Bundesbruch werde zum Kriege führen. Die Pforte sah sich somit vor eine höchst fatale Alternative gestellt: unterwarf sie sich der Willensmeinung des russischen Cabinets, da beleidigte sie, Rußland zu Liebe, gerade diejenige Macht, von deren militärischen und politischen Erfolgen sie eine Eindämmung der ihr bereits so verderblich gewordenen Expansivkraft des Slawenreiches gehofft, welcher sie trotz der ägyptischen Expedition nicht aufgehört hatte ihre Sympathien zu widmen. Von Frankreich preisgegeben aber, sah sie sich Rußland gegenüber völlig isolirt und mußte die harte Knechtschaft der ihr von der Newa ertheilten „Rathschläge" noch widerstandsloser über sich ergehen lassen. Wagte sie dagegen ihren eigenen Weg zu gehen, da war ihr der Krieg mit Rußland weit sicherer als eine wirksame Hülfe Napoleon's, mit dessen politischem Egoismus auch sie bereits Erfahrungen gemacht hatte.

Allerdings überwog lange Zeit die Furcht vor Rußland

die auf Frankreich gesetzten Hoffnungen, wie denn der Divan sich durch die Abreise des französischen Botschafters Feldmarschall Brune (December 1804) und den ihm im Frühling 1805 von Frankreich angedrohten völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu keiner Aenderung seiner Politik bewegen ließ. Als aber die Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) geschlagen worden war, deren militärische Bedeutung der Divan überschätzte, wagte er nicht mehr dem Andringen der in Dalmatien und Ragusa seine Grenznachbarin gewordenen Napoleonischen Monarchie zu widerstehen und erkannte (Januar 1806) den Kaisertitel an, jedoch nicht ohne sich vorher die Erlaubniß zu diesem Schritte von Rußland durch einen neuen, die türkischen Interessen schädigenden Vertrag erkauft zu haben.

Dieser Vertrag war aber nicht, was Rußland wollte; nur weil bei den ungeheuern Entfernungen im Innern des Reiches und wegen der Erfordernisse des französischen Krieges die Rüstungen nicht hatten vollendet werden können, ließ man sich vorläufig denselben gefallen. Während also hier die opfervolle Selbstdemüthigung der Pforte nicht von ihrem Haupte das Damoklesschwert entfernte, ging es ihr auf der andern Seite kaum besser. Anstatt ihr rücksichtsvollen Schutz zu gewähren, bemühte sich Napoleon nur, sie mit barschem Ungestüm in Krieg mit *seinen* Feinden zu verwickeln.

Die eigentliche Achillesferse des türkisch-russischen Einverständnisses war das russische Schutzrecht in den Donaufürstenthümern, welches nach der Entwickelung, die es thatsächlich genommen, die Pforte nöthigte, dem wenig verhüllt betriebenen Abfall der Vasallen und sogar den Intriguen dieser mit süddanubischen Aufständischen thatenlos zuzusehen; denn durch einen im Jahre 1802 erlassenen und der Schutzmacht officiell mitgetheilten Hattihumajûn hatte sie sich des Rechts begeben, die Hospodare vor Ablauf einer sieben-

jährigen Regierungszeit anders als „auf Grund nachgewiesener Vergehen und im Einvernehmen mit Rußland" von ihren Posten abzuberufen. Nun war sie allerdings durch ihre Spione über alles, was in der Moldau und Walachei gegen ihr Interesse gesponnen wurde, vollkommen unterrichtet, so gut wie Rußland seine Fanarioten besaß, hatte sie auch die ihrigen; aber sie wußte, daß, was immer geschehen mochte, nach dem Willen und im Auftrage Rußlands geschah, sodaß sie bei einem Versuche, die Culpabilität der Hospodare nachzuweisen, den Urheber des Unrechts zum Richter gemacht haben würde.

An ihr bekanntes Unbehagen über diese Zustände setzte der neuernannte französische Botschafter General Sébastiani mit Geschick und Beharrlichkeit seinen Hebel an, und in der That gelang es ihm im August 1806, den Sultan zu einseitiger Absetzung der beiden Hospodare zu vermögen. Inzwischen hatte aber Rußland seine Kriegsrüstung auf einen, wie es meinte, für den Zweck ausreichenden Fuß gebracht. Von seinem englischen Collegen auch hier lebhaft unterstützt, verlangte der russische Gesandte bei Vermeidung sofortigen vollständigen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen die Wiedereinsetzung der Hospodare, und als diese nicht erfolgte, zog er seine Flagge ein und begab sich an Bord eines im Bosporus liegenden englischen Kriegsschiffes. Der Schrecken über diesen Schritt war bei der Pforte um so größer, als Sébastiani nur in allgemeinen Ausdrücken von einer zum Schutz der Türkei nach Dalmatien gesandten französischen Armee sprach, aber zugleich drohte, daß, wenn die Pforte sich mit England und Rußland verbände, sie von seinem Kaiser als Feindin behandelt werden würde.

Die beiderseitigen Machtverhältnisse abwägend hielt es der Divan nun für klüger, sich wieder Rußland in die Arme zu werfen; er widerrief das gegen die Hospodare er-

lassene Absetzungsdecret und berief dieselben Mitte October wieder zu ihren Functionen, worauf denn auch der russische Gesandte Italinski in das Gesandtschaftshotel zurückkehrte und seine Geschäfte wieder aufnahm.

Obwol nun damit die im internationalen Recht begründete Beschwerde Rußlands gehoben war, und die Thatsache des Wiederamtirens beider Hospodare in Petersburg rechtzeitig bekannt wurde, ließ Rußland, welches, wie gesagt, in einer Zeit, wo die Türkei durch den Parteihader der Janitscharen und der Reformfreunde mehr als je zerrissen war, hinlänglich vorbereitet zu sein glaubte, dennoch unter dem Vorgeben, daß es keine aufklärende Depesche von Italinski erhalten habe (dieselbe sollte von Räubern in Rumelien weggenommen worden sein) Ende October seine Truppen über den Dnjestr, die damalige Landesgrenze, gehen, und wenn auch unter der Versicherung, es handle sich nur um das wahre Interesse der Pforte und ihren Schutz gegen französische Vergewaltigung, die von türkischen Truppen fast ganz entblößten Fürstenthümer erobern. Die Pforte antwortete auf diese eigenthümliche Bethätigung liebender Fürsorge mit einer Kriegserklärung (27. December 1806), und so begann der Krieg, welcher schon vor zwei Jahren für die Auffassung des serbischen Schutzgesuchs beim petersburger Cabinet den praktischen Hintergrund gebildet hatte.

Von demselben Hintergrunde heben sich auch seit dem Sommer 1805 die Ereignisse in Serbien ab. Von Tag zu Tag gewann Rußland daselbst mehr einflußreiche Leute, welche den Kriegsmuth gegen die Türken mit Hinweis auf die zu erwartende Hülfe aufrecht zu erhalten wußten. Den 6. (18.) August schlugen die beiden Wojwoden Milenko und Dobrnjatz Hafiz-Pascha in der Morawaebene und trieben ihn in den befestigten Ort Paraćin; alsbald traf aber Karadjordje daselbst ein, beschoß Paraćin aus einer

mitgebrachten Kanone und brachte es dahin, daß der Pascha floh, und sein Milizenheer auseinanderstob. Infolge einer eigenthümlichen Ideenverwirrung besetzte Karadjordje damals Paraćin noch nicht, weil es zu dem Paschalik von Leskowatz und nicht wie Karanowatz zu demjenigen von Belgrad gehörte. So weit war es mit der Pforte gekommen, daß jeder einzelne Provinzialstatthalter wie ein zu Frieden und Krieg berechtigter Potentat dastand, und da der Pascha von Leskowatz nicht in die Kämpfe eingegriffen, so glaubte man seine Neutralität achten zu müssen. Ueberhaupt vermeinten die Serben damals noch, ein Recht nur auf das Paschalik Belgrad zu besitzen, weshalb auch Hafiz-Pascha, nachdem er nach Nisch zurückgekehrt, nicht weiter beunruhigt wurde. Nach ihrem Siege beschlossen die Serben auf einem bei Borak, einem Dorfe in der Nähe Belgrads, abgehaltenen Landtage unter Anerkennung der Souveränetätsrechte des Sultans (diese Förmlichkeit war noch immer der Massen wegen nothwendig) drei Maßregeln, nämlich die Einsetzung des Senats als Regierungsbehörde, die Eroberung Semendrias und die Wiederherstellung der zerstörten Kirchen und Klöster.

Der Angriff auf Semendria, einer von jeher mit regulärem Militär belegten und demnach als Privateigenthum des Sultans betrachteten, wenn auch sonst, was die Vertheidigungsmittel anbetrifft, elend bestellten Festung, galt sicher als ein höchst revolutionärer Act, den man selbst nach erfochtenen Siegen schwerlich beschlossen haben würde, wenn nicht die russische Partei dahin gedrängt hätte. Kaum weniger setzten sich die Serben durch ihren Beschluß betreffs der Kirchen und Klöster in Gegensatz zu dem islamitischen Staate, welcher damals das alte Gesetz, wonach christliche gottesdienstliche Gebäude, die in Ruinen zerfallen sind, nur ausnahmsweise kraft großherrlichen Fermans wiederhergestellt werden sollten, noch mit fanatischem Eifer

aufrecht erhielt. Daß endlich der dritte Beschluß, die Verwirklichung des schon im Frühjahr von Karadjordje im Princip angenommenen Vorschlags der Einsetzung eines Senats von den Nenadowićen, welche damals das wichtigste Organ für Rußlands Wünsche unter den Serben waren, durchgesetzt wurde, wird besonders hervorgehoben. Jakob Nenadowić war mit einer Leibgarde von 500 erlesenen Burschen (Momken) in Borak erschienen.

Die Eroberung Semendrias fand in der Weise statt, daß in einer Novembernacht eine Anzahl Serben, welche mit dem Wojwoden des Districts, Ćuscha, wacker gezecht hatten, an dem verschlossenen Thor der Festung erschienen und dasselbe einzuschlagen Anstalt trafen. Die Abmahnung der im Innern befindlichen Türken wurde mit Schmähungen erwidert, bis ein Schuß, von innen gefeuert*), den Wojwoden niederstreckte, worauf seine Begleiter die Flucht ergriffen. „So sehr dem Karadjordje", erzählt Nenadowić, „um den Ćuscha leid war, so freute er sich doch weit mehr, daß die Türken der Festung in dieser Weise den Vertrag und Waffenstillstand gebrochen und zum Angriff auf den Platz Anlaß gegeben." Es ist wol nicht zu bezweifeln, daß man eigens darauf ausgegangen war, den Friedensbruch hervorzurufen. Wie sehr den Serben, welche noch keine Anfuhrt der Donau, die zum Ausschiffen schweren Geschützes geeignet war, besaßen, an der Occupation Semendrias gelegen sein mußte, zeigte sich nur zu bald. Rußland hatte wahrscheinlich die Serben schon benachrichtigen lassen, daß es sie mit Schießbedarf versehen werde, und

*) Es ist dies die Darstellung der Memoari, welche das Gepräge der Richtigkeit an sich trägt. Die Ranke'sche zeigt die patriotische Verklärung der einfachen Thatsache im Munde eines begeisterten Erzählers.

Semendria war schon wegen seiner centralen Lage ein höchst paßlicher Ort für das Anlanden der russischen Sendung. Die Eroberung des nur mit einer mittelalterlichen Mauer umgebenen Semendria gelang ohne sonderliche Anstrengung; indem Karadjordje den Senat als Regierungsbehörde dahin verlegte, machte er den Ort zur provisorischen Hauptstadt.

Was die schon berührte russische Sendung anbetrifft, so wird ihrer weder von Ranke noch von Cunibert oder Zinkeisen gedacht; ich entnehme die Nachricht von ihr dem Werke Nil Popoff's, welcher sagt*): „Anfang November bemächtigten sich die Serben Semendrias; zu derselben Zeit wurden auf 24 russischen Schiffen, welche nach Galatz gefahren kamen, den Serben Kanonen und Massen von Munition zugeführt."

Man würde Mühe haben, an eine so flagrante Verletzung des internationalen Rechts seitens einer Macht zu glauben, welche über jede Velleität der Pforte, nicht etwa bestehende Verträge zu brechen, sondern künstlich in diese hineininterpretirte Folgerungen zurückzuweisen, sich solchen Aufwand an moralischer Entrüstung erlaubt, wenn es nicht ein russischer, aus vortrefflicher Quelle schöpfender und, wie wir gesehen, von seinem Patriotismus hier und da sogar zu Uebertünchung der Wahrheit, wo sie ihm Rußlands Interessen schädlich schien, verleiteter Schriftsteller wäre, dem wir die Notiz verdanken. Eine Bestätigung wird derselben allerdings auch von der andern Seite. Ich habe oben bemerkt, daß auch die Türkei in den Donaufürstenthümern ihre Späher hatte, nämlich Phanarioten, welche mit oder ohne Amt den beiden russischgesinnten und von Rußland gehaltenen Hospodaren sorgfältig auf die Finger sahen, und, um sich eventuell als Nachfolger zu empfehlen, der Pforte

---

*) Россія и Сербія, I, 38.

das Ergebniß ihrer Spionirarbeit mittheilten. Was also bei dem vorsichtigen Verfahren Rußlands — die Waffen sammt Munition wurden in Handelsschiffen von Odessa oder Sewastopol nach Galatz gebracht, dort ausgeladen und unter Connivenz des Wlabeg nach einem den Serben möglichst nahen Hafenorte der Kleinen Walachei gebracht, von wo wieder zu Kahn die Versendung nach Semendria erfolgte — nur zur Kenntniß weniger maßgebender Personeu in den Fürstenthümern gelangte, davon war die Pforte vollkommen unterrichtet, und als der Krieg, den zu vermeiden sie sogar mit dem Opfer des Schweigens über eine solche Beleidigung bemüht gewesen war, ihr die Zunge gelöst hatte, führte sie in ihrem Manifest vom 5. Januar 1807*) unter den gegen sie von Rußland begangenen Treulosigkeiten namentlich auch „die Verführung der Serben zum Abfall und ihre Unterstützung mit Geld, Waffen und Munition" auf.

Da früher keine solche Sendung stattgehabt hatte, und auch bis zum Ausbruch des russisch-türkischen Krieges keiner weitern erwähnt wird, so kann sich die Pforte nur auf die hier von uns besprochene (vom November 1805) bezogen haben. Den Zweck derselben hat man sich so zurechtzulegen, daß Rußland, welches den in Vorbereitung begriffenen Türkenkrieg noch aufschieben mußte und voraussah, daß die Pforte nach den Ereignissen des verflossenen Sommers, durch die Erwägungen vom Jahre 1804 nicht mehr gebunden, eine bedeutende Heeresmacht nach Serbien senden würde, die Aufständischen möglichst widerstandsfähig machen wollte, sodaß die Türken, wenn auch vielleicht siegreich, doch

*) Zinkeisen, a. a. O., S. 418 fg. Auch an die gleichsam prophetischen Worte Tschardakli's, als er mit dem Prota vor den Kugelhaufen in Kiew stand, ist hier zu erinnern.

zum mindesten an Gut und Blut möglichst geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen sollten.

Wie überhaupt unter den russischen Türkenkriegen eine große Familienähnlichkeit besteht, so ließ man schon damals dem offenen und ehrlichen Kampfe den sogenannten latenten, nicht officiellen Krieg vorhergehen, und wenn damals auch noch keine gleisnerische Verhüllung der wirklichen Kriegszwecke nöthig schien, so standen die Motive der großen Menschenschlächterei doch auf keinem bessern moralischen Boden als heutzutage. Nicht weniger als 48 große Kanonen und 4 Mörser, außer den in den Festungen vorgefundenen kleinen und unbrauchbaren Geschützen besaßen nunmehr die Serben*), und wahrscheinlich waren mit den Stücken die Bedienungsmannschaften gleich mitgekommen. Zur Erklärung des Glückes der serbischen Waffen während des Jahres 1806 ist dieser der frühern Geschichtschreibung unbekannt gebliebene Umstand wohl in Betracht zu ziehen; die Serben, welche sich in einem spärlich bewohnten, dem Feinde wenige Hülfsmittel, wenig praktikable Straßen bietenden Waldland der türkischen Invasionsheere erwehrten, besaßen nunmehr das nöthige Material, um ihre an passenden Punkten angelegten Vertheidigungswerke genügend zu armiren.

Um so mehr fällt es auf, daß im Januar 1806, wo von der russischen Sendung, welche man in dem neu befestigten Semendria aufgespeichert hatte, noch so gut wie nichts verbraucht worden war, eine serbische Deputation nach Wien geschickt wurde, um eine Unterstützung des österreichischen Cabinets anzusprechen. Nil Popoff sagt darüber, der Prota Nenadowić und Boža Grujewić seien nach Wien

*) Nil Popoff, a. a. O., S. 45 der serbischen Uebersetzung.

gegangen, um das kaiserliche Cabinet zu bitten, daß es zwischen den Serben und Türken vermitteln möge, doch sei diese Reise erfolglos gewesen, weshalb Nenadowić in seinen Memoiren ihrer auch nur beiläufig erwähne. Aber die von dem russischen Historiker hier als Beleg angezogene Stelle der Denkwürdigkeiten besagt gar nicht, was sie beweisen soll, und was doch als ein so plötzlicher politischer Wechsel in hohem Grade als Beweises bedürftig betrachtet werden müßte. Nenadowić berichtet: „Ich wurde mit Boža nach Wien geschickt, um von dem Kaiser Franz Munition und anderweite Bedürfnisse zu erbitten; von da sandten wir eine Bittschrift an den russischen Kaiser Alexander und mit derselben eine gleiche an den Sultan in Konstantinopel. Dies wird, wie mir scheint, um die Mitte des Januar 1806 gewesen sein."

Also nicht um die Vermittelung des österreichischen Hofes anzusprechen, sondern um sich Munition zu erbitten, deren die Serben nicht bedurften, und welche dorther zu erlangen nicht die mindeste Aussicht war, sandten sie — ohne Frage auf einen von Petersburg ihnen ertheilten Wink — zwei der eifrigsten Russophilen jener Zeit nach Wien; es ist wol klar, daß es sich hier nur um ein Scheinmanöver handelte, wahrscheinlich zu dem Behufe ersonnen, etwaige über die russische Waffen- und Munitionssendung nach Wien gedrungene Gerüchte zu bekämpfen. Und von demselben Gesichtspunkte ist auch der andere Theil der lakonischen Nachricht bei Nenadowić aufzufassen. Die Eingabe an den Kaiser Alexander mit der beigeschlossenen Bittschrift an den Sultan wurde unter serbischem Amtssiegel nicht etwa der russischen Botschaft, sondern der österreichischen Post zur Beförderung übergeben; sie war demnach bestimmt, nach einmal in Oesterreich so gut wie anderwärts bestehendem Gebrauche heimlich geöffnet und gelesen zu werden. Wahr=

scheinlich wurde dann auch das auf jene Eingabe an den russischen Gesandten in Konstantinopel erlassene Rescript in der Form einer zu vertraulicher Keuntnißnahme des Gesandten am k. k. Hoflager bestimmten Copie auf gleichem Wege zur Kenntniß des wiener Cabinets gebracht. Aus besagtem Rescript führt Nil Popoff folgende Stelle an: „Sollten die Serben gezwungen sein, zwischen Untergang und französischem Schutz zu wählen, da ist leicht vorherzusehen, wohin sie neigen werden.“ Dies war ein vortreffliches Argument für das sich auch ferner von Napoleon alles Bösen vorsehende Oesterreich; aber für die Pforte hatte es keine Bedeutung. Der Zweck der ganzen Deputation war, Oesterreich die Meinung beizubringen, wie Rußland in der serbischen Angelegenheit der Türkei und folgemäßig Oesterreich selbst gegenüber correct verfahre. Ob dies Ziel erreicht worden, darüber fehlen die Nachrichten.

Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß es neben den halben und an und für sich unfaßbaren Versprechungen hauptsächlich die dem wirklichen Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1806 vorauslaufenden Gerüchte über unlösbare Zwistigkeiten zwischen beiden Staaten waren, welche bei den Serben den Kriegseifer wach erhielten. Rußland, welches diese Gerüchte verbreiten ließ, glaubte sich indessen auf ihre Wirkung allein nicht verlassen zu dürfen. Während nach Nil Popoff Karadjordje schon selber mit dem Gedanken umging, die Montenegriner zu einem Einfall in Bosnien zu veranlassen, um die Bewohner dieses Landes von einer Invasion in Serbien abzuhalten, oder wol richtiger, während ihm bereits ein betreffender Rath russischerseits zugegangen war, den er noch zögerte anzunehmen, erhielt er am 15. Februar 1806 von dem lediglich auf russische Eingebungen hin handelnden Wladika des Ge-

birgslandes ein Schreiben, worin er um genaue Nachricht über die dermalige Lage des Aufstandes ersucht wurde. Karadjordje antwortete erst am 29. Mai (10. Juni), als die Bosnier schon in die Westprovinzen des Landes eingedrungen waren. Serbien, heißt es in seinem Schreiben, erwarte, daß der Sultan seine Bitte erhören und den Rebellenchef Guschanatz Ali aus Belgrad vertreiben werde, welcher nach so vielen andern Unthaten jetzt auch die Bosnier gegen die serbische Nation gehetzt habe. Erst wenn die Bosnier geschlagen seien, könne Serbien auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen; gegen die Bosnier möge demnach der Wladika die Hülfe gewähren, auf die sich Serbien von Anbeginn verlassen. „Indem Ihr uns“, schließt der Brief, „in unserer Noth gegen die Verräther am Großherrn und Bundesgenossen des Guschanatz Hülfe leistet, werdet Ihr Euch ein unzweifelhaftes Anrecht auf die Erkenntlichkeit der Pforte erwerben, da jene Feinde die ganze bosnische Bevölkerung gegen uns gehorsame Rajah aufgehetzt haben. Von dem Verdienst, das Ihr Euch um das gesammte Serbenthum durch Euere Hülfe erwerbt, brauche ich gar nicht zu reden. Euerm freundlichen Ermessen den Vorschlag eines einträchtigen Zusammenwirkens anheimgebend, bitten wir Euch, uns zu geeigneter Zeit von Euern Beschlüssen zu benachrichtigen . . .“

Die bloße Absicht Karadjordje's, welche in jene an Aufzeichnungen so arme Zeit zurück festzustellen schwer fallen dürfte, beiseitelassend, sehen wir also, daß auch betreffs dieser Verbindung der erste thatsächliche Schritt von Rußland — der Wladika hatte einfach die ihm von Petersburg zukommenden Befehle auszuführen — ausging, und wir bemerken zugleich, daß die Serben, nnter der wunderlichen Fiction, alle gegen sie entbotenen Kriegsvölker seien nur Bundesgenossen des rebellischen Krdschalienführers Guschanatz

Ali, noch immer für den Großherrn wider dessen Feinde zu kämpfen vorgaben. Weshalb man freilich dies Vorgeben — daß Leute wie Karadjordje, Nenadowić u. a. m. in die wirkliche Sachlage einen klaren Einblick hatten, ist doch unzweifelhaft — für nöthig hielt, dürfte untersuchenswerth sein; denn daß man die Montenegriner nicht mit türkischer Unterthanentreue zu födern hatte, wußte man an der Donau und Sau. Ich kann darin nur eine Rücksicht auf den mit der Redaction des Schreibens beauftragten Senat finden, dessen Mitglieder der Mehrzahl nach sich von den althergebrachten Ideen noch nicht losmachen konnten und mit der sich in gleicher Gemüthssphäre bewegenden öffentlichen Meinung in innigster Fühlung standen.

Daß Rußland diesmal in der That auch auf Grund der dem Kaiser Alexander I. eingereichten Bittschrift Schritte bei der Pforte that, ist eine Bereicherung der Geschichte jener Zeit, welche wir Nil Popoff verdanken. Es dürfte dies der erste und vor dem Kriege von 1806 einzige Fall dieser Art sein. Selbstverständlich bezweckte derselbe nicht, was er besagte, die Wiederherstellung des Friedens, sondern vielmehr neben dem Wunsche, ein directes Abkommen zwischen Serben und Türken, zu welchem man auf beiden Seiten viel zu viel Neigung sah, zu verhindern, lediglich eine Täuschung der Pforte, welche die Operationen derselben für einige Zeit hemmen und den Serben Zeit gewähren sollte, innerhalb ihrer Grenzen die Vertheidigung besser vorzubereiten. Bei dem Friedensbedürfniß der Pforte ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die Truppenbewegungen gegen die Drina und gegen das Morawathal, wie Nil Popoff sagt, während des Monats Mai sistirt wurden, sodaß die Serben freie Hand bekamen, ihre Macht gegen Belgrad und das damals wieder von den Türken weggenommene Schabatz zu richten. 20000 Mann, sagt

Nil Popoff, schlossen Belgrad ein, zogen Laufgräben, brachten Geschütze in Stellung und begannen vom 22. Mai ab die Beschießung. In dem Belagerungsheere tauchten als Kaufleute verkleidete russische Offiziere auf und leiteten die Arbeiten. Am 24. Mai schlugen die Türken Verhandlungen wegen der Uebergabe vor, doch lehnten die Serben den Antrag ab. Am 28. Mai boten die Oesterreicher ihre Vermittelung an, und beide Parteien sandten infolge dessen Bevollmächtigte nach Semlin, aber diese Zusammenkunft entzündete die beiderseitige Wuth nur noch mehr. Am 2. Juni liefen die Serben zweimal Sturm, mußten sich aber, nachdem sie 500 Mann gegen 150 gefallene Türken verloren, wieder zurückziehen. Als die Serben sich nunmehr wieder den regelmäßigen Belagerungsarbeiten zuwandten, erhielten sie Nachricht, daß die Pforte, nachdem sie die wirkliche Sachlage erfahren, ihre Truppen wieder vorrücken lasse, und dieser Umstand veranlaßte sie nunmehr ihrerseits Verhandlungen wegen der Uebergabe zu beantragen, welche ebenfalls scheiterten. Die Belagerung dauerte fort; am 22. Juni drangen sogar 2000 Serben unter der Führung von russischen Offizieren in die untere Festung ein, wurden aber wieder hinausgeschlagen. Das inzwischen erfolgte Einrücken der Türken nöthigte dann den Karadjordje, einen Theil der vor Belgrad liegenden Truppen wegzuziehen und sich den am meisten bedrohten Punkten zu nähern.

Leider hat der russische Schriftsteller versäumt, für diese so bestimmt mit Angabe des Datums gegebenen Nachrichten genügende Belegstellen anzugeben, denn wenn er auch einmal das Sammelwerk „Srbski Ljetopissi“ (serbische Annalen) für das Jahr 1826 citirt, so wird doch zu fragen sein, inwiefern ein daselbst abgedruckter Aufsatz als Autorität gelten kann. Sicher lassen weder die Denkwürdigkeiten des Prota

Nenadowić, der doch einer der hervorragendsten Männer der serbischen Revolutionsperiode war, noch das Ranke'sche Werk, welches, wie bereits bemerkt, auf den Mittheilungen eines wol etwas enthusiastischen, aber ehrlichen und durch persönlichen Verkehr mit den Helden jener Zeit wohl unterrichteten Patrioten beruht, eine so großartige Unternehmung gegen Belgrad ahnen. Nach Prota Nenadowić sollte man im Gegentheil annehmen, daß vor dieser Stadt nur eine geringe Kriegsmacht postirt gewesen wäre, welche sich mühsam, wenn auch tapfer, mittels einer in der sumpfigen Niederung an der Save oberhalb Belgrads, da wo der kleine Bach von Mokri-Lug sich in diesen Fluß ergießt (Nenadowić nennt die Stelle Tziganska Bara, Zigeunersumpf) aufgeworfenen Schanze der Ausfälle des Guschanatz erwehrt habe. — Nenadowić dürfte auch hier bei der Feststellung der wirklichen Geschehnisse besondere Berücksichtigung verdienen, — leider nur lag es ihm fern, eine regelmäßige Geschichtserzählung zu liefern, und da er mit Datumangaben ebenso karg ist wie Ranke, so fällt es oft schwer, seinen Mittheilungen die richtige Stelle anzuweisen.

Diesen Mittheilungen zufolge müssen die Feindseligkeiten an der serbischen Westgrenze schon im Vorfrühling begonnen haben, und zwar mit einem Einfalle des Mehemed Kapetan Widaitsch, welcher unterhalb Ljeschnitza über die Drina ging. Der Prota, welcher sich, wie oben erzählt, in besonderer Mission nach Wien begeben hatte, war damals noch nicht nach Serbien zurückgekehrt; keineswegs aber kann es ihm an genauen Nachrichten über die Vorgänge in der Heimat gefehlt haben. Wie er erzählt, rückte Karadjordje dem Feinde entgegen und wurde auf dem Zitschkofelde, wo es zu einem Gefechte kam, leicht am Halse verwundet. Ungefähr gleichzeitig brach auch Hassan-Pascha weiter südlich in Serbien ein, drang in dem waljewoer Kreise vor und verbrannte

unter anderm die Kirche von Brankowina, dem Heimatsdorfe unsers Prota, sammt dessen Hause. Karadjordje eilte mit Truppen hin, doch hatten, als er anlangte, die Türken sich schon zurückgezogen. Ein lakonisches Trostschreiben, das er bei dieser Gelegenheit an den Prota richtete, wird von diesem mitgetheilt, und legt für die, von Ranke nicht erwähnte, mit Nil Popoff's Darstellung der Ereignisse jener Zeit schwer zu vereinigende Anwesenheit des Oberanführers an der Westgrenze Zeugniß ab. Der Prota erhielt das Schreiben noch in Wien. Nach seiner Rückkehr, welche augenscheinlich bald darauf erfolgte, nahm er wieder seinen Sitz im Senat zu Semendria ein, und erhielt daselbst „an einem der Osterfeiertage" die Nachricht von einem dritten Einfall der Türken in die Westprovinzen, demjenigen des Dzora Osman, dessen auch Ranke erwähnt. Diesmal eilte er selbst hin und konnte noch an dem Treffen im Ub-Thal, welches zu einem glänzenden Siege der Serben führte, theilnehmen. In seinen Mittheilungen darüber sagt er: „Die Türken warfen vergebens Waffen und Kleider weg, um leichter fliehen zu können; die Serben erreichten sie und brachten sie mit Säbeln und Messern um, oder erschlugen sie mit Zaunpfählen. Mein älterer Bruder Petar brachte vier lebendige Gefangene in sein Haus, woselbst ein Kind sie abschlachtete. Gaja Dabić hat mir gesagt, wessen Kind es war. Köpfe aber wurden diesmal nicht abgeschnitten, denn von den Serben war ein jeder mit allerlei Kleidungsstücken, mit Flinten und sonstigen Beutegegenständen zu sehr beladen."

Den Karadjordje fand der Prota in den Westprovinzen nicht mehr vor; von Brankowina hatte derselbe seine Truppen wieder nordwärts an die Dubrowa, ein im Osten von Schabatz der Save zueilendes Flüßchen, geführt, um sie dort als Schutzwehr gegen die eben genannte, wie vorhin

bemerkt, wieder in die Hände der Türken gefallene Stadt eine feste Position einnehmen zu lassen, und war, als er so das den Serben verbliebene Gebiet gesichert zu haben glaubte, nach seinem Heimatdorfe Topola zurückgekehrt.

Indessen verstärkte Hassan-Pascha die Besatzung von Schabatz um 1000 Mann, und größere bosnische Heeresmassen kamen über die Drina. Die Serben waren unter sich uneinig; 20 Kmeten (Dorfvorsteher) hatten sich den Türken unterworfen und führten ihnen Proviant zu. Der Prota schrieb an Karadjordje einen Brief des Inhalts: Die Türken, obwol den Serben an Zahl und Macht weit überlegen, ließen überall bekannt machen, sie kämen nicht mit der Absicht, die Serben als Sklaven zu verkaufen, sondern nur um sie wieder zu Rajah des Sultans zu machen, und wenn sie, die Serben, die von Bosnien mitgebrachten Charadsch-Tezkere's (Kopfsteuerzettel) annähmen und dem Tzar die Kopfsteuer zahlten, da würde das Heer sofort das Land wieder verlassen. Aus den Kreisen der Matschwa und Potzerina seien infolge dessen schon Leute zur Dienstleistung in das türkische Lager beordert. Um nun eine Niederlage der geringen serbischen Streitmacht zu verhüten, möge doch Karadjordje entweder selbst kommen oder mehr Truppen senden.

Der letztere indessen antwortete: „Da Omer-Pascha hierher vorrückt und sich gegen Ćupria (an der Morawa) wendet, so habe ich ihn zu erwarten; wenn ich ihn aber mit Gottes Hülfe geschlagen, werde ich zu euch kommen. Da nun die Türken sagen, daß sie uns nur zum Gehorsam bringen, uns die Steuerzettel übergeben und dagegen die Kopfsteuer abholen wollen, da seht zu, wie ihr sie mit Redensarten hinhaltet und betrügt, so gut ihr es könnt, bis ich an der Morawa einen Sieg erfochten habe und zu euch eile.“

Durch diesen Brief hielten sich die Nenadowićs ermächtigt, mit den Türken in Unterhandlung zu treten, welche bald zu einem Resultat führten. Man kam überein, daß zwei serbische Anführer sich in das Hauptquartier der bosnischen Armee jenseit der Drina begeben, daselbst ihre Unterwürfigkeit erklären, die Steuerzettel in Empfang nehmen und dann in Gesellschaft eines höhern türkischen Beamten nebst Escorte von 60 Mann nach Serbien zurückkehren würden, um das Geld einzusammeln. Der Wojwode Tschupić und der Prota Nenadowić wurden serbischerseits mit dieser Mission betraut; vier angesehene Begs, welche den Serben als Geiseln übergeben wurden, verbürgten ihre Sicherheit.

Die beiden Genannten fanden eine gnädige Aufnahme; indessen zerschlug sich die Sache dadurch, daß die Serben, welchen die Wahl des Obersteuerempfängers überlassen blieb, sich betreffs derselben nicht einigen konnten, indem der Prota einen den Parteiungen der Serben fremd gegenüberstehenden bosnischen Beg wollte, die gleichfalls im Hauptquartier anwesenden türkenfreundlichen Serben aber einen ihrer angestammten Grundherren vorzogen, der auch sofort seine Rechte auf das Amt geltend machte. Die Türken betrachteten damit den Ausgleichsversuch als gescheitert — wahrscheinlich ahnten sie die unredliche Absicht der Aufständischen — und infolge dessen wurden die beiden serbischen Unterhändler, um gegen die türkischen Geiseln wieder ausgetauscht zu werden, auf die zu diesem Ende beiderseits verabredete Stelle im Osten der Drina zurückgeführt. Nun hatten aber die Serben durch Misverständniß, wie sich später herausstellte, nicht Wort gehalten, die Bosnier waren nicht am Ort. „Die Wlachen" (Wlach bedeutet in Bosnien schlechthin einen Bauern) „haben", hieß es sofort, „unsere Begs ermordet! wie konnten wir auch den Haiduken trauen?!" Selbstverständlich galt damit auch das Leben der beiden Serben

als verwirkt, und sie selber dachten nicht anders, als daß auf ihre Zurückführung in das Lager alsbald ihre Hinrichtung folgen werde. Ihre Rettung verdankten sie zum Theil der Klugheit und dem Takte des Prota, in viel größerm Maße aber dem ritterlichen Sinne des bosnischen (mohammedanischen) Adels. Der Bericht, den die Denkwürdigkeiten von der Sache geben, ist für die sittlichen Zustände jener Epoche sehr belehrend und stellt die Mohammedaner entschieden höher als die Christen. Auf des Prota Vorschlag wurde Tschupić zu seinen Landsleuten entlassen, um die sofortige Rücksendung der Begs, denen, wie Nenadowić nicht aufhörte zu versichern, kein Haar gekrümmt sein könne, zu veranlassen; der tapfere Wojwode aber, welcher die Zuversicht seines Collegen nicht theilte und nun fürchtete, dessen als Repressalie unvermeidlich gewordene Hinrichtung werde seitens der Serben an ihm heimgesucht werden, begab sich gar nicht in das serbische Lager, sondern versteckte sich in den Buschwäldern des Kitogmoors im Save-Drina-Delta und ließ den Prota in der peinlichsten Lage. Nach langem Harren machte dieser, des eigenen Todes gewiß, um nur seinen Diener zu retten und sein gutes Pferd nicht in Türkenhände fallen zu lassen, den Vorschlag, da durch Tschupić gar keine Aufklärung erlangt worden sei, noch den Diener zur Erkundigung auszusenden. Die Türken gingen darauf ein, der Diener wurde auf seines Herrn Pferde nach dem serbischen Lager ausgesandt, und nun klärte sich die Sache in wenig Tagen zur vollen Zufriedenheit auf. Die Geiseln waren keineswegs ermordet worden und bald, den 6. Juni, konnte die Auswechselung vorgenommen werden. Ueber 20 Tage, sagt Nenadowić, hatte dieser Zwischenfall gedauert; die Zeit, in welche er fiel, entspricht also ungefähr der nach Nil Popoff von der russischen

Diplomatie bei der Pforte durchgesetzten Sistirung der militärischen Operationen gegen Serbien.

Da nun alsbald die türkischen Truppen von der Drina wieder gegen die serbischen Stellungen vorrückten, forderte der Prota den Karadjordje brieflich dringend zum Beistande auf. Von letzterm traf auch bald ein Schreiben aus Topola ein, des Inhalts, daß er die Türken an der Morawa geschlagen habe und nunmehr Truppen sammle, um nach Schabatz zu kommen. Der Prota ging ihm bis Bjeli Brod entgegen und hatte dort eine unangenehme Scene mit ihm, da er nach allem, was er ausgestanden, noch von ihm hören mußte, er sei wol von den Türken bestochen worden und habe das Vaterland verrathen. Nachdem das gute Einvernehmen wiederhergestellt war, ging man an die Berathung. Die größte Anstrengung war für die Serben dringend geboten; die türkische Hauptmacht stand in der Ebene von Schabatz und stützte sich auf einen nicht unerheblichen Bruchtheil der serbischen Bevölkerung, eine kleinere Abtheilung aber drang unter Hadschi-Beg von Sokol aus im Gebiete von Waljewo vor. Die Serben hielten nirgends Stand, sondern liefen, jeder nur auf Rettung der eigenen Angehörigen bedacht, auseinander. Die Hülfe aber, welche Karadjordje brachte, beschränkte sich außer seiner allerdings gewaltigen Persönlichkeit auf wenige tausend Mann.

Es handelte sich zunächst darum, wieder Leute unter die Fahnen zu bringen, und zu diesem Behufe schrieb vermöge Auftrags der Prota an den Knez von Zabrditza, wie man annehmen muß, einen in jenen Gegenden einflußreichen und vielleicht aus Verzweiflung der Unterwerfung das Wort redenden Mann, einen Brief, den ich als beredtes und ungeschminktes Zeugniß von der damaligen Lage nach den Denkwürdigkeiten hier mittheile:

„Der Gospodar Djordje ist mit 12000 Mann Soldaten und 15 Kanonen (in Wahrheit hatte er nur zwei Kanonen, aber es war damals nöthig, etwas aufzuschneiden)*) über die Kolubara nach Bjeli Brod gerückt und hat bei dem Dorfe Leikowatz ein Lager bezogen. Von da beabsichtigt er 4000 Mann an den Ub auf die schabatzer Straße zu senden. Da er nun vernommen, daß sich Hadschi-Beg in Bratatschić, Kreis Waljewo, verschanzt hat und bei Euch keine Truppen stehen, will er die übrigen 8000 Mann und 11 Kanonen von Waljewo direct gegen Hadschi-Beg führen und ihn zurücktreiben.

„Welcher Knez nun aus den der türkischen Schanze benachbarten Bezirken sich nicht mit seiner gesammten Mannschaft bei ihm einfindet, der soll auf der Folterbank zu Tode gemartert, und welcher Soldat sich nicht bei seiner Compagnie stellt, der soll vor seinem Hause gepfählt werden. Wer also sein Leben liebhat, der achte hierauf; wer immer die Flinte tragen kann, hat gegen Hadschi-Beg zu ziehen. Morgen Nacht bleiben wir mit dem Gospodar hier; wir wären schon heute vorgerückt, wenn wir die nöthigen Ochsen für den Transport der Kanonen hätten auftreiben können. Ich habe ihm gesagt, daß nicht alle Euere Leute bei Euch zur Hand sind, daß Ihr aber Gensdarmen ausgesandt habt, um die Fehlenden herzurufen. Deshalb sage ich noch einmal, wenn Du Deine Truppen nicht vollzählig herbringst, dann kommst Du vielleicht noch mit dem Leben davon, sicher aber wird er mich dann niederhauen. Truppen hat er genug, um auch ohne Euch den Hadschi-Beg zu schlagen und nach der Drina zu treiben.

Leikowatz, im Juli 1806.

(Gez.) Der Prota Matth. Nenadowić.

---

*) Die Parenthese rührt von Nenadowić her.

„Karadjordje war mit dem Briefe einverstanden und ließ noch die Worte hinzufügen:

P. S. Der Gospodar Djordje schickt seine Momken verkleidet durch die Dörfer und wird Jeden, der sich zu Hause treffen läßt, tödten und rädern und das Haus anzünden. Ich schreibe Dir dies ins Geheim wegen der verkleideten Momken, damit ja Niemand zu Hause bleibe.“*)

Also nicht durch Vaterlands- und Freiheitsliebe, nur durch die Angst vor qualvollem sichern Tode und Ausstoßen der ganzen Familie ins Elend, durch ein Ueberbieten selbst der Dai an Grausamkeit, konnten die Serben noch den Türken entgegengeführt werden. Der Erfolg war denn auch nicht glänzend. In einem Gefecht bei Bratatschić gegen Hadschi-Beg blieben im ganzen die Serben im Nachtheil, und nur dadurch wurde ein glücklicher Ausgang erzielt, daß der Prota die Kriegslist gebrauchte, auf Schleichwegen Leute auszusenden, die im Rücken des Feindes ein türkisches Dorf anzündeten, worauf Hadschi-Beg, sich in der That umgangen glaubend, zurückmarschirte und nicht wiederkam.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Vorrücken des Hadschi-Beg nach Bratatschić war auch der Vezir von Bosnien mit der Hauptarmee von Schabatz gegen Belgrad aufgebrochen. Sein rechter Flügel unter Hassan-Pascha aber, welcher sengend und brennend durch die an den Vorhöhen über der Saveniederung gelegenen Ortschaften zog und sich wahrscheinlich im Beutemachen zerstreute, wurde bei dem Dorfe Maseritza von den Serben unter Janko Katić und Jakob Nenadowić angegriffen, geschlagen und nach Schabatz zurückgedrängt. Der Pascha selbst gelangte nach Uschtje am Wukodrazflusse, woselbst er übernachtete. Von einem nahen

*) Memoari, p. 166 sq.

Walde aus wurde er aber daselbst die ganze Nacht hindurch von dem Wojwoden Jakob mit Flintenschüssen beunruhigt und wandte sich, da er seine Verbindung mit Bosnien von den sumpfigen Einöden des Kitog aus gefährdet glaubte, wahrscheinlich aber auch erschreckt durch die Nachricht von der Niederlage Hassan-Pascha's den folgenden Tag nach Schabatz zurück. Sicher hing die Zaghaftigkeit der Türken auch mit der Unmöglichkeit, ohne eine Partei im Lande die Truppen zu verpflegen, zusammen. Eine solche Partei hatte zwar bestanden, aber die Türken wußten, daß dieselbe nur durch den unbedingten Glauben an die Uebermacht der Heere des Sultans in Treue erhalten werden konnte, und sie mochten sich von dem Einflusse Karadjordje's, welcher ja nunmehr persönlich in die Angelegenheiten der Westprovinzen eingriff, übertriebene Vorstellungen machen.

Wie lebendig das Prästigium der Pfortenherrschaft noch war, darüber geben die Denkwürdigkeiten den folgenden bemerkenswerthen Aufschluß. Indem er das im Lager des bosnischen Vezirs getroffene Abkommen bespricht, läßt sich der Prota fragen, ob nicht Karadjordje den hohen türkischen Steuerempfänger, von dessen Bestellung für Serbien die Rede war, sammt seiner Leibwache niedergehauen und die Steuerzettel verbrannt haben würde? Nenadowić verneint dies und meint, die ganze Sache würde dem Hospodar recht lieb gewesen sein. Denn „auf die besagten Steuerzettel würden wir die Kopfsteuer eingetrieben haben, weil unsere Nation gern gezahlt haben würde, um nur die kaiserlichen Steuerzettel zu bekommen.*) Nachher hätten wir dann den Steuereinnehmer hingeschickt, wo er hergekommen, unter dem Vorgeben, daß wir dem Tzaren sein Geld selber schicken wollten, das Geld aber würden wir für Kriegsbedarf ver-

*) Memoari, p. 152 sq.

wandt haben. Sechzig Türken umsonst zu ernähren wäre doch gegen den Unterhalt unsers Heeres gar nichts gewesen, besonders auf dem Lande, wo keine städtischen Preise zu befürchten waren, und hätten wir uns auf diese Weise in den Besitz des Geldes gesetzt, da würden wir ein ganzes Jahr hindurch, der sauern Arbeit des Einsammelns überhoben, vor türkischen Angriffen sicher gewesen sein." Die Bauern betrachteten offenbar die Steuererhebung der Wojwoden als eine ungesetzliche, durch welche sie von ihrer Verpflichtung gegen die Pforte nicht gelöst würden. Den türkischen Hebebeamten zahlten sie bereitwillig, aber sie verlangten dafür Schutz gegen die Forderungen der Wojwoden, für welche eben deshalb die Steuererhebungszeit eine gewisse Gefahr mit sich brachte. Konnten dann aber die Türken jenen Schutz nicht leisten, dann war der Zauber gebrochen und die nationale Tendenz konnte zum Durchbruch kommen.

Bedauerlicherweise brechen mit Ende Juli 1806 die Aufzeichnungen des Prota plötzlich ab, um erst nach dem Sturze Karadjordje's im Jahre 1813 wieder zu beginnen. Zum Schlusse heißt es noch, dem Karadjordje seien in sein am Beljinbache aufgeschlagenes Lager nebst fünf abgeschnittenen Türkenköpfen drei eingefangene Knezen des Districts Potzerje, welche es mit den Türken gehalten, eingebracht worden. Karadjordje habe diese Leute sofort enthaupten lassen und dann an die anwesenden Landleute von Potzerje über den blutigen Rümpfen eine ermahnende Ansprache gehalten, welche ihres Eindrucks bei solcher Scenerie nicht verfehlt haben kann. Auch habe er den Leuten einen neuen patriotischen Oberknez gegeben.

Diese und manche andere Einzelheit in den Denkwürdigkeiten habe ich aus dem Grunde nicht übergehen zu dürfen geglaubt, weil es zur Charakterisirung der russisch-serbischen Verbindung nöthig schien, auf die damaligen Zustände der

nunmehr aus dem Schatten der Vergessenheit hervortretenden Nation ein neues Licht zu werfen. Den Aufzeichnungen eines Greises, der mit seiner Erinnerung gleichsam auf der Grenze zweier Zeitalter seines Volkes stehend, seinen Kindern von dem nun längst überwundenen Mittelalter einen Begriff beibringen wollte, und der durch seine Stellung, wie durch seine persönliche Begabung als vorzugsweise wohlunterrichtet gelten muß, ist ohne alle Frage mehr zu trauen, als den für das Ausland berechneten Erzählungen patriotischer, wenn auch achtungswerther serbischer Landsleute. Leider ist die eigentlich geschichtliche Ausbeute dieser Aufzeichnungen nicht so reichhaltig, wie man vielleicht erwarten konnte; aber das Wenige, was wir erfahren, nöthigt uns doch, an das, was wir früher als serbische Geschichte betrachtet, den Maßstab kritischer Zweifel anzulegen. So fragt man sich zum Beispiel: ob die große Schlacht in der Savegegend, welche Ranke auf S. 145 seines Werkes beschreibt, auch wirklich stattgefunden. Ranke setzt dieselbe in den Anfang des Monats August — bis zum 31. Juli a. St., d. h. bis zum 12. August n. St. reichen aber auch die Denkwürdigkeiten, welche von einer so großartigen Action nichts wissen. Auch Nil Popoff kennt, wie unser Prota, nur einen Sieg über einen Theil der bosnischen Armee, infolge welches der allgemeine Rückzug angetreten wurde, aber er läßt diesen Sieg von Karadjordje selber erfochten werden und gibt auch sonst Details, die auf eine von den „Memoari" unabhängige Quelle deuten. Cunibert weiß ebenfalls nur von einem muthigen Widerstande der Serben, den er abweichend von Prota nach Mischar verlegt.

Betreffs der Ereignisse an der Morawa erklärt Ranke offen, keine ins Einzelne gehenden Nachrichten haben auffinden zu können. Von dem durch Karadjordje's Schreiben an den Prota (vgl. S. 112) bezeugten persönlichen Ein=

greifen des Gospodaren in jene Kämpfe während des Monats Juni nimmt Nil Popoff ebenso wenig Notiz, wie er überhaupt von diesem Anfange der türkischen Operationen auf der Südseite des Landes eine Ahnung zu haben scheint. Betreffs der spätern Ereignisse daselbst aber gibt er eine Reihe bestimmter Nachrichten, bei denen man nur fragt, ob und wie sie begründet sind. Ende August, heißt es bei ihm, habe eine blutige Schlacht bei Banja (Alexinatz) stattgefunden, in welcher auf beiden Seiten 4000 Mann gefallen seien, aber die Serben die Walstatt behaupteten. Neue türkische Kriegsvölker seien nachgerückt, aber auch Karadjordje habe frischen Zuzug erhalten und sein Heer auf 65000 Mann gebracht. Am 21. September sei es dann wieder zu einer Schlacht gekommen, in welcher die Serben im Centrum und auf dem rechten Flügel siegreich gewesen seien, aber auf dem linken haben weichen müssen. Von den Türken sei dann ein Waffenstillstand in Vorschlag gebracht worden, welcher als Vorläufer eines Friedensschlusses unter Festsetzung einer für die Serben sehr vortheilhaften Demarcationslinie zu Stande gekommen. Wer unsern Anführungen aus den Denkwürdigkeiten gefolgt ist, dürfte mit uns finden, daß die für die erste Sommerhälfte von einem Mithandelnden bezeugte Lage in den westlichen und mittlern Provinzen Serbiens einen solchen Aufschwung nicht ahnen läßt.

Daß indessen die Anregung zu einem Friedensschluß von der Pforte ausging, ist nicht unwahrscheinlich, nur würde man unrecht thun, dieselbe als die unmittelbare Folge serbischer Siege aufzufassen. Mochten diese noch so glänzend sein, so war doch außerhalb des aufständischen Gebiets von den Serben nichts zu fürchten; aber im Vorgefühl des baldigen Angriffs der Russen muß sich der Pforte das Bedürfniß aufgedrungen haben, diese innere Beschwerde

los zu werden, um sich mit größerm Nachdruck gegen den äußern Feind wenden zu können. Nicht minder ist verständlich, daß die Franzosen, welche früher wiederholt zu scharfen Maßregeln wider die Serben gerathen hatten, jetzt einen friedlichen Ausgleich, wenn auch unter lästigen Bedingungen, befürworteten.

In dem Senat zu Semendria, wo die Ausgleichsbedingungen festgestellt wurden, bildeten sich nach Nil Popoff zwei Parteien, von denen die eine sich mit dem alten, bereits wiederholt von den türkischen Staatsmännern als discutirbar anerkannten Bedingungen begnügen wollte, während die andere die vorherige Einnahme Belgrads und der Savefestung Schabatz verlangte.

Es ist eigenthümlich, daß Popoff über das Schicksal jener mildern Ansicht mit Stillschweigen hinweggeht; offenbar hatte dieselbe so sehr die Mehrheit des Volkes für sich, daß sie die zunächst maßgebende wurde. Ein Bulgar, Peter Itschko, den Popoff weder kennt noch nennt, begab sich mit zwei serbischen Knezen im Auftrage der serbischen Regierung nach Konstantinopel, um wegen des Friedens zu unterhandeln, und kehrte noch vor Ende October von da nach Semendria mit einer günstigen Antwort zurück.

Warum nun dieser Ausgleich nicht zu Stande kam? Indem wir uns diese Frage vorlegen, vermissen wir schmerzlich die naiv aufrichtigen Geständnisse unsers Prota, vermissen wir namentlich auch eine türkische Darstellung des Verlaufs. Dem Friedensbedürfniß der Pforte und der serbischen Massen stand einmal das Interesse der sich allmählich in ihrer Allmacht gefallenden und — wo sie mit ihren Untergebenen einen gemeinschaftlichen Richter, den Sultan, über sich anerkennen mußten — eine Zur-Rechenschaftziehung wegen mancher Unthat besorgenden Wojwoden und dann das Interesse Rußlands entgegen, welches durch

seine Agenten da, wo noch Kriegsgeneigtheit vorhanden war, dieselbe leicht wieder zu Flammen schüren konnte. Außerdem ist nicht zu leugnen, daß an der Pforte, wenn sie diesmal aufrichtig gewesen wäre, ein historisches Unrecht heimgesucht wurde; ein auf dem Eroberungsrecht begründeter Staat, welcher neben dem widerruflichen Willen des Herrschers das Interesse einer alle Macht auf Erden für sich allein beanspruchenden, alles Recht an ihrem Vortheil abmessenden Religion als höchstes Gesetz hingestellt hatte, konnte bei einem durch die Gewalt der Umstände ihm abgerungenen Zugeständniß auf vertrauensvolles Entgegenkommen seitens der unterjochten Andersgläubigen keinen Anspruch machen. Und waren wirklich die Türken so aufrichtig, daß sie nicht in den Bedingungen eine Hinterthür zur Zurückführung ihrer Gewaltherrschaft offen ließen? Konnten sie es sein? Man darf nicht vergessen, daß für sie die Serben ein seine Ketten brechendes Sklavenvolk waren, ein Volk so roh, daß es einen Vatermörder an seine Spitze stellte, das mit den Haiduken, dem Geschmeiß der Balkanwälder, sich verbrüderte, dessen Popen zusammen mit Räubern und friedlichen Landleuten fochten, plünderten, Köpfe abschnitten, ein Volk endlich, das schon mit dem Reichsfeinde in Verbindung stand und von demselben Waffen erhalten hatte. Mußte die Pforte nicht besorgen, daß Concessionen, diesem Volke gemacht, bei erster Gelegenheit gemisbraucht, zur Förderung des Feindes verwandt werden würden?

Dennoch darf man die Schuld an dem Mislingen des Ausgleichs nicht blos den Türken, wie die von Serbien aus zu allgemeiner Geltung gebrachte Meinung will, beimessen; derselbe war nach beiden Seiten hin unmöglich. Ueber die den Serben gemachten Zugeständnisse sind die Nachrichten nicht einig. Der zu zahlende Tribut zum Beispiel

wird von Cunibert auf 700000 Piaster und von Ranke auf 900000 Piaster angegeben. In den nach Nil Popoff den Serben gebotenen Bedingungen werden 1,250000 Piaster (er sagt fälschlich Gulden) genannt. Offenbar beruhen die verschiedenen Angaben nicht auf Documenten, sondern auf vager Erinnerung, welche durch spätere Ereignisse beeinflußt sein konnte. Die von Nil Popoff mitgetheilten serbischen Forderungen lassen sich, ihre Authenticität vorausgesetzt, mit der wohlbeglaubigten Nachricht von der Itschko'schen Mission nur durch die Annahme vereinigen, daß es serbische Gegenvorschläge wären, welche dann von der Pforte zurückgewiesen worden. In diesem Falle würde man sich den Verlauf so zu denken haben, daß die Pforte sich der Deputation des Itschko gegenüber bereit erklärt hätte, auf die vorjährigen Bedingungen einzugehen, daß aber von den Serben dann nachträglich die in jenen Bedingungen nicht enthaltene Forderung der Uebergabe der Festungen gestellt worden wäre, welche zurückgewiesen werden mußte, weil ihr ein damals noch streng aufrecht erhaltenes Reichsgesetz entgegenstand.

Der hohen Bedeutung, welche der Islam den Festungen beilegt, haben wir oben gedacht. In der Lage Belgrads hatte sich seit dem vorigen Jahre im wesentlichen nichts geändert. Die Citadelle war allerdings einstweilen jeder Beeinflussung der Pforte entzogen; aber sie befand sich in mohammedanischen Händen, aus denen sie in der einen oder andern Form wieder in den Besitz der Regierung übergehen konnte. Einmal den Serben übergeben, mußte sie als für immer dem Islam verloren gelten, ja sie konnte bei auswärtiger Verwickelung zu einem gegen die Pforte gerichteten Waffenplatze werden. Schabatz besaß sogar damals eine ordnungsmäßig bestellte großherrliche Besatzung. Der türkische Minister, der die Uebergabe der beiden

Festungen an die Christen verfügte, unterschrieb damit sein unabwendbares Todesurtheil. Die Festungsfrage konnte, thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend, stillschweigend fallen gelassen, aber sie konnte keineswegs ausdrücklich zu Gunsten der aufständischen Rajah gelöst werden.

Andererseits war aber diese Frage ein gewaltiges Agitationsmittel in der Hand der Agenten Rußlands, wo es galt dem serbischen Volke ein russisches Bündniß während eines russisch-türkischen Krieges genehm zu machen. Und wie man die Serben mit Strafdrohungen zum Kriege wider den Sultan zwang, so darf man auch hier die geltend gemachten Beweggründe nicht in zu hohen Sphären suchen. Was man in Aussicht nahm, war nicht Rache für die seit 400 Jahren erlittene Unbill, denn trotz der Janitscharen und ihrer Dai war in dem Volke der Glaube an die Gerechtigkeitsliebe des Tzaren nicht erloschen, und das Los des geringen Mannes war seit dem Aufstande keineswegs besser geworden. Ebenso wenig glaubte man, für die Zukunft den Islam einer Zwingburg berauben zu sollen, von welcher erneuter Druck ausgehen würde — solch ein Gedanke wird nirgends angedeutet. Nil Popoff erzählt, daß während der Belagerung im Mai desselben Jahres 2000 Serben der dürftigsten Klasse sich erboten hätten, im Sturm die Schanzen der Stadt zu nehmen, wenn ihnen nach dem Gelingen die Plünderung gestattet würde, daß aber die Wojwoden auf diese Bedingung nicht hätten eingehen wollen. Diese Notiz zusammen mit dem Ausgange der Angelegenheit gibt uns den richtigen Schlüssel. In noch höherm Maße als heutzutage für das dürftige serbische Bauernvolk war Belgrad damals für dasselbe die Stätte unendlichen Reichthums, und wenn im allgemeinen zu jener Zeit der Krieg auf der Balkanhalbinsel ein grauses Würfelspiel um Waffen, Kleider und Geld, um Weib, Kind und

Kopf jedes einzelnen Gegners war, so sehen wir auch bei den Serben neben der gelegentlichen negativen Quelle des Kriegsmuthes, der Furcht vor noch größerm Ungemach, das dem Unbewehrten drohte, als positives Anreizungsmittel die Lust am Beutemachen und Plündern überall auf das ungeschminkteste hervortraten. Nach dem Bildungsgange der großen Wojwoden braucht man sie gar nicht von der allgemeinen Regel auszunehmen, wenn auch zugegeben werden mag, daß hier und da neben der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, höhere, an politische Erkenntniß streifende Beweggründe mitgewirkt haben. Jedenfalls fanden die kriegslustigen Wojwoden es leicht, für einen solchen Zweck, wie die Eroberung Belgrads, das sich nach Ruhe sehnende Volk zu begeistern.

Zu der aus den Geschichtswerken bekannten Darstellung von der Belagerung und Einnahme dieser Festung finden wir nur wenig hinzuzufügen. Einen ganzen Monat widerstand sie den Angriffen der gesammten serbischen Macht; aber durch einen ebenso kühn wie schlau ausgeführten Handstreich ging die „Stadt" (Warosch) den 30. November verloren, und Suleiman-Pascha zog sich mit seiner Mannschaft zu Guschanatz Ali in die Citadelle zurück. Zehn Tage später, als Karadjordje durch Besetzung der damals als neutral geltenden Donauinsel die Lebensmittelzufuhren von Semlin her unmöglich machte (als Angriffsbasis war die Stellung für die damalige Kriegführung von untergeordneter Bedeutung), entschloß sich Guschanatz zu Unterhandlungen, deren Resultat sein Abzug mit seinen Krdschalien auf Kähnen donauabwärts nach Widdin war. Mit 1200 Mann war er im Solde der Dai in Belgrad eingerückt; 800 Mann stark zog die Truppe wieder ab. Diese Hand voll Krieger hatte genügt, gegen die im Festungskriege ungeübten Serben Werke zu vertheidigen, deren volle Besatzung 4000 Mann

beträgt. Auch übergab Guschanatz diese Werke nicht den „Ungläubigen", sondern seinem Nebenbuhler Suleiman-Pascha, welcher, nachdem sein Amtsnachfolger Hafiz nicht hatte nach Belgrad gelangen können — derselbe war inzwischen in Nisch verstorben — seine vergessene Existenz als Pforten-statthalter noch fortsetzte, und wenige Tage darauf, der bittern Nothwendigkeit weichend, das ihm anvertraute Gut gegen zugesicherten freien Abzug dem Feinde übergeben mußte.

Weder den einen, noch den andern Vertrag haben die Serben gehalten. Auf die Kähne des Guschanatz wurde von einer serbischen Batterie auf der Insel Poretsch geschossen, obwol die Abziehenden die Vorsicht gebraucht hatten, sich Geiseln geben zu lassen, die sie mit sich die Donau hinabführten. Sie verdankten ihre Rettung lediglich der Ungeschicklichkeit der serbischen oder russischen Bedienungsmannschaft. Suleiman dagegen, welcher mit seinen eigenen Leuten, Janitscharen, Jerli und Troß — man meint, ungefähr 500 Seelen, jedoch liegen sichere Angaben nicht vor — unbewehrt gegen die Ostgrenze geleitet wurde, entging dem ihm von verrätherischer Hand bereiteten Verhängniß nicht; in einer Bergschlucht umstellt, wurde er mit den Seinigen von den Serben kalten Blutes niedergehauen. Daß die einigermaßen beschönigende Erklärung der Unthat durch unüberwindlichen Nationalhaß hier keinen rechten Platz habe, ist schon vorhin auseinandergesetzt worden. Dieser Erklärung widerspricht ja auch alles, was wir von den Begebenheiten an der Drina aus den „Memoari" angeführt haben. Auch der Umstand, daß dem Guschanatz Ali serbische Geiseln anvertraut worden waren, setzt eine Achtung sogar vor der Gewissenhaftigkeit türkischer Lanzknechte voraus, die den Gedanken an selbstvergessene Leidenschaftlichkeit dem gesammten Türkenthum gegenüber ausschließt. Nicht minder

kann die Habsucht der Serben, die wir gewiß nicht gering veranschlagen wollen, und die dann nebst andern bestialischen Gelüsten bei dem scheußlichen Blutbade gegen die wehrlosen türkischen Familien Belgrads ihre Befriedigung fand, als keine Erklärung des doppelten Treubruchs angesehen werden. Wohl aber dürfte man einen genügenden Beweggrund dafür in der Annahme finden, daß es sich darum gehandelt habe, eine Anzahl auf den Kriegsschauplatz gegen Rußland abziehender bewährter türkischer Krieger zu vernichten.

„Die alten Knesen", erzählt Ranke, „schüttelten den Kopf und sagten, das sei nicht wohlgethan" — jedoch fürchteten sie sich das laut zu sagen, um nicht als Türkenfreunde verschrien zu werden und in Lebensgefahr zu kommen.

Man sieht, eine neue Agitation hatte das alte Serbenthum mit seinen gemäßigten und gerechten Ansprüchen, welche noch zuletzt in der Mission des Peter Itschko Ausdruck gefunden, überholt. Waren es in der That die glänzenden Siege des vorigen Sommers, Siege, deren Nachweis uns nicht gelungen, die das Volk dergestalt berauschten, daß ein voller Monat Nichterfolgs gegen die Hand voll Vertheidiger Belgrads es nicht wieder hatte nüchtern werden lassen? Oder war es nicht vielmehr der Gedanke an die nunmehr als gesichert betrachtete russische Hülfe, welche den geistig regsamen Theil der Bevölkerung zu den erwähnten Thaten fortriß?

Diese Frage stellen, heißt sie beantworten. Auch Guschanatz Ali dürfte gefühlt haben, daß es kein serbisches Interesse war, das die Kanonenmündungen der Milenkoschanze auf der Insel Poretsch gegen seine Kähne richtete. Ihm, dem alten Lanzknecht, war es zu gering, die ihm widerfahrene Beleidigung in dem Blute seiner Geiseln abzuwaschen; er sandte die Leute unversehrt nach Serbien zurück.

„Eine geraume Zeit vor dem vollständigen Bruche zwischen der Türkei und Rußland“, so beginnt Nil Popoff den zweiten Hauptabschnitt seines Werkes, „hatte Rußland sein Heer gegen die südlichen Grenzen bewegt, um einem Einfall türkischer Truppen auf russisches Gebiet zuvorzukommen (!). Der Oberfeldherr Michelson begann damit, daß er sich die Ermächtigung zur Errichtung eines serbischen Freicorps ausbat, und sandte zu diesem Zwecke den Hauptmann Ugrischić Trebinski, welcher in russischen (soll wol heißen, serbischen) Diensten den Namen Bej Novokrschćeni führte, mit dem Auftrage zu den Serben, über deren Gesinnungen gegen Rußland sich Auskunft zu verschaffen. Durch diesen Offizier richtete Karadjordje an Michelson seinen ersten Brief, in welchem es unter anderm hieß:

„«Der Hauptmann hat mit eigenen Augen gesehen und weiß demnach, was uns drückt, und was uns vor allem noththut. In erster Linie bedürfen wir Geldmittel, Waffen, Munition und einexercirte Soldaten. Dies und was uns sonst fehlt, haben wir ihm als unserm Freunde mit vollkommenem Vertrauen mitgetheilt. Ich bitte demüthigst, Ew. Excellenz wolle sich von der großen Noth unserer Lage überzeugen und uns so schnell wie möglich zu Hülfe eilen, um uns durch schleunigen Beistand zu trösten. Ich bitte auch um Rücksendung des Hauptmanns, damit er unsern Leuten die Taktik beibringe.»

„Michelson wurde (von der russischen Regierung) ermächtigt, den Serben zu antworten, wie ihr Friede und Wohlsein Rußland am Herzen liege. Auch wurden ihm aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 12000 Dukaten geschickt, die dem Karadjordje übermacht werden sollten; diese Summe schien hinreichend, daß sich die Serben für den ersten Augenblick das Allernothwendigste zur Vertheidigung anschafften.

„Im November 1806 nahm die russische Armee die Moldau und Walachei in Besitz, und nach erfolgter Kriegserklärung schrieb Michelson am 11. Januar 1807 einen Brief an den Karadjordje, die übrigen Wojwoden und die gesammte serbische Nation, in welchem es unter anderm hieß:

„«Weil Rußland sich das Wohl der religionsverwandten Nationen angelegen sein läßt, weil es sich euch, unsern theuern Glaubensbrüdern, nähern will, hat es der osmanischen Pforte den Krieg erklärt. Die serbische Nation steht für die übrige Welt als Vorbild da an Heldensinn, an feurigem christlichen Glaubenseifer und an Vaterlandsliebe.... Es ist mir nicht möglich, für den gemeinsamen Zweck eine Anordnung zu treffen, weil ich weder euere Streitkräfte, noch euere Plane, noch euere Bedürfuisse kenne. Darum meldet mir baldmöglichst, was bei euch vorgeht, gebt mir Nachricht von euern Truppen, wieviel ihrer, welcher Art sie sind, auch wie organisirt und wo für den Augenblick befindlich. Unterrichtet mich auch von euern Bedürfnissen, mit was wir euch helfen können, von euern Planen, und wo wir sicher miteinander communiciren können. Demgemäß werde ich dann meine Thätigkeit für das gemeinsame Wohl einrichten. Ich denke, nach Belgrad werdet ihr mit Widdin zu thun haben. Durch die Einnahme von Widdin aber werdet ihr auf ewige Zeiten die Selbständigkeit der serbischen Nation begründen. Das serbische Volk wird ein Ehrenvolk sein, dem es eine Schande ist, den Türken Tribut zu zahlen — und ist es nicht besser, das Geld für nationale Militärzwecke zu verwenden, um sich des Joches zu entledigen?»"

Diese Correspondenz beschließt das einleitende, gleichsam theoretische Stadium der serbisch-russischen Beziehungen, welche nunmehr in dasjenige der praktischen Wirklichkeit treten. Da die Behandlung der weitern Geschichte jenseit der Ziele

unserer diesmaligen Arbeit liegt, so bleibt uns nur übrig, eine chronologische Anpassung der Ereignisse, von denen die soeben in extenso gegebene Stelle des russischen Historikers handelt, mit den vorhin aus Serbien selbst gemeldeten Thatsachen zu versuchen.

Schon in der zweiten Octoberhälfte 1806 waren die Russen über den Dnjestr, den damaligen Grenzfluß, gegangen, vielleicht noch vor dem völligen Scheitern der Itschko'schen Friedensmission. Wann erschien nun der Hauptmann Ugrischić Trebinski bei den Serben? Es ist nicht wahrscheinlich, daß Michelson, wenn er, wie doch klar ersichtlich*), von dem Verhältniß zu Serbien unterrichtet war, erst nach dem Einrücken in die Moldau damit angefangen haben soll, um die Ermächtigung zur Errichtung eines serbischen Freicorps zu bitten; eine betreffende Instruction brachte er ohne Frage schon über die Grenze mit. Sein Delegirter, Ugrischić Trebinski, dürfte demnach vor der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Festung Belgrad bei den Serben eingetroffen sein. Vom 30. November bis Mitte December wurde die letztere gewonnen. Konnte nun wol ein vom Höchstcommandirenden der gegen den gemeinschaftlichen Feind siegreich vorrückenden Armee derjenigen Macht, von welcher man Beistand hoffte, ein von Michelson, sagen wir, an die Serben delegirten Offizier etwas anderes als die maßgebende Persönlichkeit im serbischen Heerlager sein? Dies wäre nur denkbar, wenn die serbische Nation in der That, wie vielfach behauptet worden, siegberauscht mit einem vielleicht ungerechtfertigten Selbstvertrauen in die Zukunft geblickt, wenn sie die Kraft in sich gefühlt

---

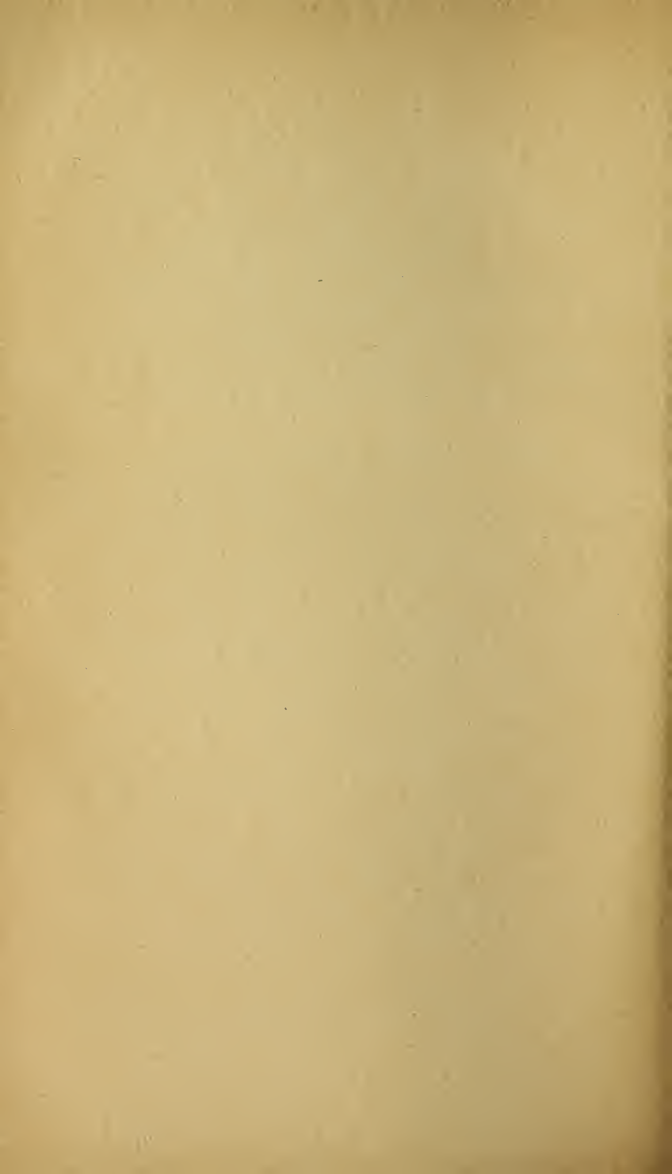
*) Sonst hätte es näher gelegen, daß er sich an die räumlich nähern Bulgaren gewandt hätte, welche ganz aus dem Spiele blieben.

hätte, selbsterkannte Ziele zur Entfaltung ihrer Wohlfahrt zu erreichen. Nun hatten sich allerdings die verschiedenen türkischen Provinzialaufgebote, welche geführt von ihren Paschas auf Befehl der Pforte in Serbien eingebrochen waren, sammt und sonders zurückziehen müssen; von Zahl und Beschaffenheit der angreifenden Heere aber, von ihren Intendanturverhältnissen, die, wie es scheint, eine, wenn auch nur kurze Belagerung vortheilhaft gelegener serbischer Verschanzungen nicht gestatteten, von allen diesen für Sieg oder Niederlage so wichtigen Factoren wissen wir so gut wie nichts. Glaubten nun die Serben selbst ihre Vortheile wirklicher militärischer Ueberlegenheit zu verdanken? Dem widerspricht durchaus der von Popoff im Auszuge veröffentlichte Brief Karadjordje's, der den Zustand des Volks als höchst precär darstellt und die Russen dringend zu baldiger Hülfe auffordert. Der Hauptmann Ugrischić war sicher ein Mann, der sich geltend zu machen verstand*), und wenn wir ihn auch der unmittelbaren Veranlassung der gegen Suleiman-Pascha und die türkischen Familien Belgrads begangenen Greuel nicht bezichtigen wollen — wahrscheinlich befand er sich sogar damals nicht in Serbien, sondern war mit dem Briefe Karadjordje's in das Hauptquartier zurückgekehrt — so legen doch die allgemeinen Verhältnisse

*) Er war Albanese, d. h. er gehörte unter den uncivilisirten Nationen der Balkanhalbinsel der wildesten an; wahrscheinlich war er mit einer Krdschalienbande Paßwan-Oglu's nach der Walachei und nach Rußland gekommen, wo er seinen Religionswechsel vollzog. Sein Beiname Novokrschćeni bedeutet der Neugetaufte. Es ist bezeichnend für den Maßstab, den Michelson den „theuern Brüdern im Glauben" anlegte, daß er ihnen einen solchen militärischen Vermittler zusandte. Später übertrug ihm der Senat die Organisation der geistlichen Synode Serbiens! So Sawa Gruić, Woina org. Srbie (Kragujewatz 1874), S. 63.

nahe, daß wir ihn mit dem Bestreben der Serben, keinen türkischen Krieger zu den im Osten ihres Landes sich sammelnden großherrlichen Armeen stoßen zu lassen, in eine allgemeine Verbindung bringen. Keinerlei officielle oder unofficielle Misbilligung Rußlands dieser gleichsam vor seinen Augen begangenen treulosen Blutthaten ist bisjetzt publicirt worden; im Gegentheil war noch kein Monat verflossen, als Michelson diesen „theuern Brüdern im Glauben" die Hand reichte und ihnen mit vielen Complimenten andeutete, daß sie wol nächstens um ihres eigenen Besten willen die — bulgarische Festung Widdin zu belagern haben würden.

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist also, daß Rußland, noch bevor man in Serbien an russische Hülfe dachte, den Nutzen, der sich für den schon damals geplanten Türkenkrieg aus dem serbischen Aufstande werde ziehen lassen, erkannte und demgemäß das Volk unter der Hand veranlaßte, die Beistand heischende Deputation vom Jahre 1804 nach Petersburg zu senden; daß ein namens der Behörde der Walachei, eines russischen Schutzlandes, den Serben überbrachter gefälschter Ferman den Bruch mit dem Großherrn herbeiführte; daß Rußland infolge dessen, obwol in vollem Frieden mit der Pforte, den Aufständischen Waffen und Munition zukommen ließ und sich, als es im October 1806 noch mit den friedlichsten Proclamationen in die Moldau und Walachei einrückte, sofort mit den Aufständischen in militärisch-politische Beziehung setzte.



Die Verhältnisse der Protestanten in Oesterreich unter der Kaiserin Maria Theresia und das Toleranzpatent.

Von

Gerson Wolf.



Die Protestanten in Oesterreich treffen schon jetzt Vorbereitungen, um in würdiger Weise die Säcularfeier des Toleranzpatentes Kaiser Joseph's II., de dato Linz, 13. October 1781, zu begehen. Schon am 13. September 1781 erklärte der Kaiser in einem Rescript an die Hofkanzlei, den akatholischen Unterthanen, wo deren eine gewisse bestimmte Anzahl vorhanden sei (100 Familien oder 500 Seelen), ein ihrer Religion gemäßes Privatexercitium zu gestatten, ohne Rücksicht, ob jemals solches gebräuchlich oder eingeführt gewesen oder nicht. Der katholischen, der herrschenden Religion, sollte der Vorzug des öffentlichen Exercitii verbleiben. Den Akatholiken sollte daher, außer da, wo es schon gewährt ist, wie in Ungarn und Siebenbürgen, in Teschen u. s. w. kein Geläut, kein Thurm und kein öffentlicher Eingang zu den Bethäusern gestattet werden, sonst aber freigestellt sein, selbe, wie sie wollen, zu bauen und die Administrirung der Sakramente ihnen überlassen sein. „Fürohin können Akatholiken zu Grundbesitz, zu dem Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden, selbst zu Civildiensten unbedenklich zugelassen werden."

Diese Reformen sollten einzelweise im Verordnungswege durchgeführt werden, um dadurch gewissermaßen jede Aufregung fern zu halten. Da jedoch mannichfache Misverständnisse entstanden, so erschien das angeführte Patent. In demselben wurden auch die Reverse, welche Akatholiken,

wenn sie Personen katholischen Glaubens heiratheten, ausstellen mußten, in welchen sie sich verpflichteten, die Kinder im römisch-katholischen Glauben zu erziehen, aufgehoben.

Man wird jetzt über diese „Errungenschaften“ lächeln und vielleicht erstaunt sein, wie man derartigen Concessionen eine Bedeutung zuschreiben kann. Religions- und Glaubensfreiheit gehören jetzt zu den ersten Bedingungen eines Rechtsstaates; und Oesterreich macht den vollen Anspruch darauf, ein Rechtsstaat zu sein. Andererseits ist heute der Glaubenseifer, wie er im vorigen Jahrhundert vorhanden war, nicht mehr so stark, und ist das Mittel zu abgebraucht, die herrschende Religion als Deckmantel zu gebrauchen, um durch sie Privilegien und Vorrechte zu erlangen und zu erhalten. Wie anders lagen jedoch die Verhältnisse früher in Oesterreich und speciell unter der Kaiserin Maria Theresia! Wer sich aus den Quellen mit der Regierungszeit dieser Monarchin beschäftigt, wird mit einem Gefühle der Bewunderung über die Wirksamkeit dieser wahrhaft großen Frau erfüllt. Ihre zahlreichen, ja massenhaften und oft eigenhändig geschriebenen Resolutionen zeigen von klarem, scharfem, durchdringendem Verstande; zugleich aber auch von weiblicher Herzlichkeit und Innigkeit. Den Protestanten gegenüber ließ sie die Rücksichten für das Staatswohl, das sie sonst auch dem römischen Stuhle gegenüber wahrte, weshalb sie keinen Eingriff von dieser Seite auf ihr Herrscherrecht duldete, außer Acht und beachtete sie nicht die Stimme des Herzens. Diesen gegenüber handelte sie ausschließlich als glaubenseifrige, ja man kann sagen als zelotische Katholikin und ging in dieser Beziehung noch weiter als ihr Vater, Karl VI. Erst in ihren letzten Regierungsjahren, als die Folgen dieser Vorgänge sich immer mehr fühlbar gemacht hatten, fing sie an einzulenken, und ist der Einfluß ihres Sohnes, des Kaisers Joseph II., unverkennbar.

Wir wollen nun auf Grund vorliegender amtlicher Verhandlungen, die sich im Archive des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht befinden, ein Bild dieser Zustände und Verhältnisse entwerfen.

Bevor wir jedoch zur Sache übergehen, möchten wir einige Momente aus frühern Perioden anführen. Am 12. October 1629, unter Ferdinand II., erging eine Weisung in Angelegenheit der Ketzer. In derselben heißt es, aus vielen Gründen und insbesondere deshalb sei es nicht rathsam, eine Inquisitionscommission einzusetzen, weil der Name Inquisition besonders bei der deutschen Nation sehr verhaßt sei. Man erwarte jedoch von dem Eifer der Behörden, daß sie alle Maßregeln zur Ausmerzung der Ketzer anwenden werden.*)

Infolge des Westfälischen Friedens und der Ranstädter Convention (1707) zwischen Joseph I. und Karl XII. wurde das akatholische Exercitium blos in Schlesien gestattet; wo man sonst Bekenner der Augsburger Confession in Oesterreich entdeckte, wurden sie zur Abschwörung ihres Irrthums geleitet oder sammt ihren Angehörigen außer Landes geschafft.

Trotz aller drakonischen Maßregeln konnte man jedoch das „Gift" des Unglaubens, wie man den Protestantismus nannte, nicht ausrotten. Eigenthümlich genug, und wol aus dem Grunde, daß man sich nicht rein fühlte, suchte man für diese harten, ja man könnte sagen, grausamen Vorgänge sogar volkswirthschaftliche Gründe, um sie zu rechtfertigen.

---

*) In späterer Zeit scheint man doch eine förmliche Inquisitionscommission eingesetzt zu haben. Wir citirten ein Votum derselben, das wir im Archiv des Reichs-Finanzministeriums in Wien fanden, in unsern: „Juden in der Leopoldstadt", S. 46. Trotz mannichfacher Nachforschungen ist es uns jedoch nicht gelungen, etwas weiteres über dieselbe zu erfahren.

So lesen wir in einem Vortrage der Hofkanzlei an Kaiser Karl VI., vom 3. Mai 1735, „Religionssachen im Salzkammergute und in Oberösterreich“, Folgendes: „Im verflossenen Jahre wurden 47 Familien, 261 Köpfe, trotz aller vorgebrachten Beschwerden nach Siebenbürgen transemigrirt. Diese Transemigration hatte gute Wirkung, da 20, die sich früher lutherisch erklärt hatten, wieder zur katholischen Religion zurückkehrten, und zur österlichen Beichte machten weitere 200 Personen diesen Schritt. Trotzdem gibt es noch 139 Familien, 361 Seelen, die heimlich dem Lutherthume zugeneigt sind.“ Die Commission schlug daher, um diesem Uebelstande abzuhelfen, die weitere Emigrirung vor, „da im Salzkammergut viel überflüssiges Volk sei und hat kaum der zehnte Theil Arbeit“. So weit ging die Verblendung zu jener Zeit, daß man einen derartigen Grund für stichhaltig fand, und so kindisch waren die Anschauungen über Volkswirthschaft.

Noch härter als unter Karl VI. gestaltete sich das Geschick der Protestanten unter der Kaiserin Maria Theresia. Wie es heißt, sollen die Rathschläge des Beichtvaters der Kaiserin, des Jesuiten Ignaz Kampmüller, diese Härte herbeigeführt haben. (Vgl. Arneth, „Maria Theresia“, IV, 51.) Im Jahre 1752 wurden in jenen Kronländern, in welchen Protestanten waren, geistliche Missionare und weltliche Commissare bestellt, welche die Aufgabe hatten, die Irrlehre auszurotten. Sie entzogen den Protestanten die Bücher (zu diesen gehörte auch die Bibel), hinderten sie an der Unterweisung ihrer Kinder in den Lehren ihres Glaubens und wendeten alle Mittel an, um sie entweder für den Katholicismus zu gewinnen, oder aus dem Lande zu entfernen. Jene, welche auswanderten, wurden zumeist nach Siebenbürgen geschafft, wo die sächsische Nation das Recht der freien Religionsübung besaß. Diese Auswanderer wurden in ihrer Heimat abgestiftet; sie mußten

ihren Grundbesitz u. s. w. oft zu Spottpreisen verkaufen, um die Reise machen zu können, und versanken in der Fremde nicht selten in das größte Elend.

Die evangelischen Unterthanen in Oesterreich brachten hierauf im October 1754 und die evangelischen Reichsstände am 6. November 1754 eine Vorstellung beim Reichstage in Regensburg ein und sprachen sich letztere zu Gunsten der so schwer betroffenen Glaubensbrüder in Steiermark, Kärnten, Oesterreich ob der Enns aus. Eigenthümlich, um keinen unparlamentarischen Ausdruck zu gebrauchen, war die Antwort des österreichischen Hofes, respective Kaunitz', auf diese Beschwerde. Er erklärte nämlich in einem Rescript vom 23. April 1755 an den Directorialgesandten von Buchenberg zu Regensburg, Oesterreich habe diese Maßregeln im Dienste der Religionsfreiheit ergriffen, da die Protestanten in Siebenbürgen mitten unter ihren Glaubensbrüdern mehr und besser ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen können, als dies in Oesterreich der Fall ist. Damit war dieser Zwischenfall nach außen erledigt. Man ging nun ungestört den eingeschlagenen Weg weiter.

Schon am 25. April 1750 erließ die Kaiserin an den Erzbischof von Olmütz, Grafen von Troyer, ein Rescript, in welchem sie darauf hinwies, daß ein Rescript, das Karl VI. am 26. December 1725 an dessen Vorgänger, Cardinal Schrattenbach, erlassen habe, nicht beachtet wurde. Es seien nämlich Nachrichten aus Ungarn eingelaufen, „daß sich in Einem District daselbst beiläufig 164 Männer mit Weibern und Kindern aus Mähren niedergelassen haben und ketzerisch wurden". In Hradisch sind 10 Sektirer, in Straßnitz u. s. w. die meisten Unterthanen lutherisch und calvinisch. Die Kaiserin verlangte daher, daß das citirte Patent Karl's VI. gegen die Ketzer in böhmischer und deutscher Sprache reproducirt werden und nach dessen Inhalt auf das schärffste vorge=

gangen werden solle. Der Erzbischof möge eifrig seines Amtes walten und dazu die ihm untergeordnete Geistlichkeit ermuntern. Nebenher wird noch bemerkt, da sich der Dechant zu Hradisch in einer Eingabe in politische Angelegenheiten mische, so soll ihm dieses „nachdrücklichst“ verboten werden; denn ihr Herrscherrecht wollte die Kaiserin von niemandem antasten lassen.

Nach dem angeführten Patente wurde Jakob Nowotny im Jahre 1751 aus Böhmen wegen Ketzerei zum Tode verurtheilt. Die oberste Justizstelle trug darauf an, ihn zu begnadigen und ihm zwei Jahre öffentliche Arbeiten aufzulegen. Sie motivirte diesen Antrag damit, daß genannter Nowotny seinen Fehler bereue und wieder Katholik werden wolle, überdies habe er ein Weib mit fünf unversorgten Kindern; schließlich sei die Todesstrafe in ähnlichen Fällen nie zur Ausführung gelangt. Sie bemerkte ferner, man würde derartige Personen für Märtyrer und Blutzeugen halten und der Protestantismus erhielte dadurch nur noch mehr Anhänger. Man möge die sektischen Emissäre hart bestrafen und die Einführung ketzerischer Schriften verhindern, hingegen könnte man gutkatholische Bücher auf Kosten der Pfarrkassen drucken und sie gratis vertheilen oder um einen geringen Preis verkaufen lassen, um in solcher Weise die Gegner mit den eigenen Waffen zu schlagen. Die Kaiserin rescribirte hierauf eigenhändig:

„wäre wohl genau zu invigiliren und mit pater parhamer*) hier überlegen was in Böhmen geschehen könnte wegen besserer education und austheilung gescheyderer und besserer bett= und lesbücher.“

---

*) Parhammer, von der Gesellschaft Jesu, ist der Verfasser des bekannten Katechismus, der in ganz Oesterreich verbreitet war. Vier Jahre durchzog er als Missionar Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol.

Da diese Mittel nicht fruchteten, wurden, wie bereits gemeldet, Missionare entsendet und Religionscommissionen eingesetzt. Einer der eifrigsten dieser Commission war der Hofrath Karl von Doblhoff. Er entwarf am 11. September 1752 ein sehr trübseliges Bild. Beinahe ganz Kärnten, berichtete er, insbesondere jenseit der Drau, sei voll von Akatholiken und ein gänzlicher Glaubensabfall stehe zu befürchten. 1500 Personen haben sich offen für die lutherische Religion erklärt, die übrigen aber seien nur zum Scheine Katholiken. Die protestantischen Religionseiferer ließen sogar die lutherische Bibel ins „Windische" (Slovenische) übersetzen; die Beamten seien wenig eifrige Katholiken und die Dienstboten die wahren Apostel des Lutherthums.

In demselben Jahre richtete Graf Sulkowsky im Namen seines gefürsteten Vaters an die Kaiserin die Bitte, zu gestatten, in Bielitz ein lutherisches Bethaus errichten zu dürfen. Diese Bitte wurde in vielfacher Weise begründet. Wol bestand zu Teschen die lutherische Gnadenkirche, deren Erbauung Joseph I. nach dem Abschlusse der Ranstädter Convention gestattete, doch war Bielitz von Teschen vier Meilen weit entfernt und die Leute zogen vor nach Pleß in Preußen zu gehen. Der König von Preußen suche in seinem Theile Schlesiens die Freiheit der Religion zu erweitern und die Protestanten an sich zu ziehen. Thatsächlich schickten die Leute ihre Kinder, da wo sie keine Schulen haben, nach Preußen und mit diesen zugleich ihr Geld. Preußen würde daher einen empfindlichen Schaden erleiden, falls die Kirchengänge nach Pleß aufhören möchten. Selbst der preußische Gouverneur in Schlesien, von Bodenbrugk, äußerte wiederholt, ein derartiges Bethaus in Bielitz würde Oesterreich mehr als eine Armee nützen. Auch die Republik Polen habe dieses Moment wahrgenommen und den Einwanderern ihrem Glauben gemäß zu leben gestattet. Es wohnten daher

jetzt zahlreiche Deutsche daselbst, darunter sehr tüchtige Professionisten, wo vor sieben bis acht Jahren kaum ein Deutscher gewesen sei. Wegen des Militärzwanges in Preußisch-Schlesien zögen nämlich viele tüchtige Leute von da nach Polen, bebauten die wüstesten Stellen und brächten Geld und Mobilien ins Land. Falls in Bielitz eine protestantische Kirche erbaut würde, so würde sich auch der Handel Oesterreichs mit Polen heben.

Das Directorium (später Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern) würdigte in einem Vortrage an die Kaiserin am 2. December 1752 diese Gründe und befürwortete die gestellte Bitte. Es bemerkte ferner: In religiöser Beziehung hat es wol das Ansehen, als ob dadurch die lutherische Religion gefördert und die katholische geschwächt würde. Da den Protestanten jedoch thatsächlich in Teschen eine Kirche gestattet ist, da sie überdies nach Pleß gehen, wo allerhand ausschweifende Lehren vorgetragen werden, so wäre es besser in Bielitz eine Kirche errichten zu lassen, wo die „Wortdiener“ (so nannte man die protestantischen Pastoren) durch die Religionscommission, wie in Teschen, überwacht werden könnten, und man wäre dann sicher, daß sich keine neuen Irrlehren einschleichen.

Doch die Kaiserin hatte kein Ohr für diese Gründe; sie schlug selbst die Gelegenheit aus, dem Könige von Preußen zu schaden, und rescribirte eigenhändig: „Die Kirche nicht zu gestatten.“

Die Missionare und die weltlichen Religionscommissare walteten nun mit allem Eifer ihres Amtes und suchten die Irrlehren mit der Wurzel auszurotten. Plötzlich erklärte die Kaiserin in einem Handschreiben an die Hofkanzlei vom 27. April 1769 (die Veranlassung zu demselben ist uns unbekannt), daß, wo immer einige causae ecclesiasticae acatholicorum zur Entscheidung vorkämen, welche nach den

Lehrsätzen der Akatholiken dem weltlichen Landesfürsten zustehen, sollten sie nach den Glaubenslehren der betreffenden Confession entschieden werden.

Am 20. Mai machte die Hofkanzlei ihre Bedenken gegen diesen Befehl geltend. Sie befürchtete, falls derselbe bekannt werde, so würden die Akatholiken allerorten ihre Glaubensfreiheit zu behaupten streben, oder ihr Religionsexercitium für erlaubt halten, und doch hätten die Vorfahren der Kaiserin und sie selbst „mit einem unauslöschlichen Nachruhme" danach gestrebt, die Irrlehre, „dieses größte Uebel", so viel möglich hintanzuhalten und die katholische Religion trotz der heftigen Zudringlichkeit der Gegner und der innern Unruhen zur herrschenden gemacht. Thatsächlich finde man öffentlich keine Spur der Irrlehre; wohl aber dürften jene, welche sich versteckt zu diesem Glauben bekennen, wenn sie von dem angeführten Schreiben erfahren, offen auftreten.

Die Kaiserin erklärt hierauf, daß sie durchaus nicht gewillt sei, den Protestanten irgendwelche Concessionen zu machen. Es handle sich blos um Ehestreitigkeiten zwischen Protestanten. In diesen Fällen habe der Richter nach der Lehre der Protestanten zu entscheiden und stehe ihnen die Appellation an den Landesfürsten zu. Sollte es sich um andere Fälle handeln, so seien sie als politische zu betrachten. Um Misverständnissen vorzubeugen, solle der Inhalt des Handschreibens nicht veröffentlicht werden.

Ad vocem der Eheangelegenheiten mag bemerkt werden, daß das Gesetz unter gewissen Cautelen, um die eventuellen Nachkommen für die katholische Kirche zu erhalten, Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten gestattete; doch ließ man es nicht zur Geltung kommen. Als im Jahre 1778 der Sohn des Erbrichters in einem mährischen Dorfe, Klein-Lhota, Namens Andreas Pallat, ein protestantisches Mädchen heirathen wollte, verweigerte die Unterbehörde die Ehebe-

willigung, da dadurch das gutkatholische Dorf der Verführung preisgegeben würde (so gering dachten damals die katholischen Beamten von der katholischen Religion und so hoch stellten sie die protestantische). Der Bräutigam, der das geschriebene Gesetz auf seiner Seite hatte, wendete sich schließlich an die Kaiserin. Die Hofkanzlei äußerte sich hierauf am 19. December 1778: Da Ehen ohne bürgerlichen Contract nicht geschehen könnten, so stehe es dem Landesfürsten zu, solche Gesetze zu geben, die der Staatsverfassung, dem Ruhestande und dem allgemeinen Besten angemessen seien. Da die Erfahrung gezeigt habe, wie sehr es zum Heile Oesterreichs sei, die Irrlehren zu unterdrücken, so dürfe man nicht „einem blos fanatischen Uebel auf gesetzmäßigem Wege die Bahn ebnen. Da der Bittsteller ein gutkatholisches Eheweib gar leicht finden kann, so soll er sich daher eine andere Braut suchen". Aus dem angeführten Grunde wären auch Ehen zwischen Katholiken und Akatholiken überhaupt zu verbieten.

Je länger und je mehr die katholischen Missionare und die von der Behörde eingesetzten Religionscommissare ihres Amtes walteten, desto trübseliger gestalteten sich die Verhältnisse der Protestanten. Als ein Lichtblick ist eine Resolution Joseph's, als Mitregent, zu betrachten. Die Hofkanzlei erstattete nämlich am 14. September 1770 Bericht über die Visitationen in Mähren. Im prerauer, znaimer und hradischer Kreise hatte man etliche einigermaßen bedenkliche Bücher gefunden, die confiscirt wurden. Die Hofkanzlei schlug vor, die katholischen Seelsorger aufmerksam zu machen, daß sie „auf verdächtige Bücher beständig ohnvermerkt ein Auge haben". Hierzu bemerkte Joseph: „Vor allem hat die Geistlichkeit das Volk gründlich in der Glaubenslehre zu unterrichten und demselben mit einem auferbaulichen Lebenswandel vorzuleuchten, welche die kräftigsten Mittel zur

Erhaltung der Reinigkeit der Lehre und Bildung eines gesitteten Volkes sind."

Diese Resolution hatte zwar keine Wirkung, das auferbauliche Leben der Geistlichkeit ließ nach wie vor manchen berechtigten Tadel zu, und die Behörden mochten denken, daß Joseph in diesem Falle nicht im Sinne seiner Mutter resolvirte.

Zu Ende des Jahres 1770 erhoben einige Lutheraner in Teschen Beschwerden gegen das äußerst kränkende und harte Verfahren des dortigen Kameral-Oberregenten, Freiherrn von Gotschalkowsky. Wir greifen einige Fälle heraus: Mathias Stenowsky, seit 25 Jahren verheirathet, ließ seine Kinder in seiner Religion erziehen. Dieser wurde deshalb seit dem Jahre 1769 mit dem härtesten Kerker gequält; desgleichen Johan Maresch, der ebenfalls als Protestant seine Kinder protestantisch erziehen ließ, weil angeblich dessen Vater katholisch war.

Zu Pfingsten 1770 reiste der Fuhrmann Mathias Liberda nach Neutischein und wurde dort auf Befehl Gotschalkowsky's von einem Jäger angehalten und mishandelt. Nach siebenwöchentlichem Arrest wurde er zur öffentlichen Arbeit verurtheilt und nach Troppau zur Straßenarbeit in Eisen und Banden abgeführt, mit dem Bedeuten, falls er sich weigern sollte, seine Kinder katholisch erziehen zu lassen, so würde er auf die Festung kommen.

Andreas Manitza wurde verhalten, seinen neunjährigen Sohn katholisch erziehen zu lassen, weil angeblich dessen Vater, resp. Großvater des Kindes, diese Zusage vor 54 Jahren gemacht habe. Trotz der Entscheidung der Hofkanzlei, die Sache zu untersuchen, wurde der Vater in Arrest gebracht.

Anton Tatina arbeitete in Schemnitz und ließ sich da mit einem katholischen Weibe 1750 von dem dortigen Prediger trauen. Als er 1764 in die Heimat nach Teschen

zurückkehrte, mußte er sich nochmals von dem katholischen Pfarrer trauen lassen, und wurde das Weib angewiesen, ihre neunjährige Tochter katholisch zu erziehen. Da dieses nicht geschah, wurde das Kind ausgehoben, die damals einundsiebzigjährige Mutter mishandelt. Schließlich wurde sie wahnsinnig.

Mehrere Personen, die namentlich angeführt werden, schmachteten wegen ähnlicher Vorgänge seit zwei und drei Jahren im Kerker. Hanna Stinka wurde so geschlagen, daß sie elend krank im Arrest lag.

Infolge dieses Verfahrens, heißt es in dieser Bittschrift, seien in der letzten Zeit 450 der besten Concurrenten nach Preußisch-Schlesien ausgewandert; viele Feldgründe gingen wegen Abwesenheit der Eigenthümer zu Grunde und blos Gleisner und Atheisten würden erzogen.

Die Hofkanzlei nahm in ihrem Vortrage vom 1. Februar 1771 diese Vorgänge in Schutz. Diese Klagen meinte, sie, beruhen nur auf Bosheit und Hartnäckigkeit, da die Behörden nur nach dem Generale von 1754 in Angelegenheit der schlecht erzogenen Kinder vorgehen. Die Kaiserin bemerkte, daß die betreffende Verordnung wol näher zu prüfen wäre, „zugleich aber wird der Gotschalkowsky einstweilen zu mehrerer Mäßigung anzuweisen sein“.

Doch führten alle Gewaltmaßregeln nicht zum Ziele, und unablässig sann man auf ein Mittel, wie dem „Religionsübel“, das trotz alledem vorhanden war, abzuhelfen wäre.

Wir wollen zunächst der Zustände in Steiermark gedenken. In Murau und Umgebung, in Obersteiermark, bekannten sich im Jahre 1777 380 Personen zur protestantischen Religion. Die Einwohner trieben zu jener Zeit Vieh- und Getreidehandel nach Kärnten und Salzburg und exportirten Leinwand nach Italien. Es mag auch hervorgehoben werden, daß der größte Theil, wie dies amtlich constatirt wird, des Lesens kundig war.

Der Protestantismus hatte sich sofort bei seinem Entstehen den Weg nach Oberösterreich, Kärnten und Steiermark gebahnt und fand insbesondere viele Anhänger in der obengenannten Gegend Muraus, in der Pfarre Stadel. Auf dem von Erzherzog Karl zu Bruck an der Mur 1578 gehaltenen Landtage wurde infolge des Andringens der Protestanten der lutherischen Lehre das liberum exercitium zu Gratz und Judenburg gestattet; von da pflanzte sie sich weiter fort und wurden in den Kirchen lutherische „Wortdiener" angestellt. Im Jahre 1600 wurden dieselben vertrieben und an ihre Stelle katholische Geistliche gesetzt. Die Kinder saugten jedoch „das Gift" mit der Muttermilch ein, da die Aeltern nur zum Scheine Katholiken waren, und unterrichteten sie selbst ihre Kinder in der protestantischen Religion. Thatsächlich fand man bei denselben zahlreiche protestantische Bücher, die im 16. und 17. Jahrhundert gedruckt waren und die sie von den Aeltern hatten. Hofrath Doblhoff, der insbesondere das Vertrauen der Kaiserin besaß, wirkte daselbst mit vielem Eifer für die katholische Kirche. Er zwang zahlreiche Personen, 1753 und noch später, nach Ungarn und Siebenbürgen auszuwandern; aber das Feuer brannte heimlich fort.

Der Bischof von Seckau, Graf von Spaur, befahl hierauf den Geistlichen seiner Diöcese, jenen Personen, welche als heimliche Ketzer verdächtig sind, die Absolution zu verweigern; dieselben sollen bei Taufen nicht als Pathen zugelassen werden; die Dienstboten, die sie haben, müssen abgeleitet oder vor Antretung des Dienstes abgemahnt werden, die Trauung und die attestata fidei zur Erbauung von Grundbesitz verweigert werden. Infolge dieses Auftrages stand das Denunciantenwesen in voller Blüte, der Vater zeigte den Sohn und der Sohn den Vater an, die Gattin trat gegen den Mann und der Knecht gegen den Herrn auf,

und jene, die nicht denuncirten, wurden ebenfalls nicht zur Beichte zugelassen.

So wurde ein Weib infolge einer Denunciation, sie habe vor Jahren das Scapulier ein Stierkummet genannt, von der Beichte ausgeschlossen; dasselbe widerfuhr einem Manne, weil ein funfzehnjähriger Knabe von ihm gehört haben wollte, es gebe kein Fegfeuer; einem Ehegatten, weil sein Weib aussagte, er halte nichts auf Gebete für Verstorbene; vier Brüdern, weil eine Dienstmagd sie als verdächtig erklärte u. s. w.

Infolge dieser Vorgänge kam es dahin, daß im Jahre 1772 387 Personen frei zum Protestantismus übertraten.

Der kaiserliche Commissar, Graf von Stubenberg, der diese Zustände constatirte, hielt es vor allem für nothwendig, daß tüchtige Seelsorger bestellt würden, die nicht durch ihren Uebereifer die Leute desto verstockter machten; ebenso wünschte er den Denunciationszwang, der ein Eingriff in die landesfürstlichen Rechte sei, abzustellen. Dieser habe die Schäflein nicht in den Schafstall zurückgetrieben, sondern sie desto mehr zerstreut. Er befürwortete ferner, daß die liegenden Gründe jener, welche durch die Missionspredigten nicht bekehrt, verkauft und sie selbst nach Siebenbürgen geschickt würden; ihre Kinder jedoch, wenn sie noch nicht drei Jahre alt, sollten den Aeltern abgenommen und Geistlichen übergeben, und jene, die noch nicht funfzehn Jahre alt, sollten in Waisenhäusern untergebracht und von Piaristen erzogen werden. Da sich die Irrgläubigen über die Habsucht der katholischen Geistlichen beklagten, so seien die Beicht- und Versehgelder aufzuheben und die Dawiderhandelnden mit der Sperrung der Temporalien zu bestrafen.

Zur Herstellung der guten Sitten, die zu jener Zeit überhaupt vieles zu wünschen übrigließen, sollten bei den Tänzen außer dem Wirth und der Wirthin und verhei-

ratheten Musikanten noch zwei gutgesittete katholische Eheleute anwesend sein, und da die Tänze schon um 11 oder 12 Uhr mittags anfangen, so sollten sie nicht länger als bis zur Zeit des Ave-Marialäutens abends dauern. Ebenso sei das Landvolk zu belehren, sich die Kleider ehrbarer machen zu lassen, und jene Schneider, welche zuwiderhandeln, müßten einen Reichsthaler Strafe zahlen.

Der geistliche Concommissar schloß sich der Ansicht in Betreff der Kinder der Irrgläubigen an. Blos die patria potestas würde dagegen sprechen; doch handle es sich hier um das Seelenheil der heranwachsenden Jugend und ihrer Nachkommen für ewige Zeiten, und die mütterliche Gewalt der Kirche habe auch ihre Rechte. Thatsächlich kümmere sich die weltliche Gewalt gar oft nicht um die väterliche Gewalt und entziehe den Aeltern die Kinder zum Schutze des Staates oder wenn sie sie schlecht erziehen.

Der Fürstbischof zu Seckau glaubte die Grundursache des Uebels liege darin, daß die Insassen beiderlei Geschlechts des Lesens kundig seien, und zwar erlernten sie dasselbe in den Winkelschulen (das waren nämlich jene Schulen, welche die Protestanten auf eigene Kosten erhielten). Diese „Verführungsgefahr" wäre durch weise Anstalten zu entfernen. (Selten wurde die ultima ratio dieser Herren so deutlich ausgesprochen wie hier.) Der geistliche Commissar stimmte dieser Ansicht bei und befürwortete, daß man verdächtigen Fremden den Eintritt in das Land verbiete, ebenso wie man den Insassen „das Auslaufen in die angesteckten Ortschaften" untersage; mit Einem Worte, man sperre das Land hermetisch ab. Schließlich müsse man bestrebt sein, die noch vorhandenen schlechten Bücher zu vertilgen, und sollten jene, die sie besitzen und sie nicht ausliefern, hart bestraft werden

Die Majorität der Stimmen im Gubernium sprach sich auf das entschiedenste gegen das provocirte Denunciations-

wesen aus. Es sei das entschieden eine politische Angelegenheit, die dem Staate sehr schädlich, da sie weder in einer promulgirten „beangenehmten“ päpstlichen Bulle, noch in den Zehn Geboten Gottes begründet sei. Wohl aber seien die Verführer hart zu bestrafen, da auch jene, die sich gegen die körperliche Gesundheit vergehen und zur Verbreitung einer Seuche beitragen, bestraft würden. Niemand aus Kärnten (daselbst sollen damals 5000 Protestanten gewohnt haben) und Ungarn solle der Eintritt in diesen inficirten Kreis gestattet werden, der nicht ein attestatum fidei habe.

Wenn ein Todesfall eintritt, ist sofort die strenge Sperre anzulegen und nach verbotenen Büchern zu fahnden, die sogleich zu vertilgen sind. Den Unterricht im Lesen und Schreiben dürfen nur die rechtmäßigen Schulmeister ertheilen, doch nur jenen Kindern, die von seiten der Religionscommission einen diesbezüglichen Erlaubnißschein haben, nämlich jenen, deren Aeltern und nächste Verwandte von allem Irrthumsverdachte frei sind. Briefe, die von auswärts kommen, sind zunächst dem Religionscommissar zu senden, damit er sie lese und, wenn sie nichts Schädliches enthalten, den Adressaten ausfolgen lasse.

Auch die Hofkanzlei in ihrem Vortrage vom 24. Juli 1773 war der Ansicht, daß der Fürstbischof durch die anbefohlenen Denunciationen seine Machtbefugnisse überschritten und in die des Staates eingegriffen habe. Er habe gewissermaßen förmliche Excommunicationen vorgenommen und Unterthanen, deren Ruhe und Sicherheit der Staat zu schirmen berufen sei, um Ehre und Gut gebracht. Da sei es eine von Gott dem Regenten auferlegte Pflicht, der Geistlichkeit Einhalt zu thun. Der Bischof habe auch nicht im wahren Sinne der Kirche gehandelt. Sie citirt den Kirchenvater Augustinus (Homilia 50. de poenitentia): „Nos vero a communione prohibere quemquam non possumus . . .

nisi aut sponte confessum aut in aliquo sive saeculari, sive ecclesiastico judicio nominatum atque convictum ... non temere aut quomodlibet, sed per judicium auferendos esse malos ab ecclesiae communione si non possunt, tolerentur potius."

Die Hofkanzlei vertiefte sich noch mehr in die Theologie und bemerkte, daß Judas Ischarioth zum Abendmahle zugelassen wurde, obschon sein Vorhaben notorisch gewesen, weil er weder angeklagt noch überwiesen war. Es gehe auch nicht an, dem nächstbesten Kaplan die Beurtheilung derartiger heikler Fragen zu überlassen. Thatsächlich wurden viele des Irrglaubens oft von vierzehn- bis funfzehnjährigen Kindern beschuldigt, die gut katholisch gesinnt waren. Und was waren die Folgen dieser Strenge? Keine Bekehrung; sondern Hunderte von Menschen erklärten öffentlich, daß sie lutherisch seien. Es sei auch zu verwundern, abgesehen von der Demoralisation, daß der Vater wider den Sohn u. s. w. aussage, wie die Geistlichkeit die Denunciationen während der Beichte, die salvo sigillo denselben anvertraut werde, „haufenweise" niederschreiben konnte. Thatsächlich erklärten mehrere Bauern, die zur Beichte kamen, sie seien gekommen, ihre eigenen Sünden und nicht die ihrer Nebenmenschen zu beichten. Die Kaiserin sollte daher ihre Empfindungen dem Bischof zu erkennen geben und die Abstellung dieser Ungehörigkeiten veranlassen.

Was die Kinder, die noch nicht das dritte Jahr erreichten, betrifft, sprach sich blos die Minorität der Stimmen dafür aus, sie den abziehenden Aeltern zu überlassen. Hingegen befürwortete sie einstimmig, die Erlernung des Lesens und Schreibens einzuschränken und hielt es für undurchführbar, die Correspondenz zu überwachen, da die ungarische Grenze weit ausgedehnt sei.

Die Kaiserin stimmte diesen Vorschlägen bei, doch sollte dem Bischof blos in einem Privatschreiben die Ansicht

derselben mitgetheilt werden, „damit er in der Stille die ertheilte Vorschrift zurücknehme und künftig ohne genug begründete Ursachen die Sakramente Niemandem verweigere". Ueberhaupt sollen alle großes Aufsehen machende Verfügungen soviel möglich vermieden werden. Die Missionare sollen von aller übertriebenen Hitze entfernt sein und stehen sie unter den ordentlichen Pfarrern. Ebenso soll der Bischof Maßregeln bezüglich der Ausrottung der Ketzer im Einvernehmen mit dem Gubernium pflegen, hingegen sollen die schärfsten Leibesstrafen für die Verführer festgesetzt werden und sind diesbezüglich die Schullehrer insbesonders zu überwachen.

Der genannte kaiserliche Commissar Stubenberg suchte übrigens die Transemigration noch in einer andern Weise durchzuführen. Er nahm nämlich verdächtige Ketzer, die zum Militär tauglich waren, als Soldaten und schickte sie zu den deutschen Regimentern in Ungarn und Siebenbürgen. Dieses Mittel, die Irrgläubigen zum Militär zu nehmen, wurde auch für Mähren vorgeschlagen, 6. September 1777. Diejenigen, welche zum Soldatenstande nicht tauglich sind, sollten als Proviantknechte assentirt werden, und falls sie auch dazu nicht für tauglich befunden werden, sollten sie Schanzarbeit in Olmütz verrichten. Weiber hingegen, oder alte und sonst gebrechliche Leute sollen ins Zuchthaus kommen. Wenn alle diese Mittel fehlschlagen, dann soll man sie nach Siebenbürgen schicken. Die Weiber können ihren Ehegatten folgen, die Kinder unter 15 Jahren werden in geistliche Anstalten gebracht, und jene, die älter sind, kommen in das Zuchthaus zur Correctur. Die am meisten angesteckten Ortschaften müssen mit Militär belegt werden, um alle Zusammenkünfte zu verhindern. Die Hofkanzlei wünschte, daß tüchtige Geistliche und gute Lehrer in diese Ortschaften geschickt werden. „Leibärzte müssen auch den gefährlichsten

Patienten förderst zu Hilfe eilen." Sie befürchtet Zwangsmaßregeln, weil sonst ganze Ortschaften entvölkert würden und veröden möchten.

Nach wie vor bestand jedoch die Irrlehre in Mähren. Nachdem Friedrich der Große am 12. Mai 1778 mit 100000 Mann zwischen Reichenbach, Frankenstein, Neisse und Glatz stand und zu gleicher Zeit Böhmen und Mähren bedrohte, war man genöthigt, das Militär aus den kleinen Ortschaften Mährens zu ziehen. Es wurde daher befohlen, jene, die nicht Kirche und Schule besuchen und noch nicht 24 Jahre alt sind, körperlich zu züchtigen, „aber nur mit Vorsicht", da kein Militär da ist.

Da jedoch Leute massenweise nach Teschen und nach preußischen Orten zogen, um das Abendmahl zu genießen, und befürchtet wurde, daß sie in Preußen bleiben, den Feind stärken und Oesterreich schwächen würden, rescribirte die Kaiserin auf einen Vortrag der Hofkanzlei vom 25. Juli 1778, es sei unter den gegebenen Verhältnissen bedenklich, weitere Untersuchungen zu führen. Den Obrigkeiten sei jedoch geheim an Handen zu geben, daß sie bei Rekrutenstellungen vorzüglich jene, welche der Verführung halber verdächtig sind, ausheben, jedoch dabei nichts merken lassen, daß dieses die Ursache sei, warum man sie dem Militär übergebe.

Bezüglich der Irrgläubigen in Mähren erließ überdies die Kaiserin schon am 14. Mai 1774 ein Handschreiben an die Hofkanzlei, in welchem sie Grundsätze aufstellte, wie dieselben zu behandeln seien. Sie wünschte, daß diese „Grundsätze" im größten Geheimen gehalten und niemand etwas bekannt werde, doch sei diese Geheimhaltung „sano sensu" zu nehmen.

Sie stellte eingangs auf, daß die göttliche Erleuchtung nur durch geistliche Ueberzeugungsgründe befördert, keineswegs aber durch äußerliche Gewalt erzwungen werden könne.

Es frage sich daher, ob die „unglücklichen“ Irrgläubigen blos Irrgläubige sind, die sich sonst friedsam verhalten, oder ob sie zugleich die öffentliche Ruhe stören oder stören können. Gegen letztere sind die allgemeinen Criminal- und besondern Landesgesetze in Vollzug zu bringen; erstere aber sind der eifrigen Vorsorge des geistlichen Amtes und der unergründlichen göttlichen Barmherzigkeit zu überlassen. Es ist ihnen keine öffentliche Religionsübung irgendwelcher Art zu gestatten, hingegen sei es zu ignoriren, wenn sie in ihren eigenen Häusern, jeder Hausvater für sich mit den Seinigen ihre Andachtsübungen pflegen. Wenn sie zuweilen von Freunden „unschuldige“ Besuche erhalten, so soll deshalb nicht mit gerichtlicher Inquisition vorgegangen werden. Jene aber, die diesen Andachtsübungen irgendwelche Publicität geben, die römisch-katholische Religion lästern oder andere zum Abfalle von derselben verführen, sollen nach Beschaffenheit der Umstände bestraft werden.

Da es eine Profanation der Sakramente wäre, wenn man die Irrgläubigen zur Messe, Beichte u. s. w. zwingen wollte, so solle dies unterbleiben, und müsse man trachten, das Herz derselben zu gewinnen. Wohl aber müssen sie angehalten werden, ihre Kinder von katholischen Pfarrern taufen und bei Trauungen copuliren zu lassen, wofür sie die Stolgebühren, den Zehnt u. s. w. zu entrichten haben. Was den Besuch der Predigten, der Christenlehre und des Religionsunterrichtes überhaupt betrifft, so haben die Obrigkeiten wie die Seelsorger mit Mäßigung und Prudenz vorzugehen und nur in jenem Falle, wenn ganze Gemeinden aus „marquirter Widerspänstigkeit“ trotz gütlichen Zuredens nicht zu denselben kommen, zu bestrafen. Wohl aber sind jene, die noch nicht 24 Jahre alt sind, zur Anhörung des römisch-katholischen Religionsunterrichtes anzuhalten, wobei wieder

bei denen, die zwischen 18 und 24 Jahre alt sind, „alle Mäßigung und Prudenz zu gebrauchen ist“.

Wenn die Kaiserin verlangte, daß diese aufgestellten Grundsätze geheimgehalten werden, so geschah dies nicht blos deshalb, damit etwa die Irrgläubigen durch die Concessionen, die ihnen gewissermaßen gemacht wurden, nicht übermüthig würden, sondern man fürchtete auch Complicationen nach außen. Kurz zuvor war es nämlich in mehrern Ortschaften Mährens, speciell des hradischer Kreises zu heftigen Excessen gekommen. Im Dorfe Ranschka sollte eine Militärpatrouille die Rädelsführer einziehen; doch die Ortseinwohner nahmen dieselben in Schutz und bewarfen die Soldaten mit Steinen. Da gütliche Ermahnungen nichts fruchteten, wurde zuerst blind geschossen und da sich die Leute davon nicht abschrecken ließen, wurde wirklich Feuer gegeben. Ein Weib und ein Mann blieben sofort todt; ein anderer Mann starb nach einer Stunde und ein dritter am folgenden Tage. Außerdem wurden noch sechs schwer verwundet.

Die Kaiserin, infolge dieser Mittheilungen sehr beunruhigt, rescribirte eigenhändig:

„habe zwar die resolution verfertigt doch finde nöthig das Cröfel samt Vittola Kindermann und hey dahin ad locum sich vorfinden die commission zu instruiren und zu endigen.“ *)

In dem Berichte, den Kressel erstattete, hob er besonders das barsche und harte Verfahren der Geistlichkeit hervor. Er habe ihnen, berichtete er, diesbezüglich eine Instruction

---

*) Cröfel=Kressel, damals Staatsrath, nachher unter Joseph II. Präsident der geistlichen Hofcommission; Wittola war Propst in Wien, und Hay (nachmals Bischof von Königgrätz, ein wahrhaft humaner Mann) damals Propst in Nikolsburg. Kindermann, bekannt als Pädagoge, war nachher Bischof in Leitmeritz.

gegeben, die um so nothwendiger war, als die Unwissenheit und Lauheit, üble Beispiele und zum Theil auch der nicht allzu erbauliche Lebenswandel der dortigen Seelsorger zu dem Abfalle ganzer Gemeinden von der wahren Religion vieles beigetragen haben.

Infolge eines Vortrages der Hofkanzlei vom 31. Jänner 1778, in welchem sie berichtete, daß fünf irrgläubige Familienväter aus Hradisch nach Ungarn versetzt werden sollen, befürwortete sie, daß es den Weibern gestattet sein solle, mit ihren Ehegatten wegzuziehen, falls sie diesen Wunsch hätten, da dies zeigen würde, daß sie ebenfalls verstockt seien. Hingegen wären die Kinder, die noch nicht 24 Jahre alt sind, zurückzubehalten und sie auf Kosten der betreffenden Väter zu versorgen. Hierzu bemerkte die Kaiserin eigenhändig:

„Die weiber gehören zu denen männer wenn sie auch katholisch sich erklären, die kinder bis zu 15 jahr seind zurückzuhalten ich werde vor selbe sorgen mir die list (Liste) zu schicken, denen andern die wahl zu lassen von dem vermögen diser leute nichts zurückzuhalten ihnen mitzugeben."

Noch milder resolvirte die Kaiserin am 12. August 1780: „Die cammer solle vor diese 12 oder mehrere famillie vor eine jede Fl. 100 zu geben damit selbe wo sie hinkommen anfangen können zu wirthschaften."

Am 24. Jänner 1778 berichtete die Hofkanzlei: Das Judicium delegatum in Mähren spreche sich dafür aus, mit den angedrohten Bestrafungen Ernst zu machen, sonst sei keine Besserung zu hoffen. Es befürwortete auch, daß den Soldaten für jedes Buch, das sie den Irrgläubigen abnehmen, 20 Kreuzer als Remuneration ausgefolgt werden. Die Hofkanzlei stimmte diesen Ansichten bei, nur meinte sie, daß man die Bücher mit Bescheidenheit, ohne eine Art von „Brennerei" confiscire.

Auf diesen Vortrag rescribirte Joseph als Mitregent, daß die Inquisition möglichst beschleunigt bei Angeklagten vorgehe; wenn kein Beweis vorliegt, sind die Angeklagten sofort zu entlassen. „Die Häuser in Absicht auf die Ausfindungmachung verdächtiger Bücher durchzusuchen oder gar das Militär durch Prämien hiezu anzufrischen, lauft denen erstgesetzten Hauptprincipien schnurstracks entgegen. Nur jene, welche in facto betreten werden, daß sie die Bücher verwenden, um andere zu verleiten, denen sollen sie abgenommen werden, ebenso jene, welche überhaupt verboten sind." Das Judicium delegatum aber soll für diesen Vorschlag einen Verweis erhalten.

Joseph betont hier, daß über die festgesetzten Hauptprincipien (vom 14. November 1774) nicht hinausgegriffen werden dürfe, und befiehlt, daß das Judicium delegatum wegen des gestellten Antrages einen Verweis erhalte. Es war dies nothwendig, da die Behörden, von der Hofkanzlei bis auf das untergeordnetste Organ kaiserlicher als der Kaiser, respective glaubenseifriger und zelotischer als die Kaiserin waren. Die Hofkanzlei hatte es sogar für ihre Pflicht gehalten, am 17. November 1774 Vorstellungen gegen diese Grundprincipien zu machen. Sie meinte, die übeln Folgen einer derartigen Toleranz wären gar nicht zu übersehen, da die Grundverfassung der Monarchie durch dieselben aufgehoben würde. Der Uebermuth der Irrgläubigen würde wachsen und „wer könnte verantworten", daß der geringere Theil Irrgläubiger den größern katholischen Theil verführe und dann verschlinge. Sie wies ferner darauf hin, daß die Protestanten vor dem Jahre 1752 in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten den Priestern, welche das Viaticum zu den Kranken trugen, Wolfseisen legten und freche Weibspersonen entblößten vor ihnen den Leib. Große Ausgelassenheit herrschte 1772 und 1773 während der Religionsunruhen in

Steiermark. Ueber den Heiligen Vater sowie über die katholische Geistlichkeit im allgemeinen und über die alleinseligmachende Kirche wurde gespottet und gelästert, da die Irrgläubigen meinten, es werde jedem gestattet sein, zu glauben, was er will. Es wurde sogar eine Collecte zum Baue einer protestantischen Kirche veranstaltet. Dieses waren die Folgen des bloßen Scheines einer Hoffnung. Was wäre geschehen, wenn sich diese Hoffnungen verwirklicht hätten!

Wol sei es wahr, daß in den Jahren 1752 und 1773 viele auf einmal und in der letzten Zeit mehr als 700 Personen lutherisch wurden und außer Landes reisen wollten. Nichtsdestoweniger sei die Transemigration das beste Mittel gegen die Irrlehre, da die Angesessenen und Bemittelten die Auswanderung scheuen.

Die Kaiserin ließ sich jedoch nicht beirren und verlangte, daß die Länderstellen künftighin nicht so leicht auf Transemigration einrathen sollen, und reservirte sich ganz allein in derartigen Fällen die Entscheidung.

Wie man sieht, war die Kaiserin liberaler als die Behörden und mußte der Uebereifer derselben auf kirchlichem Gebiete gezügelt werden, was auch Joseph in der angeführten Resolution that.

Bezüglich der Protestanten in Böhmen wurde der Kaiserin ein Concentrationsprotokoll (weltlicher Behörden und der geistlichen Würdenträger) vom 30. Mai 1775 vorgelegt. Man kam überein, gegen verdächtige Ketzer mit Geduld vorzugehen, um sie zum Heile zu führen und selbst gegen wahrhafte Ketzer keinen äußerlichen Zwang oder Bestrafung anzuwenden. Offenbare Ketzer wären von ihren Familien zu trennen, in einen „leidentlichen" Arrest ohne Eisen und Bande zu bringen. Eine derartige Strafe dürfe jedoch die Geistlichkeit nur im Einvernehmen mit dem Kreisamte verfügen. Das Examen mit dem Ketzer hat ohne Schläge zu

geschehen. Zeigen sich diese Versuche fruchtlos, dann erst kann der Antrag auf Transplantation gestellt werden. Wie die Erfahrung lehrt, heißt es in dem Protokoll, haben Inquisition, Eisen und Bande, Einkerkerung, Leibes- und Lebensstrafen u. s. w. nichts genützt. Es gebe viele Personen, die einen großen Theil ihres Lebens im Kerker oder bei öffentlichen Arbeiten und zwar mit Eisen und Banden zubrachten, die doch nicht katholisch wurden. Diese Behandlung habe nur den Haß gegen die Geistlichkeit gesteigert und das Uebel vergrößert. Da vorauszusetzen ist, daß nur wenig Personen auswandern werden, wenn man sich rechtschaffene Mühe mit ihnen geben wird, so sei eine Entvölkerung nicht zu befürchten.

Zur Warnung und Belehrung des Publikums soll jedoch alle sechs Monate das Emigrationspatent in den Kirchen von den Kanzeln verkündigt werden und zwar während der Messe nach dem Evangelium. Zu dieser Zeit darf niemand wegen des heiligen Meßopfers aus der Kirche gehen, und solches zu hören muß jedermann ohnehin erscheinen, sonst möchten viele abwesend bleiben. Das Gubernium, schließt das Protokoll, soll den Auftrag erhalten, die neue Ordnung geheimzuhalten, da es ohnehin viel unzufriedene Unterthanen gibt, worunter die meisten nichts oder wenig zu verlieren haben. Es stünde daher zu befürchten, daß mehrere, weil sie ein besseres Schicksal hoffen, sich unter dem Vorwande des Irrglaubens um eine Uebersiedelung bewerben, und da das Volk ohnehin zur Auswanderung geneigt ist, so könnten die besten Absichten die entgegengesetzten Wirkungen zur Folge haben.

Wie es scheint, fühlten die Herren nicht, wie abfällig sie über Oesterreich urtheilten, indem sie diese Zustände constatirten.

Aus Niederösterreich haben wir hervorzuheben, daß die Stände im Jahre 1773 darüber klagten, die Protestanten kauften unter Namensträgern oder Namensleihern Güter,

was gegen die bestehenden Privilegien sei. Die Kaiserin bemerkte hierauf: „... wobei jedoch den Ständen die Vertröstung zu geben ist, daß ich ohne besondere Ursache dergleichen Possessionfähigkeit zu verleihen nicht gesinnt bin."

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß noch in anderer Beziehung ein schwerer Druck auf den Protestanten lastete. Wol war es ihnen gestattet, an österreichischen Universitäten zu studiren, jedoch konnten sie nicht Doctoren werden, da sie nicht den damals bestandenen Eid de immaculata conceptione ablegen konnten, sondern blos Licentiaten, und durften sie nur da, wo Protestanten wohnten, d. h. in Ungarn und Siebenbürgen, die Praxis ausüben. Im August 1778 beabsichtigte wol die Kaiserin, die Protestanten zum Doctorgrad zuzulassen, da auch an protestantischen Universitäten Katholiken und an österreichischen Universitäten selbst Juden als Aerzte graduirt wurden. Doch die wiener Universität und mit ihr der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, erhoben dagegen Vorstellungen. Die Kaiserin beschloß hierauf, daß Protestanten nicht vom Rector der Universität, sondern blos von der betreffenden Facultät ein Diplom erhalten, und wurde in demselben ausdrücklich hervorgehoben, daß der Graduirte nicht Mitglied der Facultät werden könne, noch sich in Oesterreich, da wo Akatholiken ein officium regium vel publicum verboten ist, um ein solches bewerben dürfen. (Näheres über diese Verhandlungen in Kink's „Geschichte der wiener Universität" und in unsern „Studien zur Jubelfeier der wiener Universität".)

Je mehr sich die Kaiserin ihrem Lebensende näherte, desto milder wurde sie gegen die Protestanten und trugen nicht wenig die massenhaften Emigrationen zu diesem Stimmungswechsel bei. In einem Handschreiben an die böhmisch-österreichische Kanzlei vom 8. März 1780 befahl sie die geheimen Nachspürungen, ob die Leute den Gottesdienst besuchen u. s. w.

zu unterlassen. „Das ausgiebigste Mittel muß fortan darin gesucht werden, daß die Geistlichkeit alle ihre Bemühungen darauf setze, den Gottesdienst auf das erbaulichste einzurichten, durch sanftmüthigen Unterricht die Irrenden zu belehren und zurückzuführen.“

Am 29. November 1780 starb die Kaiserin und am 23. December befahl bereits Joseph die Missionen aller Orten aufzuheben. Am 10. März 1781 wurden auch die weltlichen Religionscommissare ihrer Thätigkeit enthoben. Zugleich wurde angeordnet, daß niemandem ein ordentliches Begräbniß versagt werden dürfe, außer er sei von der Kirche, d. i. von seinem Bischofe excommunicirt worden, „wobei jedoch auf die bestehenden Landesgesetze ein bedachtsames Auge getragen werden müsse“. Die Strafen contra haereticos pravitatem wurden ebenfalls aufgehoben.

Schon als Mitregent erweckte Joseph große Hoffnungen und nachdem er zur Regierung gelangt war, fühlte man es im Volke, daß, wie Friedrich der Große sagte, eine neue Ordnung der Dinge begann. Die Protestanten fingen sich an zu regen, und wahrlich es fehlte nicht an berechtigten Beschwerden. Kamen doch noch jetzt, trotz der Milderungen, die eingeführt wurden, haarsträubende Dinge vor. Infolge zahlreicher schriftlicher Bitten, Klagen, Beschwerden, die beim Kaiser direct einliefen und die in Audienzen, die der Kaiser jedem gewährte, durch mündliche Auseinandersetzungen noch mehr illustrirt wurden, erstattete die Hofkanzlei am 1. Juni 1781 über diese Angelegenheit einen Vortrag. Sie sprach sich dahin aus, daß der Grundbesitz nur Katholiken gestattet werden könnte; diesen auch den Akatholiken zu gewähren, sei gegen die ständische Verfassung und gegen die erzherzoglichen Vorrechte des Kaisers. Ebenso wenig seien Ehen zwischen Katholiken und Akatholiken zu erlauben. Es liege auch kein dringender Grund vor, die Toleranz einzuführen.

Joseph rescribirte jedoch: „Uebrigens hat die Kanzlei ganz recht, daß das Religionspatent nicht mehr bestehen könne, und da alle Modificationen eines so widersinnigen als religions- und staatsschädlichen Gebotes nie der Sache den wahren Ausschlag geben kann, so hat die Kanzlei unverzüglich an alle betreffenden Länder den Befehl zu ertheilen, daß das ganze Religionspatent aufgehoben, alle darin anbefohlenen Ausübungen einzustellen und kurz in keinem Stücke, ausgenommen, daß sie kein öffentliches Religionsexercitium haben, ein Unterschied zwischen Katholischen oder Protestantischen mehr gemacht werde."

Das heißt zu deutsch: Schlechte Gesetze darf man nicht flicken; man muß sie aufheben.

Trotz dieser kaiserlichen Entscheidung ergab sich die Hofkanzlei vorläufig nicht. In einem Vortrage vom 10. August 1781 schilderte sie mit grellen Farben die Folgen eines derartigen Vorgehens, wie es der Kaiser wünschte. Falls man den Akatholiken Grundbesitz gewährte, so werde man ihnen auch erlauben müssen, Pastoren zu bestellen. Wer werde dann die Verbreitung akatholischer Bücher verhüten und die Verleitung der Katholiken, die schon unter den bestandenen und bestehenden Verhältnissen stattfand, verhindern können? Man setze der katholischen Kirche Schranken und bringe zahlreiche Menschen um ihr Seelenheil. Ueberdies könne man nicht wissen, welche Sekten noch auftauchen werden.

Der Nutzen, der entstehen könnte, wäre die größere Population; doch sei Oesterreich nicht entvölkert und die Nachbarstaaten nicht übervölkert. Volkswirthschaftlich sei es auch nicht von Nutzen, wenn reiche Protestanten Güter kaufen, da die jetzigen katholischen Eigenthümer ebenfalls Steuern zahlen und die Protestanten werden sich in Oesterreich bereichern und dann das Geld ins Ausland führen. Falls der Staat da und dort durch einen Protestanten auf dem einen oder

dem andern Gebiete Vortheile erlangen kann, so seien derartigen Personen in via dispensationis Rechte zu ertheilen, wie dies auch jetzt beim Hofrathe von Spieß, den Freiherren von Fries und Riesch, welchen Grundbesitz gestattet ist, geschah. Von der Einwanderung gemeiner Leute habe jedoch der Staat keinen Nutzen.

Im Laufe der Zeit würden sich die einzelnen Glieder miteinander verbinden, und da keine Religion je ohne Fanatismus, Vorurtheil und Schwärmerei sei und diese Eigenschaften bei Protestanten in höherm Grade als bei andern Glaubensbekennern vorhanden, überdies die katholische Religion „dem schwachen Menschen“ durch die Ohrenbeichte, das Fasten, die guten Werke u. s. w. größere Opfer als die protestantische auferlege, weshalb diese auch mehr Zulauf habe (hätte Luther, meinte die Hofkanzlei, nicht der Sinnlichkeit des Menschen gehuldigt, so würde er nie Anhänger gefunden haben); so werde die Proselytenmacherei desto schwungvoller betrieben werden.

Sie erörtert hierauf die politische Seite der Frage und citirt Beispiele aus der Geschichte, die sie in ihrer Weise auffaßt. Einige Predigten, die Huß in Prag im Jahre 1403 gehalten hat, legten den Grundstein zu dem für das Königreich Böhmen und andere Länder höchsten Grade von Elend. Man hatte das Uebel nicht im Keime erstickt und in den Jahren 1408 und 1409 war es schon zu spät. Die Akatholiken hatten bereits heimliche Verbindungen. Die Folgen derselben waren Verheerungen, Grausamkeiten und Kriege. Bekannt seien die traurigen Folgen der Lehren Wiklef's in England. Wer kenne nicht das Elend und die Unruhen, die durch Luther hervorgerufen wurden? Ebenso bekannt sind die Bauernaufstände in Oberösterreich im Jahre 1594. Der Adel in Oesterreich unter der Enns verweigerte dem rechtmäßigen Landesfürsten die Erbhuldigung und selbst die Wiener

empörten sich gegen ihren Regenten (Ferdinand II.). Die rebellischen Böhmen und Mährer drangen bis in die Vorstädte Wiens und mit denselben standen die Akatholiken in Wien in Verbindung. Auch nachdem die Akatholiken geduldet wurden, verfolgten sie die Katholiken, da sie voll Vorurtheile gegen katholische Fürsten, Staaten und Unterthanen sind. Als Friedrich II. 1740 in Schlesien einfiel, hingen die Akatholiken daselbst dem Feinde öffentlich an. „Die Akatholiken in Böhmen und im Deutschen Reiche haben unter dem Deckmantel der Religion alles durch Empörung in Verwirrung gebracht, göttliche und weltliche Rechte verachtet, und, um ihre Zwecke zu erlangen, haben sie sich auch mit fremden Mächten verbunden. Dasselbe war auch in Ungarn und Siebenbürgen der Fall.“ Unter Rudolf II. stiftete der Calvinist Stephan Bocskai großes Unheil. Als Christ verband er sich mit den Türken und verfolgte alles, was in Ungarn katholisch war, mit Feuer und Schwert. In ähnlicher Weise verfuhr der Calvinist Gabriel Bethlen unter Matthias und verband sich mit den Rebellen in Böhmen gegen Ferdinand II. Der Calviner Georg Rakoczi verband sich mit Schweden gegen Ferdinand III.

Die Hofkanzlei blieb jedoch in dem historischen Excurse nicht bei Oesterreich stehen. Sie hielt auch in andern Ländern Umschau.

Kaum daß neue Religionsbekenner nach Polen kamen (Socianer und Arianer), wurde das Land unglücklich und ging dann seinem Untergange entgegen.

Die Irrlehren der Hugenotten brachten Unruhen und Bürgerkriege hervor. Seit der Aufhebung des Edicts von Nantes verlor Frankreich nach und nach mehr als eine halbe Million Menschen. „Seitdem die Welt steht, haben erschlichene oder aufgenommene Religionen den Charakter, daß sie, um sich zu behaupten, keine Treue gegen Fürst,

Staat und Vaterland kennen.“ Wohl aber habe die katholische den Vorzug, daß sie ihre Bekenner zu loyalen Unterthanen erziehe.

Was die Aufnahme von Akatholiken in die Facultäten betrifft, so könnte dies höchstens von der medicinischen und philosophischen gelten und falls etwa ein berühmter Medicus oder Chirurgus zur Praxis zugelassen werden wollte, so könnte man ihm die Dispens ertheilen. In die theologische und juridische Facultät könnte man jedoch keinesfalls Akatholiken zulassen, da viele Rechtsgesetze auf kanonischer Basis beruhen. Schon mit Rücksicht auf die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland wäre es von den gefährlichsten Folgen, einen Protestanten als Lehrer anzustellen. Schließlich sprach sie die Ueberzeugung aus, falls die vom Kaiser ausgesprochenen Grundsätze ausgeführt werden, dann würden die Akatholiken im Laufe eines Jahres 60—70000 zählen. Nachbarn und Bürger werden gegeneinander gewaltthätig vorgehen und die Spaltung der Gemüther werde sich schon im zartesten Alter der Jugend zeigen. Bei Kriegszeiten jedoch lassen sich die Folgen gar nicht berechnen, da die Akatholiken sich mit ihren Glaubensgenossen verbinden werden.

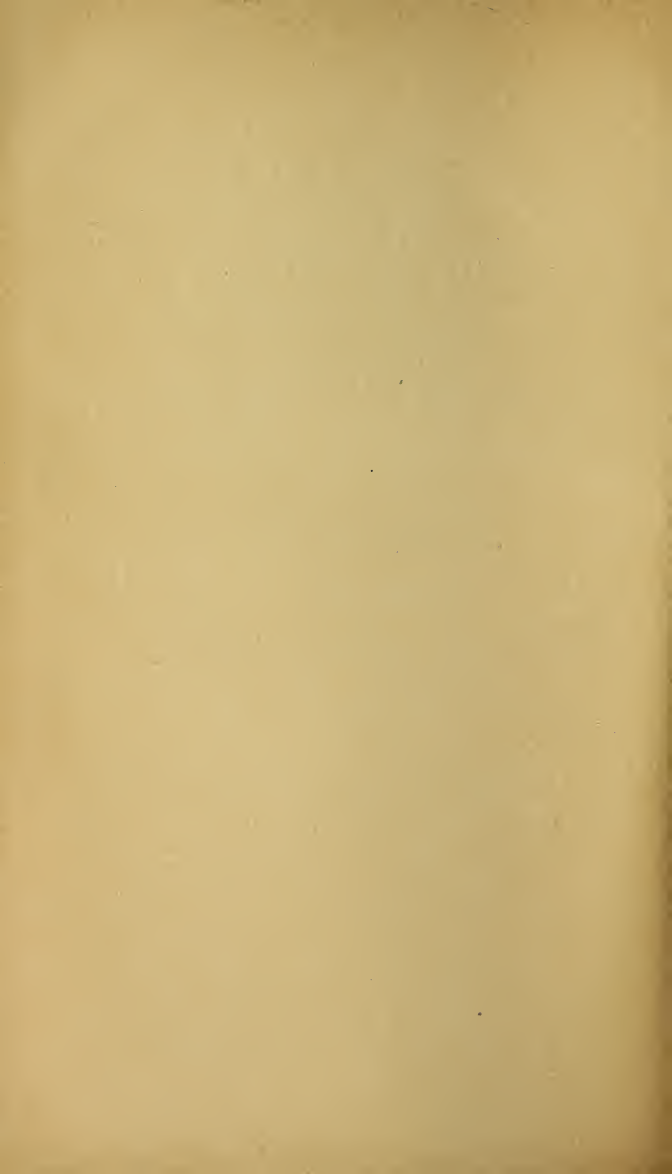
Indem wir hier die Ansichten der Hofkanzlei (an deren Spitze standen damals die Grafen Joseph M. Auersperg und Blümegen) analysirten, haben wir sie zugleich charakterisirt. Man wird heute über den beschränkten Gesichtskreis dieser Herren auf politischem und nationalökonomischem Gebiete lächeln. Etwas schwerer wird es, die Anklagen, die sie gegen die Illoyalität der Akatholiken erhoben, zu entschuldigen. Es sind Winke mit dem Zaunpfahle, um den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen, da ihm durch dieselben ad oculos gezeigt werden sollte, in welch hohem Grade er sich selbst der Gefahr preisgibt. Doch Joseph war nicht der Mann, der sich abschrecken ließ. Er rescribirte auf diesen

Vortrag: die Kanzlei habe seine Anordnung in einem viel zu beschränkten Sinne angenommen, aus welchem das wahre Gute nicht entflünde und es würde dadurch keineswegs seinen Absichten Genüge geschehen. Er ging nun noch weiter und verlangte, daß in den bekannten protestantischen Ortschaften Bethäuser für die Protestanten erbaut und denselben gestattet werde, Pastoren und Schulmeister zu halten. Damit dies möglich werde, sollen die Grundobrigkeiten angehalten werden, die protestantischen Geistlichen und Schullehrer entweder mit liegenden Gründen oder mit hinlänglichen Einkünften zu dotiren, „so auch zu dem Oratorienbau mit Materialien, Robboten und Holz beizuwirken, da weil sie schon protestantische Unterthanen haben, sie auch beitragen müssen, daß sie doch als Christen leben und gute Unterthanen verbleiben, dann die Kinder gelehret und gebildet werden".

Noch warf die Hofkanzlei die Flinte nicht ins Korn. Am 26. September 1781 schlug sie dem Kaiser vor, daß man den Protestanten die Toleranz weder als pactum noch als jus quaesitum, sondern als kaiserliche Gnade gewähre, die man ihnen, falls sie sich derselben unwürdig zeigen, entziehen könnte. Da ferner die Grundobrigkeiten nicht verpflichtet sind, katholische Seelsorger oder Anstalten zu erhalten, so könne man sie auch nicht verhalten, akatholische Seelsorger zu erhalten und müssen die Protestanten verhalten werden, den katholischen Geistlichen die Stolgebühren zu entrichten. Schließlich wünschte sie, daß Protestanten, wenn sie Katholiken heirathen, nach wie vor Reverse ausstellen, daß sie ihre Kinder katholisch erziehen werden. Doch der Kaiser beachtete alle diese Einwendungen nicht und gestattete blos, daß die Gotteshäuser der Akatholiken nicht Kirchen, sondern Bethäuser genannt werden.

Hierauf erschien das Toleranzpatent.

Wenn es auch erst unserer Zeit vorbehalten blieb, den Protestanten in Oesterreich volle Gleichberechtigung zu gewähren, so wird man es doch begreiflich finden, daß sie dankbar des Monarchen eingedenk sind, der sie, oder vielmehr ihre Vorfahren, von hartem und schwerem Drucke erlöst und befreit hat. Wie wir auch gesehen haben, war es des Kaisers eigenste Initiative, in welcher er sich durch seine Räthe nicht beirren ließ, welche der Glaubens- und die Gewissensfreiheit die Bahn brach. Wie sehr auch sonst Joseph gefehlt und geirrt haben mag, auf diesem Gebiete schritt er den Monarchen und Völkern in Europa als leuchtendes Beispiel voran und ist es im Interesse Oesterreichs zu beklagen, daß dessen Nachfolger seine Lichtspuren zu verdunkeln bestrebt waren.



Christoph Ernst Friedrich Weyse und die dänische Musik seit dem vorigen Jahrhundert.

Von

Rochus von Liliencron.



Wer in den vier ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts Kopenhagen gekannt hat, der kannte, wenn er sich für musikalische Dinge interessirte, gewiß auch Weyse, den Organisten der Frauenkirche. Vielleicht hörte er ihn eben hier unter dem Anschauen der Thorwaldsen'schen Apostel eine erhebende Orgelphantasie spielen, oder er begegnete dem liebenswürdigen Künstler in einer Gesellschaft, wo sich derselbe nach Tisch gutgelaunt an den Flügel setzte, — am liebsten allein im dunkeln Nebenzimmer, um sich in reizend melodiösen, stilvoll geformten Phantasien voll Wohlklanges zu ergehen, die er in ein zart und meist leise gespieltes Figurenwerk wie in einen durchsichtigen Schleier zu hüllen liebte. Oder auch es feierte eben der Hof oder die Stadt in Freude oder Trauer irgendein Fest, dann war es gewiß wieder Weyse, welcher dem allgemeinen Gefühl in einer wohllautenden, fein und fromm empfundenen Cantate seinen künstlerischen Ausdruck gab. Wünschte der Fremde im Theater etwas von nationaler Kunst zu hören, so wies man ihn an Oehlenschläger's von Weyse componirte „Ludlamshöhle" oder an Heiberg's „Abenteuer im Rosenburger Garten" mit der Weyse'schen Musik; und wenn er sich beim Anhören ein- oder mehrstimmigen Gesanges im Salon oder unter dem Volk der dänischen Romanzen erfreute, so war wiederum kein anderer als Weyse der Schöpfer dieser hübschen Melodien. Hat Weyse für Ton und Art seiner Lieder beim

Volke gelernt, so hat das Volk seine Lieder als Gegengabe dafür dankbar wieder in sich aufgenommeu, wenn auch der modesüchtige Salon die schlichten Weisen, obwol sie lange Zeit auch sein Entzücken bildeten, schon wieder vergessen hat. Auf solche Art erscheint Weyse nach allen Seiten hin so recht als ein volksthümlich nationaler Künstler, und gleichwol ist dieser nationale Däne ein geborener Deutscher und ein Zögling deutscher Kunst.

Der als tüchtiger Musiker und Musikschriftsteller bekannte, jetzt auch schon im höhern Alter stehende Berggreen hat diesem, seinem alten Lehrer und Freunde, kürzlich ein biographisches Denkmal gesetzt.[1]) Bis zum Jahre 1820 lag dafür eine autobiographische Aufzeichnung vor, mit welcher Weyse damals den irrigen Angaben eines Aufsatzes über ihn begegnen wollte, den N. Fürst in Nr. 2 des (wiener) „Janus“ von 1819 veröffentlicht hatte. Außerdem standen dem Biographen mancherlei briefliche Schätze und ein reiches Material eigener und fremder Erinnerungen zu Gebote.

Es ist eine originelle und ungemein liebenswerthe Künstlergestalt, welche uns hier entgegentritt. Zu bedauern ist nur, daß der der dänischen Musikgeschichte so kundige Verfasser sich durchaus auf die Darstellung des Persönlichen beschränkt hat, ohne Weyse's Stellung innerhalb der allgemeinen Kunstentwickelung zu charakterisiren; und doch ergeben sich dabei offenbar manche lehrreiche Betrachtungen. Wir wollen versuchen, an das von Berggreen gezeichnete Bild anknüpfend zwar nicht dasselbe zu ergänzen, denn das ist so in der Kürze nicht möglich, aber anzudeuten, unter welchen Gesichtspunkten es zu ergänzen, welcher Hintergrund ihm unterzulegen wäre.

Christoph Ernst Friedrich Weyse ward am 5. März 1774 zu Altona geboren. Seinen Vater, einen Krämer, verlor

er schon im siebenten Jahre. Im Jahre 1781 verheirathete seine Mutter sich wieder. Man lebte in kleinen spießbürgerlichen Verhältnissen; aber die Mutter, eine Tochter des Cantors und Gymnasiallehrers Heuser, war eine gute Klavierspielerin, die dem Knaben früh musikalische Anregung brachte, und da er gute Anlagen zeigte, nahm ihn der Großvater Heuser in seine Schule. Bald mußte er auch in dessen Kirchenchor mitwirken, der an Festtagen in der Hauptkirche Musik von Teleman, Homilius oder Rolle aufzuführen pflegte. Der Musikschatz der Mutter bot Compositionen von Schobert, einem damaligen Modecomponisten, den sie besonders gern spielte, von Eichner, Boccherini, Collizzi, Fodor, aber auch von Philipp Emanuel Bach, der seit 1767 in dem nahen Hamburg lebte[2]), von Georg Benda[3]), Reichardt, Hiller und Neefe. Der Knabe spielte und übte eifrig unter diesen Musiken umher; dabei aber sich selbst überlassen, gewöhnte er sich einen sehr unregelmäßigen Fingersatz an, der ihm zeitlebens eigen blieb. Auch die Gabe der freien Phantasie, die später zu seinen besten künstlerischen Leistungen zählte, entwickelte sich schon früh in ihm und neben dem Klavier begann unter Leitung des Großvaters bald auch das Orgelspiel. Ein tüchtiger Dilettant und eifriger Bachianer suchte ihn auch mit den Arbeiten Philipp Emanuel Bach's und des alten Sebastian, von denen er viele in Abschriften besaß, sowie mit den theoretischen Werken von Fux, Bach und Kirnberger bekannt zu machen; aber diese Kost wollte dem jungen Gaumen noch nicht behagen. Selbst ein Besuch bei Bach in Hamburg, vor dem der von seiner Umgebung auf unpädagogische Weise bewunderte junge Spieler sich hören lassen mußte, blieb ohne weitere Folgen. Lag nun der Grund davon auch zum Theil in Weyse's Jugend, so erkennt man doch zugleich darin, wie sehr die ursprüngliche Triebkraft inner=

halb der Bach'schen Schule damals schon im Erlöschen begriffen war.

Bald nach seiner Confirmation, 1789, hatte Weyse das Unglück, auch seine Mutter zu verlieren; um so schlimmer für ihn, da der Stiefvater ein untüchtiger Geschäftsmann war, sodaß die ohnehin dürftigen Vermögensverhältnisse der Familie bald ganz in Verfall geriethen. Durchaus im Widerspruch mit seiner Neigung mußte sich der junge Weyse nun darin ergeben, Kaufmann zu werden; er ward in die Lehre gethan. Glücklicherweise schickte ihn aber sein Lehrherr schon nach acht Tagen als völlig unbrauchbar wieder nach Hause. Hier freilich gab es nun böse Tage. Da hörte ihn Karl Friedrich Cramer spielen, der ehemalige Freund Bürger's und einer der tollsten des Göttinger Hainbundes, dann Professor der Philologie und Homiletik in Kiel, wo er 1794 wegen revolutionsfreundlicher Schriften abgesetzt ward; er ging darauf nach Paris und endete dort als Musikverleger.[4]) Schon zu der Zeit, von der wir hier reden, war er durch musikalische Schriften und Sammelwerke eine Autorität auf diesem Gebiete geworden. Er zweifelte nicht an Weyse's Begabung und wußte den Vater umzustimmen. Er rieth, den jungen Mann zu Schulz nach Kopenhagen zu senden, und verhieß, ihm einen Empfehlungsbrief an diesen damals gefeierten Meister mitzugeben. So konnte sich denn der glückliche Bursche im October 1789 nach der dänischen Residenz auf den Weg machen, den Himmel voller Geigen und ein Kapital von 15 Reichsthalern in der Tasche. In Kiel beherbergte ihn sein neuer Gönner Cramer einige Tage, dann ging es auf einem kleinen Schiff in sechs Tagen über die Ostsee. Die Seekrankheit des ersten Tages war so entsetzlich, daß Weyse sich in Erinnerung daran niemals wieder auf ein Schiff wagen mochte; er hat Seeland nie im Leben wieder verlassen.

In Kopenhagen wurde er sehr freundlich aufgenommen. Wenn man in seiner eigenen Schilderung liest, wie er schon als Kind von Familie und Freunden als Spieler gelobt und bewundert ward, so fühlt man sich um so angenehmer von der großen und aufrichtigen Bescheidenheit berührt, welche stets einen Grundzug seines Wesens bildete und ihm auch jetzt bei seinem Eintritt in die wildfremde Welt die Herzen der Menschen gewann. Vor allen nahm Schulz sich seiner auf das thätigste an. Er ist es, von dem nun Weyse hauptsächlich die Richtung und die Antriebe in seiner Kunst empfing. Will man diese in ihrem Zusammenhang mit den allgemeinen Richtungen verstehen, so muß man den Blick zunächst auf Schulz' eigene Stellung in Kopenhagen richten. Dafür aber bedarf es eines Rückblickes in die Geschichte des dänischen Theaters.

Die kopenhagener Theaterzustände waren bis in das dritte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts denen von Deutschland so ziemlich oder ganz gleich. Dieselben Formen des Schauspiels; dieselben Einwirkungen von auswärts, nur daß in Dänemark die Einflüsse eben Deutschlands durch deutsche Wandertruppen hinzukamen. In der Hand dieser auf sehr tiefer Stufe der Bildung und Moral stehenden Wandertruppen (Omlöbere, Herumstreicher nannte man sie auf dänisch) befand sich überhaupt das Drama. Haupt- und Staatsactionen von unförmlicher Gestalt, voll Schwulst und Plattheit zugleich, Improvisationen und Hanswurstiaden bildeten die wenig leckern Gerichte dieser Köche. Holberg hat in seinem „Ulysses auf Ithacien" eine unflätige, aber äußerst ergötzliche Parodie dieser Sorte von Dramen geschrieben. Die große Oper war daneben durch die Italiener vertreten, die classische Tragödie und Komödie der Franzosen durch französische Schauspieler, die in Kopenhagen spielten und bei Hof und Stadt gern gesehene Gäste waren.

Da aber hatte Dänemark, fast 50 Jahre ehe in Deutschland eine wesentliche Wendung zum Bessern eintrat, das Glück, daß durch einen genialen dramatischen Dichter ein nationales Lustspiel entstand und zugleich die Bühne durch Gründung eines Nationaltheaters mit fester Truppe der bisherigen Verwilderung mit Einem Schlage entrissen und zu einem, der Veredlung des Volkes gewidmeten Institut erhoben ward. Jene sinnige Inschrift zwar, welche noch heute das kopenhagener Schauspielhaus bezeichnend schmückt: „Ei blot til Lyst", d. h. nicht allein der Unterhaltung gewidmet, stammt erst aus etwas späterer Zeit. Aber Holberg selbst spricht sich deutlich über eine solche moralische Bedeutung der Schaubühne aus und eben er war ihr Begründer. In der kurzen Zeit von 1722—26 hat er, damals Consistorialassessor und Professor der Beredsamkeit, die Mehrzahl seiner Komödien gedichtet und auf die Bühne gebracht, auf der sie sich in Kopenhagen als fester Kern des Lustspielrepertoire bis heute herab in frischer Wirksamkeit erhalten sollten. In Art und Anlage seines Lustspiels ging er allerdings von Molière aus, aber er ist weit mehr als ein bloßer Nachahmer. Der Charakter seiner „Satire", wie er selbst seine Komödie bezeichnet, ist mehr juvenalisch als molièrisch, und vor allem war er trotz der engen Anlehnung an die Franzosen im innersten Kern ein nationaler Dichter. Dabei aber ward gerade die Anlehnung an die Franzosen für die dänische Bühne von wichtigsten Folgen. Denn der in der französischen Schule entwickelte Stil der Darstellung ward zugleich dem dänischen Schauspiel eingeimpft. Von der guten französischen Truppe, welche in Kopenhagen spielte, entlehnte das neue einheimische Theater nun seine Vorbilder; bei den Franzosen lernten seine Darsteller zuerst ihr Handwerk. Vor allem war es der beliebte französische Schauspieler Montaigu[5]), welcher die neuen,

vom Publikum mit Entzücken aufgenommenen Holberg'schen Lustspiele einstudirte. So entstanden jene charakteristisch ausgeprägten Typen in diesen Stücken, welche sich in der kopenhagener Tradition, wenigstens in den Hauptfiguren bis heute erhalten haben, ähnlich wie im Théâtre français in Paris der Stil der Molière'schen Komödie. Das junge „Nationaltheater" konnte bald eine Reihe von vorzüglichen Darstellern aufweisen, auf welche die Folgezeit als auf die Heroen der dänischen Schauspielkunst zurückblickte und welche auch der nachrückenden jüngern Generation ihr Gepräge aufdrückten. Zugleich war man bestrebt, auch die äußerliche Stellung der Schauspieler zu heben und sie dem moralischen Verfall und der damit nothwendig verbundenen Misachtung zu entheben. Bezeichnend in dieser Beziehung ist das von Holberg ausgehende Gesetz, daß unter die Truppe niemand aufgenommen werden durfte, der nicht „Student" gewesen war, also wenigstens die Grundlagen einer höhern geistigen Bildung zur Kunst mitbrachte. Dies Gesetz wurde lange streng aufrecht gehalten und von der Truppe, die ihren Stolz darein setzte, den Kreisen der feinern Bildung anzugehören, eifersüchtig überwacht. Zum ersten mal ward es 1786 bei der Aufnahme Knudsen's, eines sehr tüchtigen Schauspielers, beiseitegeschoben, und der gute Erfolg dieser Ausnahme, die denn allerdings die Regel bald genug ganz zu Fall brachte, zeigte, daß dergleichen äußerliche Beschränkungen doch auch ihre hemmende und schädliche Kehrseite haben. Zunächst aber wirkte die Beschränkung äußerst glücklich, um gegen das Komödiantenwesen der Wandertruppen eine unübersteigliche Grenze zu ziehen.

Holberg selbst starb 1754; der letzte Schauspieler, welcher noch seiner „alten Garde" angehört hatte, war der 1787 verstorbene Oersted; ja, Madame Rose, welche wenigstens

noch bei Holberg's Lebzeiten gespielt hatte und später eine der vorzüglichsten Darstellerinnen geworden war, starb erst 1793. Mit ihrem Tode bog sich also eine siebzigjährige Tradition abschließend zum Ringe zusammen.

Vieles freilich war inzwischen anders geworden. Mit den mannichfaltigen Vorzügen einer so wohlgelungenen Theatergründung waren doch auch verschiedene Nachtheile, die sich leicht errathen lassen, verbunden: nämlich die Folgen einer in dieser Theaterbildung selbst begründeten Einseitigkeit. Nicht minder der Stil der Darsteller als der Geschmack des Publikums war bald von der einmal eingeschlagenen Richtung gefangen genommen. Beide erlangten für ihren Antheil am Ganzen eine ausgemachte Virtuosität: die Schauspieler in der Ausprägung der drolligsten Gestalten innerhalb der gegebenen Typen und mit jener von nacktem Realismus weit entfernten „historischen" Zeichnung großen Stils; das Publikum aber im Genuß und der Würdigung eines derben und mitunter platten, aber sittlich tüchtigen und gesunden Humors. Beide verstanden nun aber, wie alle Virtuosen, bald auch nichts anderes mehr, als dieses eine, was ihnen alles in allem schien. Daß darüber die ungeschlachten bombastischen Haupt- und Staatsactionen der Wandertruppen verschwanden, war zwar kein Unglück; wohl aber, daß an ihre Stelle auch nichts Besseres kam. Die classische französische Tragödie überließ man den französischen Schauspielern, ohne sie, durch Uebersetzungen, wie dies wenigstens in Deutschland geschah, für sich zu gewinnen. Man fühlte sich für dergleichen schauspielerische Aufgaben ganz unfähig, ohne sich dieses Umstandes als einer unkünstlerischen und nachtheiligen Einseitigkeit bewußt zu werden. Der Zug zum Realistischen, der gegen das Ende der ersten großen Epoche mehr und mehr aus der Höhe seines Stils in die Natürlichkeit des Iffland'schen

Schauspiels herabsank, setzte sich bei Schauspielern und Publikum so sehr fest, daß noch am Ausgange des Jahrhunderts, als die deutsche Bühne längst durch Schröder, Lessing, Goethe und Schiller auf höhere Bahnen gelenkt war, in Kopenhagen der Versuch mit einem Shakspeare'schen Stück als unmöglich vor der Aufführung wieder aufgegeben werden mußte. Man führte von Deutschland unter größtem Beifall des Publikums den ganzen Iffland und Kotzebue ein; auch an Lessing's „Minna" und „Emilia" wußte man sich anzubequemen; Goethe's „Geschwister" oder auch „Claudine von Villa Bella" waren willkommene Erscheinungen; aber Goethe's große dramatische Werke existirten für die kopenhagener Bühne trotz der Bewunderung, die sie in den jüngern Literaturkreisen fanden, nicht und Schiller's Stücke galten bei den Wortführern am Theater für Schwulst und Unsinn, sodaß man auch nicht einmal einen Versuch mit ihnen machte. Man hätte sie aber auch gar nicht spielen können. Schon der Vers galt im Trauerspiel für eine unmögliche und darum von vornherein abzuweisende Aufgabe. Selbst einige Versuche, welche von begabten dänischen Dichtern, wie Ewald, mit der höhern Tragödie gemacht wurden, obschon wohlwollender aufgenommen als das Fremde, gingen doch ohne jede bleibende Spur vorüber. Erst als im Anfang dieses Jahrhunderts Oehlenschläger erkannt hatte, daß er zwar ein schlechter Schauspieler, aber ein großer Dichter sei, erfolgte durch seine Tragödien auf der Bühne ein Umschwung, der sich inzwischen in der Empfindungsweise des Publikums bereits unter dem Einfluß der höher gehenden politischen Wogen und nationaler Erregungen vorgebildet hatte.

Wie die Tragödie den Franzosen, so blieb mittlerweile auch die eigentliche Oper in Kopenhagen der italienischen Truppe überlassen, welche dort, wie überall, wo man keinen

Geschmack und viel verschwendbares Geld zu haben glaubte, das Entzücken des Hofes und der guten Gesellschaft bildete. Auch hier war von einer Aneignung des Fremden zu eigenem Anbau keine Rede. Dagegen aber erlangte das Singspiel, welches selbst in seinen musikalisch mehr durchgebildeten Gestaltungen auf den vornehmen Namen der Oper damals noch keinen Anspruch machte, bald eine sehr große und bis ans Ende des Jahrhunderts immer zunehmende Beliebtheit. Fassen wir hierbei etwa das Jahr 1780 ins Auge, so finden wir die Gattungen noch anders gegeneinander abgegrenzt als heute. Auf der einen Seite verlief sich die langgedehnte Reihe der Singspiele da, wo der musikalische Theil nur in einzelnen Gesangnummern, Liedern oder Chören bestand, bis ins recitirende Schauspiel, auf der andern Seite bis tief in das Gebiet der Oper nach ihrer heutigen Begriffsbestimmung hinein. Was jetzt zur komischen oder Spieloper geworden ist, das zählte damals noch zum Singspiel, hatte aber meistens auch mehr recitirende Bestandtheile. Die Opern Grétry's und d'Aleyrac's, Cimarosa's und Paësiello's, Dittersdorf's u. s. w. waren Aufgaben, welche damals noch dem Personal des recitirenden Schauspiels zufielen („Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht", sagt Goethe: „Tag- und Jahreshefte zum Jahre 1792"), ein Umstand, der auf die Darstellung dieser Werke den größten Einfluß hatte. Gesungen wurden sie jedenfalls dürftiger als von unsern heutigen Opernkräften, gespielt aber dafür ohne jeden Vergleich besser, denn die ersten Rollen lagen in der Hand der ersten Darsteller des Schau- und Lustspiels. Für diese Aufgaben verlangte man denn freilich auch von allen Schauspielern einen gewissen Grad musikalischer Bildung, und wer (die kopenhagener Bühne liefert Beispiele dafür) nicht fähig war, in ersten Partien des Singspiels zu wirken, durfte sich unter

Umständen der Mitwirkung im Chor nicht entziehen. Man sagt sich leicht, wie anders und wie viel besser zum Beispiel eine Dittersdorf'sche Oper sich bei solcher Behandlung ausnehmen mochte.

Die Beliebtheit des Singspiels steigerte sich noch durch den Umstand, daß gerade auf diesem Gebiete früh der nationale Geist sich geltend machte. So war es in Paris, wo aus den gleichen Anfängen die komische Oper eines Isouard, Boieldieu, Auber u. a. erwuchs, so in Wien, wo der Weg sich mehr der Burleske zuneigte, so auch in Kopenhagen.

Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, wie das nationale Element, welches, in seinen nächsten Zielen freilich mislenkt, bei der Struensee'schen Katastrophe von 1772 zum Ausbruch kam, auch auf das Theater einwirkte. Zu den nächsten Folgen gehörte es zum Beispiel, daß die Vorliebe für die Italiener als Ausländerei in Verruf kam und daß infolge dessen die italienische Oper auf den Hunger- und Aussterbeetat gesetzt ward. Schon 1778 ward sie darauf trotz des eifrigsten Widerstrebens der Verehrer ihrer Primadonnen ganz aufgehoben. (Das französische Theater fand einige Jahre später sein Ende.) Nun ernannte man zwar den Potenza, einen der pensionirten Italiener, zum Gesanglehrer beim dänischen Theater, machte auch wol einen schwachen Versuch, ob nicht die dänischen Schauspieler eine richtige Oper singen könnten; aber sie verunglückten elend mit Salieri's „Armida". Umgekehrt wieder verunglückte der Italiener Scalabrini 1778 mit einem Versuch, sich ins Singspiel hinüberzuretten. Die Schauspieler hatten nämlich 1778 das von der Theaterverwaltung zurückgewiesene Ewald'sche Drama „Balder's Tod" in nationaler Begeisterung für den Dichter auf eigene Hand einstudirt und das schöne Werk zum Geburtstag des Königs gespielt. Der gute Er-

folg veranlaßte nun auch die Theaterverwaltung, das Stück aufzunehmen, es sollten aber erst die Chöre und sonstigen Musikstücke dazu geschrieben werden. Der erwähnte italienische Maëstro schien der rechte Mann dafür; aber er wußte sich in der ganz fremdartigen Aufgabe nicht zurechtzufinden und mußte sie ungelöst zurückgeben; die Schablone wollte nirgends passen. Da übernahm ein Mitglied der königlichen Kapelle die Sache; es war Johann Hartmann, ein geborener Hamburger, später Concertmeister zu Rudolstadt, von wo er 1768 in die kopenhagener Kapelle kam. In seiner Compositionsweise nahm er sich vor allem Gluck zum Muster. Seine Musik zum „Balder" gefiel so wohl, daß ihm gleich im nächsten Jahre eine ähnliche Aufgabe von noch entschiedener ausgeprägtem nationalen Charakter zutheil ward, nämlich die Musik zu Ewald's volksthümlich gehaltenem Festspiel „Die Fischer". Aus diesem Stückchen stammt der berühmte Gesang „Kong Christian stod ved höien Mast" mit seiner schwungvollen Melodie, die seitdem zur dänischen Volkshymne geworden ist. Sonderbarerweise ist aber nicht Hartmann der Componist der schönen Melodie, sondern vielmehr ein mit dem Dichter befreundeter Dilettant. Hartmann hatte zu jenem Text eine andere unbedeutende Musik gesetzt, die auch in jenen ersten Aufführungen der „Fischer" gesungen wurde. Aber die schöne Arbeit des Dilettanten behielt, ohne daß man weiß wie? den Sieg über die schlechtere des Meisters, sodaß sie schließlich sogar lange Zeit auf Hartmann's Rechnung geschrieben ward, bis Berggreen in seiner Volksliedersammlung den wahren Sachverhalt ans Licht brachte. Nichtsdestoweniger bleibt indessen Hartmann das Verdienst, in seiner Musik zu den „Fischern" mit Bewußtsein eine nationale Richtung eingeschlagen zu haben, indem er sich dabei an den dänischen Volksgesang anzulehnen suchte. Um so mehr trat nun jetzt, wo mit dem

Absterben der letzten Holberg'schen Schauspieler die alten Traditionen erblaßten, und zugleich mit dem Eingehen des französischen Schauspiels das dort so gern gehörte Singspiel verwaist schien, auf der eigenen dänischen Bühne dafür das Singspiel in den Vordergrund des allgemeinen Interesse.

Auch in Deutschland war es ja so. Mit welcher Vorliebe hat sich nicht Goethe mit der Opernform beschäftigt. Meint er doch gar in den „Tag- und Jahresheften zum Jahre 1789", indem er berichtet, er habe damals in Italien die Cagliostro'sche Geschichte unter dem Titel „Der Großkophta" in eine Oper verwandelt: diese Form bleibe vielleicht überhaupt die günstigste aller dramatischen! Und zum Jahre 1795 berichtet er vom weimarischen Theater: „Die Opern zogen mehr an als alles übrige", wobei er unter Opern eben das oder doch das mitversteht, was wir nach unserm Zusammenhange hier als Singspiel bezeichnet haben.

Kein Wunder, daß man in Kopenhagen bei diesem Gang der Dinge mit den vorhandenen noch dazu in Verfall gerathenen musikalischen Mitteln bald nicht mehr zufrieden war. Da kam der Chef des Theaters, Hofmarschall Rumsen, ein herrschsüchtiger und rücksichtslos durchgreifender vornehmer Herr, der von dem Wesen der Kunst wenig Begriff hatte, auf den Einfall, das Uebel dadurch an der Wurzel zu fassen, daß er eine vollständige große Oper einführte. Dazu gehörte eine Reform des Kapell- und des Gesangpersonals, vor allem aber zuvörderst ein Kapellmeister, der die Leitung übernehmen und alljährlich für die Saison eine neue große Oper liefern könnte. Das schien nach damaliger Vorstellung und nach dem Vorbilde der Italiener unerläßlich. Sollte es eine wirklich einheimische Oper geben, so mußte es auch eine eigens für diese Truppe und jedesmal für diese Saison von einem kopenhagener Maëstro ge-

schriebene sein. Um das Ganze einzurichten, ward zunächst aus Dresden Naumann berufen, der sich soeben einer ähnlichen Aufgabe in Stockholm entledigt hatte. Er kam 1785, unterzog die Kapelle den nöthigen Reformen, schrieb auch zugleich die Oper für die erste Saison und studirte sie ein. Den Text dazu bildete eine dänische Uebersetzung von Calzabigi's „Orpheus und Eurydice". Die so zu Stande gekommene Oper wird im officiellen Theaterjournal ganz naiv als „die erste originale Oper in dänischer Sprache" bezeichnet: der Text aus dem Italienischen übersetzt und die Musik von einem dresdener Kapellmeister geschrieben, aber geschrieben in Kopenhagen und für die dortige Truppe, das schien die Hauptsache. Die Oper fand große Bewunderung, das will sagen: das Publikum langweilte sich mit pflichtschuldigem Anstand, und nach den drei ersten Vorstellungen wollte das Haus nie wieder voll werden. Dann aber schaffte Naumann auch einen eigenen Kapellmeister: es war der obengenannte Schulz, der sich damals schon neben seinen Liedern namentlich durch seine Chöre zu Racine's „Athalie" einen gefeierten Namen gemacht hatte. Im Jahre 1787 war er zur Stelle mit der dienstlichen Verpflichtung, die Bühne alljährlich mit einer neuen Oper zu versorgen.

Abraham Peter Schulz, 1747 zu Lüneburg geboren, war als Musiker ein Zögling der berliner Schule, insbesondere Kirnberger's. Nachdem er an verschiedenen Orten Kapellmeister gewesen war — in Litauen bei einem reichen Privatmann, in Berlin am französischen Theater, in Rheinsberg beim Prinzen Heinrich — folgte er 1787 dem Rufe nach Kopenhagen und leitete die dortige Kapelle, bis ihn 1795 seine Kränklichkeit zwang, den Abschied zu nehmen. Er lebte darauf in Rheinsberg, wo er 1800 gestorben ist. Zugleich mit ihm ward beim kopenhagener Theater als Chorregent und Singlehrer der Flötist Zinck angestellt, ge-

boren zu Husum und ebenfalls unter den Epigonen der Bach'schen Schule musikalisch gebildet. Neben beiden war als Componist noch Schall schon damals mit Glück thätig; dieser allein war ein geborener Däne; er ward 1817 Schulz' zweiter Nachfolger in der Direction der Kapelle.

Wenn Naumann's „Orpheus" in der Saison von 1785—86 es nur zu einem zweifelhaften Erfolg brachte und seine „Cora", mit deren Einstudirung Schulz sein Amt begann, entschieden ohne Erfolg blieb, so war daran nicht die Musik allein, sondern auch der Umstand schuld, daß die Kopenhagener sich noch nicht wie die Berliner und andere in die löbliche Gewohnheit, an dergleichen Musiken überhaupt Gefallen zu finden, hineingehört hatten. Welchen Einfluß übt nicht auf jeden Kunstgenuß der großen Menge die Gewohnheit und, die mit ihr so eng zusammenhängt, die Mode! Für das Alltäglichste oder auch für das Allwunderlichste kann sich auf diesem Wege eine Art oder vielmehr eine Abart von Begeisterung entzünden, und umgekehrt kann auch das Beste, namentlich das unscheinbarere Gute einer ertödtenden Kälte begegnen, weil das Publikum unvorbereitet ist, weil ihm der Maßstab fehlt, weil es nicht weiß, ob es sich auch ohne Erröthen freuen dürfe oder weil es nicht genügend deutlich darüber belehrt ist, daß es sich anständigerweise begeistern müsse. Ueber solche Zustände pflegt es dann vielmehr in eine übereifrige steuerlose Kritik zu verfallen. Bei dem Gefallen an Musiken, wie die Naumann'schen und Schulz'schen Opern, hatte nun aber in der That die Gewohnheit ihren guten Antheil, und beim Verpflanzen liefen sie Gefahr, ohne Wurzeln zu bleiben. Der zweite Grund aber, warum die große Oper in Kopenhagen nicht gedeihen konnte, war und blieb der Umstand, daß den Schauspielern, deren Natürlichkeitseifer unter dem Einfluß des französischen Rührstücks nur noch gesteigert wurde, jede

Möglichkeit, sich in ein höheres Pathos zu finden, fehlte. Die Praxis der Schauspieler ward hierin von der Kritik zur Theorie gestempelt, vor allem durch Rahbeck, den damals thätigsten und am meisten gefürchteten Theaterkritiker. Schon 1788 kam es zu einem hitzigen Streit in der Fehde der Holgerianer und Antiholgerianer, wie man die Parteien nach Baggesen's „Holger der Däne" nannte, an dem der Streit sich entspann. Diese Oper kam nämlich in dieser Saison mit einer Musik von Kunzen zur Aufführung und wollte dem Publikum nicht übel gefallen; aber Frau Kritik mochte nichts davon wissen. Rahbeck und seine Freunde bewiesen in Recensionen, Flugschriften und Satiren, auf Aristoteles gestützt, daß die Oper in genere ein Unding sei, indem sie zugleich im Theater den armen Holger in specie zu Tode pfiffen, lachten und trampelten. Diesmal war es Dame Kritik, der es an der nöthigen Gewöhnung fehlte, während das Publikum in seinem dunkeln Drange schon recht hatte, denn in ihrer Art war die Oper nicht schlecht.

In ihrem Verfasser, dem armen Kunzen, begegnen wir aufs neue einem damals noch jungen Deutschen, der in dies dänische Fahrwasser einlenkte. Zu Lübeck 1761 geboren, war er 1784 in der kopenhagener Kapelle als Cembalist angestellt. Der Miserfolg seiner ersten Oper vertrieb ihn aber wieder von dort. Im Jahre 1789 ging er nach Berlin, ward 1791 in Frankfurt a. M. als Musikdirector angestellt, verheirathete sich hier mit der Sängerin Zuccarini, einer Schülerin Righini's, ward mit der Gattin 1794 in Prag engagirt und machte sich hier namentlich durch sein „Winzerfest" einen Namen. Als dann ein Jahr darauf Schulz, wie erwähnt, seinen Abschied nahm, ward auf seinen Vorschlag Kunzen als sein Nachfolger wieder nach Kopenhagen berufen. Er blieb in dieser Stellung bis an seinen Tod — am 28. Januar 1817.[6])

Auch Schulz ward bald in den Streit über die Oper verwickelt. Im Jahre 1789 nämlich ging die „Athalie" mit seiner Musik in Scene; daß der Eindruck sehr wenig günstig war, daran trug in der That die bis an die Caricatur streifende elende Darstellung die Schuld. Die Gegner der Musik ließen sich aber die günstige Gelegenheit zu einem neuen Sturm wider die Unnatur der Musik auf der Bühne nicht entgehen. Da griff der gekränkte Componist selbst zur Feder, um dem dänischen Volke zu beweisen, daß ihm noch jeder gebildete Musiksinn fehle, daß aber ein Volk ohne musikalische Bildung auch moralisch noch auf einer niedrigern Stufe stehe. Damit war dann dem Faß der Boden gar ausgeschlagen.

In der Sache blieb unterdessen alles beim alten: die große Oper ließ sich nun einmal weder auf der Bühne noch im Parket durchsetzen, die ganze musikalische Bewegung kam hingegen dem sich bis zur Spieloper entfaltenden Singspiel zugute. Diesem also wandten nun auch Schulz, Zinck und Schaller ihre Kräfte hauptsächlich zu und sie waren damit um so glücklicher, je mehr sie sich dabei dem volksthümlichen Liede näherten und hier Töne und Farben für ihre Compositionen suchten, wie dies früher schon Hartmann im „Fischer" gethan, wie Schulz es zum Beispiel 1791 in dem „Erntefest"[7]) und 1793 in „Peter's Hochzeit" that; beide Dichtungen waren von Thaarup.

Dies also, um von hier aus endlich wieder zu Weyse zurückzukehren, sind die Kreise, dies die musikalischen Strebungen und Neigungen, in die er eingeführt ward, als er im Spätherbst 1789 in Schulz' Lehre trat. Es war das Theaterjahr, in welchem Schulz' „Athalie", Zinck's Singspiel „Salin und Mirza" und in 10 Aufführungen Dittersdorf's „Doctor und Apotheker" die musikalischen Neuigkeiten bildeten. Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß in ebendiesem

Winter Hummel, damals 11 Jahre alt, sich als Wunderkind in Kopenhagen hören ließ; es mag uns daran erinnern, daß wir hier gerade an der Schwelle des modernen Klavierspiels mit seinem Virtuosenthum stehen und daß eben in jenen Jahrzehnten das alte Klavier in seiner Umgestaltung in das moderne Pianoforte begriffen war.

Schulz lenkte die Compositionsstudien Weyse's und richtete seine Arbeit vor allem im unermüdlichen Harmonisiren auf den vierstimmigen Satz. Der junge Künstler gewann auf diesem Wege einen seiner Hauptvorzüge: sein vier- und mehrstimmiger Satz zeichnete sich durch Klarheit, inneres Leben, Fluß und harmonische Schönheit später besonders aus und seine freie Phantasie gewann zugleich die sichere Unterlage reiner contrapunktischer Behandlung. Seine Orgelstudien machte er bei Zinck. Daneben ward zum zweiten mal ein bedeutender Dilettant und Bach-Verehrer von wesentlichem Einfluß auf seine ganze Entwickelung, nicht nur, indem er ihn aufs neue, und diesmal mit bestem Erfolge, zum Studium Bach's anleitete, sondern auch, indem er ihm die Wege zu einer vielseitigen allgemeinen Bildung zeigte. Der junge Mann empfand in bescheidener Selbsterkenntniß in den kopenhagener Kreisen das Mangelhafte seiner Bildung und es ging ihm schon damals ein Licht darüber auf, daß ein wahrer Künstler ohne den Adel einer geistigen Bildung nicht denkbar sei und daß, wer seine Zeit künstlerisch schaffend gestalten und ergreifen wolle, erst selbst seine Zeit begreifen und lernend in sich aufnehmen müsse. Er warf sich mit ungeduldigem Eifer in eine regellose Lektüre, Stoff um Stoff von allen Seiten sammelnd. Glücklicherweise erkannte der erwähnte Musikfreund den hierin wirkenden richtigen Trieb und wußte nun die Lektüre des jungen Künstlers so zu regeln, daß sie seinem leichtfassenden Geist wirklich die Früchte trug, nach denen es ihn hungerte.

Weyse's Spiel machte bald allgemeines Aufsehen. Schon 1790 brachte ein Spiel bei Hofe ihm die für ihn unerhörte Summe von 100 Thalern ein; er trug eine Sonate und eine (geschriebene) Phantasie von eigener Composition und darauf, wie sich damals noch für einen ordentlichen Künstler von selbst verstand, eine freie Phantasie vor. Er zog es in jener Zeit noch vor, auf einem Klavier oder Flügel der alten Construction zu spielen, woran wir sehen können, daß es ein Irrthum ist, wenn man das moderne Pianoforte sammt dem entsprechenden Flügel einfach und nur als eine Vervollkommnung des Instruments betrachtet. Die wenn auch noch so wichtigen Vorzüge der neuen Construction hatten doch auch Einbußen im Gefolge, die den Spielern in der Uebergangszeit schwer genug zu wiegen schienen. Je schwieriger es für uns ist, uns einen deutlichen Begriff von dem Klange und den Wirkungen des alten Klaviers zu machen, um so lehrreicher ist es, Aeußerungen darüber aus der Zeit zu lesen, wo man noch in der Lage war, das alte und neue nebeneinander zu hören und zu üben. Weyse schreibt zum Beispiel, indem er in seiner Autobiographie von seinem jugendlichen Concertspiel berichtet: „Obwol ich häufig Concerte spielte, meist Mozart'sche, zu denen ich aus dem Kopf lange Cadenzen machte, die ungetheilten Beifall fanden, so war dies doch nur auf dem Flügel, d. h. wie die Flügel damals gebaut waren" (Weyse will sagen, Flügel, die zwar noch die Vollkommenheit des spätern Baues nicht hatten, aber doch schon mit Pianoforteconstruction versehen waren), „wo man nur Fertigkeit zeigen konnte. Darum urtheilten kundige Musikliebhaber, ich besäße wol Fertigkeit und Genie, aber keinen Geschmack; doch waren die, die mich auf dem Klavier spielen gehört hatten, anderer Meinung. Auf dem Pianoforte konnte ich lange nicht recht in die Bahn kommen, weil mein

Anschlag zu schwer war. Es hat mir die Uebung mehrerer Jahre gekostet, mir den leichten Anschlag anzueignen, den die delicate und ausdrucksvolle Spielart dieses Instruments verlangt."

Betrachtet man diese Aeußerung genau, so ist zunächst klar, daß die Meinung Weyse's keineswegs die ist: sein Fortepianospiel habe nicht gefallen, weil er sich damals noch nicht in die Behandlung des Instruments habe finden können, obwol auch dies mitwirkte; sondern er will sagen, daß es auch gewisse Vorzüge des Vortrags gab, die sich nur auf dem Klavier erreichen ließen. Offenbar freilich Vorzüge, welche gerade mit den Mängeln des Klaviers, nämlich mit der Kürze seines spitzen Tones eng zusammenhängen: was dem Vortrag an Wärme der Farben abging, das gewann er an Durchsichtigkeit und Reinheit der Zeichnung. Wenn Weyse's Pianofortespiel damals durch seinen zu schweren Anschlag verdorben wurde, so heißt das, daß bei diesem vom Klavier herstammenden Anschlag eine schwirrende Massenhaftigkeit des Tones entstand, welche man zwar heute auch für die Composition zu verwenden gelernt hat, welche aber den Vortrag einer Haydn'schen oder Mozart'schen Sonate völlig verdarb, und — wir können hinzufügen — verdirbt. Denn man braucht nur eine ältere Sonate von einem heutigen Spieler, der sich diesen Unterschied nicht klar gemacht hat, spielen zu hören, um sich von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen. Leider gibt es aber heute wenig Musiker und Musiklehrer, die dies wissen; darum sind Haydn und Mozart als Klaviermeister noch immer dazu verdammt, nur als Barren und Springböcke für Kinder unter 10 Jahren zu dienen. Der Erwachsene verdirbt sie erst durch seinen verkehrten Vortrag, um sie darauf langweilig zu finden.

Auch eine Aeußerung in einem Briefe von Schulz an

Weyse vom Jahre 1800 ist beachtenswerth. Schulz fordert ihn darin zu Concertreisen auf; er solle sich nur vor Leuten wie der „erstaunliche Wölfl“ nicht fürchten. „Wölfl“, so fährt er dann fort, „ist bei mir auf der Stube gewesen und hat mir eine Stunde lang allerlei vorgeklimpert: denn spielen kann ich das nicht nennen, wenn einer mit Zweiunddreißigsteln in der größten Geschwindigkeit anfängt und solche ohne Aufhören herauf und herunter, und in- und durch- und über- und untereinander jagt, ohne allen Schatten und Licht und ohne eine melodische Phrase. Er hat überdem keine Phantasie und spielt nur das Fortepiano, daher mein Klavier, worauf Sie Reichardt in Entzücken versetzten, unter seinen Fingern wie eine Strohfiddel klang. . . . Wie contrastirt der wahre bescheidene sittliche Künstler Weyse gegen solche Kunstfixe!“ Hier haben wir also umgekehrt den modernen Pianofortetechniker, der das alte Klavier schon nicht mehr richtig zu behandeln versteht; der das Figurenspiel, welches sich auf dem neuen Pianoforte entwickelte, eben um dessen Tonfülle auszunutzen, auf das ältere Instrument überträgt, damit aber dort keine Tonfülle — sondern einen geschmack- und ausdruckslosen Leierkastenton hervorbringt.

Mit 18 Jahren ward Weyse adjungirter und 1794 wirklicher Organist an der französischen reformirten Kirche. Inzwischen hatte er sich auch als Klavierlehrer so gute Einnahmen verschafft, daß er nicht nur sich selbst unterhalten, sondern auch seine Geschwister in Altona unterstützen konnte. Der Stiefvater, welcher 1794 Concurs machte, wußte ihn nach Möglichkeit auszunutzen, und Weyse, dessen weiches Herz keine Thränen sehen konnte, ohne sie, soviel an ihm lag, zu trocknen, kannte in seinem Wohlthun niemals Grenzen. Daher kam es denn auch, daß er selbst, obwol er allmählich zu recht hübschen Einnahmen gelangte, doch

eigentlich sein ganzes Leben hindurch mit kleinen Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte. Er war bald in den vornehmen Häusern der Stadt der gesuchteste Lehrer und dann sogleich auch ein gern gesehener Freund der Familie. Seine Bescheidenheit, sein schönes Spiel, sein geselliger Frohsinn, seine witzige Laune machten ihn bei allen beliebt. Aber dies glückliche Jugendleben sollte durch eine schmerzliche Katastrophe unterbrochen werden. Es handelt sich um ein Liebesverhältniß, welches einer rührenden Künstlernovelle gleicht, aber in den Aufzeichnungen und Briefen der Biographie in voller Urkundlichkeit vor uns liegt. Er selbst gedenkt in seiner Autobiographie nur der Leiden, die er durchzukämpfen hatte, ohne zu sagen, aus welcher Quelle sie flossen. Der spätere Biograph dagegen konnte sogar nach einem offenbar sehr schönen Oelgemälde aus jener Zeit das reizende Bild des liebenswürdigen Kindes hinzufügen, welches ihn so beglückte, um ihn dann so unglücklich werden zu lassen. Sie erinnert an das bekannte Bild von Goethe's Lotte. Die sechzehnjährige Julie, Tochter eines reichen Großhändlers, ward 1799 Weyse's Schülerin im Gesang. Sie hatte eine bezaubernde Stimme und war ein feingebildetes Mädchen voll Geist und jugendlichen Liebreizes. Das Haus der Aeltern war von feiner Geselligkeit belebt. Da gab es musikalische Genüsse, Tänze, Waldpartien nach Herzenslust. Bald fühlten die beiden jungen Leutchen sich gleichmäßig zueinander hingezogen. Es fehlte nicht an gefällig vermittelnden Freunden und Mühmchen; Blumen und Töne verriethen die verschwiegenen Empfindungen. Selbst ein Kuß ward in der Schwärmerei des unbelauschten Augenblicks geraubt und treuherzig ohne Schmollen erwidert. In jenen glücklichen Tagen rechnete man einen Kuß noch nicht ohne weiteres unter die Präliminarien eines Ehecontracts. War doch das Küssen in Ehren beim Pfänderspiel her-

gebracht! Wie kann man sich wundern, wenn die zärtliche Jugend das ganze Leben wie ein Pfänderspiel ansah. Am Ende aber schwollen dem jungen Künstler die Wogen zu hoch. Er gestand der Geliebten in einem Briefe seine Leidenschaft und bat sie, ihm ganz zu gehören. Das Schicksal aber spielte den Brief ihrem Vater in die Hände, und dieser machte der Geschichte ein rasches Ende. Das schöne Kind hatte nicht den Muth, dem strengen väterlichen Willen entgegenzutreten. Der arme Weyse sah sich ihr Haus vor ihm schließen. Es folgten traurige Jahre für ihn; sein ganzes Leben schien ihm zertrümmert und fortan ohne Ziel und Zweck, seine Kraft gebrochen. „Ich war", schreibt er, „der Kunst überdrüßig, mein selbst und des Lebens überdrüßig, setzte meine Geschäfte mechanisch fort, um mein Brot zu verdienen, und führte buchstäblich ein reines Pflanzenleben." Aber die Güte seiner bis ans Ende kindlichen Seele bewährte sich auch hier. Bald vermochte er der Angebeteten, die sich offenbar mit leichterm Herzen von der Thorheit ihrer Liebesplane überzeugen ließ, wieder in Gesellschaft zu begegnen, sie wieder zu denselben Liedern, in denen er einst eine stille liebevolle Beziehung auf sich finden zu dürfen glaubte, am Klavier zu begleiten, ohne Hoffnung und ohne Wunsch, aber auch ohne Groll. Sie hielt es für ganz natürlich, ihm eine zärtliche Freundschaft nicht nur zu bewahren, sondern auch zu zeigen. Zwei Jahre später konnte sie ihm folgendes Billetchen senden, als sie auf einer Reise in Göttingen einem gemeinsamen Freunde begegnet und durch die Gespräche lebhaft an ihn erinnert war: „Seelen werden durch keine Meile, durch kein Gebot getrennt — und sollte sich auch die Zahl meiner Freunde vergrößern, so werde ich Dich doch nicht weniger lieb haben." Man hört und erkennt hier das Kind der empfindsamen Zeit. Sie hielt aber trotz aller Empfindsam=

keit in echter Weiblichkeit die praktische Vernunft fest; ein halbes Jahr weiter und sie verheirathete sich ins Ausland und ward eine glückliche und beglückende Gattin und Mutter. Der arme Künstler aber blieb bis an sein Lebensende ein einsamer Junggesell. Wie einst bei der Fahrt nach Kopenhagen „des Meeres", so hatten ihn nun „der Liebe Wellen" so arg geschaukelt, daß er sich ihnen nie wieder anvertrauen mochte.

Sein äußeres Leben verlief sehr einförmig; er ward 1805 Organist der Frauenkirche und blieb es bis an seinen Tod. Im Jahre 1816 zum Professor ernannt, erhielt er 1819 als Componist für das königliche Theater eine Zulage von 1000 Thalern. In der ganzen Stadt gern gesehen und geschätzt, für seine Compositionen und sein Spiel von Hoch und Nieder bewundert, mit einem kleinen Kreis von Familien in herzlicher Freundschaft verbunden, in seinem Hause von Studenten und jungen Freunden umgeben, die sein liebebedürftiges Herz anzog (1826 nahm er einen Pflegesohn an) und die ihn vergötterten, bis endlich auch sie sein Sterbelager umstanden und ihm die lieben Augen zudrückten, — so führte er ein einfaches, aber nicht unglückliches Leben. Er freute sich vielmehr in fröhlichem Lebensgenuß seines Daseins; nur die letzten Jahre wurden ihm von zunehmender Kränklichkeit getrübt, die ihn zum drolligsten Exemplar eines sich selbst curirenden Doctors und Apothekers machte. In der Nacht vom 7. auf den 8. October 1842, wie er ziemlich richtig vorausgesagt hatte, heilte ihn der Tod von der Krankheit des Erdenlebens.

Bis 1794 schrieb Weyse außer allerlei „Jugendarbeiten", wie er selbst sie bezeichnet, nur eine Anzahl Lieder und einige „Allegri di bravura", denen 1804 vier neue und 1831 noch ein, Moscheles dedicirtes „Grand allegro di bravura" folgte. Sie sind recht hübsch, aber wie überhaupt seine

wenigen Klaviercompositionen weder originell noch sonst bedeutend. Auch sieben Symphonien, die er, durch das Studium Haydn's angeregt, in den Jahren 1795—99 schrieb, gingen ohne Wirkung vorüber. Manches davon hat er später zu Ouverturen für das Theater umgearbeitet. Für die reine, d. h. die nicht vom Wort getragene Musik waren, abgesehen von der freien Phantasie, seine Mittel nicht groß genug. Seine Stärke lag im melodischen und im harmonischen Wohllaut; dagegen war ihm, obgleich er auch wol einmal eine tüchtige Fuge schrieb, doch die contrapunktische Schreibart strengen Stils nicht mehr zur Natur geworden; er übte sie wie ein Gelerntes, ohne sich frei darin wie im eigenen Element zu bewegen. Ebenso wenig aber folgte er der großen Entfaltung der thematischen Arbeit, in welcher der Hauptfortschritt des in seine jüngere Lebenszeit fallenden Stückes Musikgeschichte beruht. Haydn und Mozart blieben auf diesem Gebiet seine Meister und Muster; er blieb aber, wie jeder Jünger, der nicht über seine Meister emporsteigt, hinter ihnen zurück. Beethoven dagegen ließ ihn unberührt; ja wenn er gelegentlich klagt, seit Haydn sei zwar manches Anspruchsvolle, aber wenig wirklich Musikalisches geschaffen, so wird man daran wol zunächst einen Seitenhieb auf Beethoven erkennen müssen.

Sein Hauptverdienst dagegen liegt auf dem Gebiet des Liedes und der Gesangsmusik. In einem Gedicht auf seinen Tod sagt Heiberg: wenn auch keine leiblichen Kinder dem Einsamen nachweinten, so stehe doch die dänische Romanze verwaist an seinem Grabe. Daß er auf diesem Wege unter den in Kopenhagen herrschenden, vorhin geschilderten Strömungen dem Singspiel zugeführt werden mußte, versteht sich von selbst. Schon um 1800 hatte er sich an der Composition von Bretzner's „Schlaftrunk" in einer dänischen Umarbeitung von Oehlenschläger [8]) versucht.

Sie blieb damals zwar liegen, ward aber infolge des tiefen Eindrucks, den Mozart's „Don Juan" auf ihn gemacht hatte, 1808 vollendet. Der Erfolg war ein durchschlagender; das heitere Werk hat sich bis in neuere Zeit auf der dänischen Bühne behauptet. Im Jahre 1811 folgte Oehlenschläger's „Faruk"; 1814 desselben Dichters zu großer Beliebtheit gelangte „Ludlamshöhle"; 1824 Boye's „Floribella"; 1827 Heiberg's „Abenteuer im Rosenburger Garten", lange Zeit hindurch eins der beliebtesten Repertoirestücke, und 1835 Andersen's „Kenilworth".

Wie sehr Weyse — wie in diesen dramatischen Arbeiten, so im Liede mehr und mehr auch dem schon vor ihm eingeschlagenen Wege des Anschlusses an das nationale Volkslied folgte, das zeigt jeder Blick in seine Arbeiten. Hier aber thut sich zugleich ein Gesichtspunkt auf, der weit über den einzelnen Mann hinausreicht. Denn wir stoßen hier auf das wichtigste Element, vermöge dessen die dänische Musik trotz ihres Ausganges von der deutschen und ihres auch in den neuesten Meistern nicht unterbrochenen engen Anschlusses an dieselbe doch etwas Eigenes und ein nationales Gepräge gewonnen hat. Denn im dänischen Volksliede fand jene Generation von Musikern nicht nur einen frischen Quell von Melodien, welche durch ihre schlichte Natürlichkeit belebend und verjüngend auf die Kunst einwirkten, wie das Gleiche ja auch anderwärts der Fall war; sondern sie stießen hier zugleich auf ein nationales Element von eigenthümlichem Gepräge, nämlich auf eine Menge uralter Weisen von wundersamem Klang. Es ist der Mühe werth, den Blick hier noch einmal auf allgemeinere Zusammenhänge hinausschweifen zu lassen.

Dem altdänischen Volksliede ist die Gunst zutheil geworden, daß man es zu sammeln begann, als es noch in voller Blüte und Kraft stand und noch Eigenthum des ge-

sammten Volkes war. Anders Sörensen Vedel war es, der im Jahre 1591 eine Sammlung von 100 dänischen Volksliedern zusammenbrachte und herausgab, von denen 100 Jahre später (1695) Peter Syv eine neue um weitere 100 Lieder vermehrte Ausgabe veranstaltete. Diese Sammlungen zeigen uns, daß im 16. und gewiß selbst noch am Schluß des 17. Jahrhunderts das alte Volkslied in Dänemark noch immer seinen Platz auch unter den vornehmern Ständen behauptete, anstatt sich schon verkümmernd in die Hütten der Bauern und ins untere Volk zurückzuziehen. Um den Anfang unsers Jahrhunderts unter dem Anstoß der literarischen Bewegung in Deutschland, die zuerst schon durch Klopstock, dann durch Dänen, wie Baggesen, Oehlenschläger u. a., so mächtig dort hinüberwirkte, begann die Theilnahme an der Volkspoesie und den alten Liedern aufs neue zu erwachen. Wie in Deutschland von 1806—8 Arnim und Brentano des „Knaben Wunderhorn" erscheinen ließen, so begannen in Dänemark um 1808 Nyerup und Rahbeck ihre Forschungen auf demselben Gebiete, deren Früchte 1812—14 in fünf Bänden erschienen.[9]) Die ältern Sammler, Vedel und Syv hatten es leider nicht für nöthig gehalten, den Liedern im Druck auch die Melodien beizugeben, obwol der eine von ihnen deren Lieblichkeit auf das höchste preist. Die neuen Herausgeber dagegen versäumten nicht, von vielen Freunden der Sache unterstützt, auch den Melodien nachzuspüren und ihre Mühe wurde überraschend belohnt. Während in Deutschland das alte Volkslied in seinen Melodien schon früh erblaßte und verschwand (Böhme hat in seinem „Altdeutschen Liederbuch" als noch lebend nur eine einzige der alten Melodien nachweisen können, während im allgemeinen die Spuren sich schon um 1700 verlieren), hatte sich wirklich im Norden noch viel Altes im Volksgesange erhalten. Freilich war es auch dort gerade der

letzte Augenblick: manche Weise fand man nur noch im Gedächtniß einer einzigen alten Großmutter; manchmal beriefen die Singenden sich auf „fliegende Blätter", in welchen sie in ihrer Jugend die Lieder noch gesehen zu haben sich erinnerten; stärker und über den ganzen Norden verbreitet zeigten sich nur noch wenige ältere Lieder. Auf den von aller Welt abgeschlossenen Faröern jedoch sang noch, wie bis heute, das Volk zum Tanz die Lieder von Sigurd dem Drachentödter und Didrik von Bern. Daß nun unter den im fünften Bande der vorhin genannten Sammlung mitgetheilten Melodien wirklich noch eine Anzahl uralter sind, das kann kein Kundiger bezweifeln. Bei manchen wird es schon durch die in unser heutiges Dur und Moll sich nicht fügende Tonart bewiesen. In dieser Beziehung ist es freilich ein Uebelstand, daß die Aufzeichner der Lieder von den ältern Tonarten gar keine Vorstellung gehabt haben, wie man schon aus deren in der Vorrede des Buches mitgetheilten Aeußerungen sieht. Aber man erkennt zugleich und sieht es auch am Erfolg, daß sie wenigstens redlich bestrebt waren, das, was sie singen hörten, treu in Noten wiederzugeben. So zeigt gleich das erste Lied „De vare syv og syvsindstyve" eine schöne unverfälschte dorische Weise.

Bald knüpften sich an diese erste Arbeit andere, welche uns die Theilnahme auch der Musikkreise an diesem Funde zeigen. Im Jahre 1816 harmonisirte Kunzen eine Anzahl der alten Lieder.[10] Nyerup, Rahbeck und Rasmussen ließen 1821 in zwei Bänden eine Nachlese zu der ersten Sammlung erscheinen.[11] Eine nicht nur den Norden, sondern alle Völker umfassende Sammlung von Volksliedern in harmonischer Bearbeitung gab darauf Berggreen, der Verfasser der Weyse'schen Biographie, heraus; sie hat 1869 bereits die dritte Auflage erlebt. Aber auch Weyse wandte am Ende seines Lebens noch 100 von diesen alten Melodien seine

Kunst des Satzes zu, wie zum schuldigen Dank für das, was sie ihm und andern geworden waren: seine 1839 und 1841 in zwei Heften erschienenen je „50 Kämpevise — Melodier, harmonisk bearbeidede med Accomp. of Pfte" verdienen in der That ganz besonderer Beachtung.

Inzwischen aber waren von hier aus die wichtigsten Einwirkungen auf die dänischen Componisten ausgegangen. Es ist schon erwähnt, daß die ältern von ihnen, Schall, Zinck, Schulz, Kunzen, sich an den dänischen Volksgesang im allgemeinen anlehnten und daß ihnen auch Weyse darin folgte. Dann erlangte Kuhlau, nochmals ein Deutscher, der sich zum dänischen Nationalcomponisten umwandelte, einen ganz besondern Einfluß darauf, daß man diese Richtung mit Bewußtsein verfolgte und dabei vor allem auch die alten Melodien, jene „Kämpeviser", d. h. Heldenlieder mit ihrem so eigenthümlichen Gepräge berücksichtigte. Friedrich Kuhlau war 1786 zu Uelzen geboren und ward hauptsächlich durch Schwenck in Hamburg musikalisch gebildet. Von dort flüchtete er, um sich der französischen Conscription zu entziehen, 1810 nach Kopenhagen, wo man den ausgezeichneten Künstler in der Kapelle als ersten Flötisten anstellte. Er ist 1832 gestorben. In seiner „Räuberburg" steckte er sich zuerst das Ziel, der Oper durch das angedeutete Mittel ein nationales Gepräge zu geben. Die nachhaltigste Wirkung aber hat auch in dieser Beziehung sein reizendes Singspiel „Elverhöi" (der Elfenhügel) von 1828 gehabt, welches ganz und gar auf einer Reihe der alten Volksmelodien aufgebaut ist. Wer nun aber weiter die auf solchem Wege erwachsene nationale Färbung der Musik in ihrer schärfsten und schönsten Ausprägung kennen lernen will, der höre Gade's herrliche „Ossian-Ouverture". Hier ist nicht mehr Anlehnung und Entlehnung, sondern freischaffende künstlerische Gestaltung: aus dem Alten ist neues Leben erblüht.

Wir müssen nun aber noch einmal zu Weyse zurückkehren, um schließlich auch diejenige Seite seiner schöpferischen Thätigkeit zu erwähnen, auf der er sich am allerfruchtbarsten zeigte, die man wol überhaupt als die wichtigste wird bezeichnen müssen, nämlich seine Kirchen- und Festmusiken. Beide so nahe verwandten Gebiete betrat er zugleich in einer kirchlichen Festmusik, nämlich der 1817 geschriebenen Reformationscantate. Ihr folgten eine Reihe schöner Werke für die Kirche, ein Miserere und eine Weihnachtscantate (1818), zwei Pfingstcantaten (1820 und 1821), eine Passionscantate und Ambrosianischer Lobgesang (1825), Paternoster und Requiem (1828), eine Ostercantate (1829), wieder eine Weihnachtscantate (1834) und eine Cantate zum Reformationsfest von 1836. Dem zur Seite geht eine noch längere Reihe von Festcantaten, geschrieben für Vermählungen und Trauerfälle im königlichen Hause, für Universitätsfeste, Jubiläen, Todtenfeiern von nationalem oder sonst allgemeinerm Interesse und ähnliche Anlässe. In der That konnte seit 1817 kaum irgendeine Feier solcher Art in Kopenhagen stattfinden, ohne daß Weyse mit seinen Tönen die Gemüther stimmen und erheben mußte. Fast möchte man sagen: hier tritt der Meister der freien Phantasie als frei phantasirender Componist auf. Denn die Improvisation, sofern sie in der Hand des durchgebildeten Musikers mehr ist als ein blos äußerliches Spiel mit Melodien, harmonischen Figuren und contrapunktischen Combinationen, hat ihr Wesen darin, daß der Spielende, ohne durch ängstliche Rücksicht auf die Form oder auf das dem durchgebildeten Kunstwerk unentbehrliche Ebenmaß gehemmt zu werden, seiner augenblicklichen Empfindung und Erregung den lebendigsten und wärmsten Ausdruck geben kann. Der Hörer fühlt sich um so stärker ergriffen, weil er dem Spieler unmittelbar in die Seele blickt. Auf ähn-

liche Weise aber wird auch die Festmusik von einer ganz augenblicklichen und subjectiv gefärbten Stimmung eingegeben; diese Stimmung in raschem Erguß und ohne viel Reflexion möglichst treu nach der Natur in Tönen zu zeichnen, ist die Aufgabe des Componisten. Es liegt auf der Hand, wie mannichfache Vortheile ihm daraus erwachsen. Eine festbegrenzte Aufgabe wird ihm gestellt; ein gefühlswarmer Stoff ist ihm gegeben; vor sich hat er Hörer, welche das Verständniß für das, was er ihnen bringen wird, ihm schon entgegenbringen. Zwischen dem wirklichen Leben und der idealisirenden Kunst knüpft sich auf diese Art das engste Band. Nur möchte man vielleicht sagen, es hänge aber eben damit auch wieder der Nachtheil zusammen, daß der Künstler genöthigt werde, seine Kraft an ein Werk von nur flüchtig vorüberrauschender Bedeutung zu setzen, und wenn solche Hervorbringungen sich mit der freien Phantasie berührten, so sei es vor allem auch darin, daß auch sie nur dem Augenblick angehören und mit ihm verklingen. Zwar ließ sich dawider an allerlei Musiken von Bach und Händel, an Beethoven's „Ruinen von Athen", an Weber's „Jubelouverture" und noch manche andere Dinge erinnern, die, obwol nur dem Augenblick bestimmt, doch vermöge ihres innern Werthes eine bleibende Bedeutung gewonnen haben. Aber mögen das immerhin nur Ausnahmen sein; mag es mit der vorübergehenden Bedeutung der Festmusiken seine Richtigkeit haben; mögen vielleicht auch die Weyse'schen Compositionen dieser Art nur in der dankbaren Erinnerung der wenigen Ueberlebenden, welche sie einst am Tage der Weihe hörten, noch vorhanden sein. Ist denn darum die Aufgabe wirklich eine so kleine und verächtliche, daß man den edeln Künstler, der sich ihr mit ganzer Seele widmete, deswegen bedauern oder gar wie einen Verschwender seiner Kunst tadeln müßte? Ganz gewiß nicht!

Er hat Hunderte und wieder Hunderte von Menschen in Augenblicken, wo sie Ohren hatten zum Hören und wo ihr Gemüth höhern Eindrücken zugänglich war, bewegt und erhoben. Er hat die Freude, welche sie ihm entgegenbrachten, geadelt und dem Idealen zugewandt, er hat ihren Schmerz gefaßt, um ihn in seinen Tönen zu wieder aufrichtender Tröstung umzuwandeln. So hat er auf seine Art erbauend und läuternd wie ein Prediger an allen diesen jubelnden oder trauernden Seelen gewirkt und den idealen Gehalt der Feier in ihren Herzen deutlicher ausgeprägt, ihn tiefer und bleibender in sie hineingeprägt. Wären denn nicht auch hierin unvergängliche Wirkungen? Würden nicht auch hier Früchte für die Ewigkeit gesäet?

Es ist vielmehr sehr zu beklagen, daß es bei uns so ganz in Abnahme gekommen ist, dergleichen Musiken als die natürliche, sozusagen dienstliche Pflicht der Componisten zu betrachten, daß unsere Musiker sie sogar geringschätzig von sich abzuweisen pflegen. Wie oft hört man doch auf dem Gebiet der bildenden Künste die Klage, daß ihnen so wenig praktische und concrete Aufgaben gestellt werden; sind es doch in der That die größten Meisterwerke der Malerei und Kunst, die auf solchem Wege entstanden. Nun, möchte man doch die Analogie für die Musik nicht übersehen; möchte man beherzigen, daß die kirchliche und außerkirchliche Festfeier ihr dergleichen Aufgaben stets entgegenbringt. Die sich stets gleichbleibenden kirchlichen Feste sollte jede neue Zeit wieder neu auf die ihr eigenthümliche Weise des Empfindens und Formens musikalisch auszugestalten trachten, wobei freilich das objectiv kirchliche Moment nicht aus den Augen gelassen werden darf. Die außerkirchlichen Feste aber bieten Stoffe um Stoffe in wechselnder Fülle und erlauben jeder Zeit und jeder künstlerischen Persönlichkeit sich in freiester Subjectivität zu ergehen. Der Künstler aber,

welcher sich in solche Aufgaben versenkt, wird den Vortheil haben, daß er durch sie mit der Natur und dem wirklichen Leben in fester Verbindung bleibt und manches Talent, welches nun einmal zum Höchsten nicht angelegt ist und sich vergebens an Schöpfungen abmüht, welche doch rasch wie taube Blüten vom Baume abfallen, würde in jenem bescheidenern Kreise eine erfreuende und fruchtbare Thätigkeit finden und reichen Dank ernten. Dafür konnte der lange Zug von Trauernden zeugen, der den einsamen bescheidenen Weyse zu seiner letzten Ruhestätte geleitete. Es war eine tiefe und aufrichtige Trauer, ja, es war die Trauer eines ganzen Volkes.

Anmerkungen.

1) C. E. F. Weyse's Biographie ved A. P. Berggreen (Kopenhagen, Reitzel's Verlag, 1876).

2) Allgemeine Deutsche Biogr., I, 744 fg.

3) Ebendas., II, 316.

4) Ebendas., IV, 558 und 796.

5) So berichtet Holberg selbst; vgl. Ludvig Holbergs trende Epistler til ***, hvorudi befattes det fornemste af Hans Liv og Levnet (Kopenhagen 1857).

6) Nicht 1819, wie Fetis angibt.

7) Höstgilden.

8) Sovedrikken.

9) Udvalgte danske Viser fra Middelalderen, efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte Udgaver og efter haandskrevne Samlinger udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek.

10) In dem von Sander und ihm herausgegebenen Taschenbuch für Freunde.

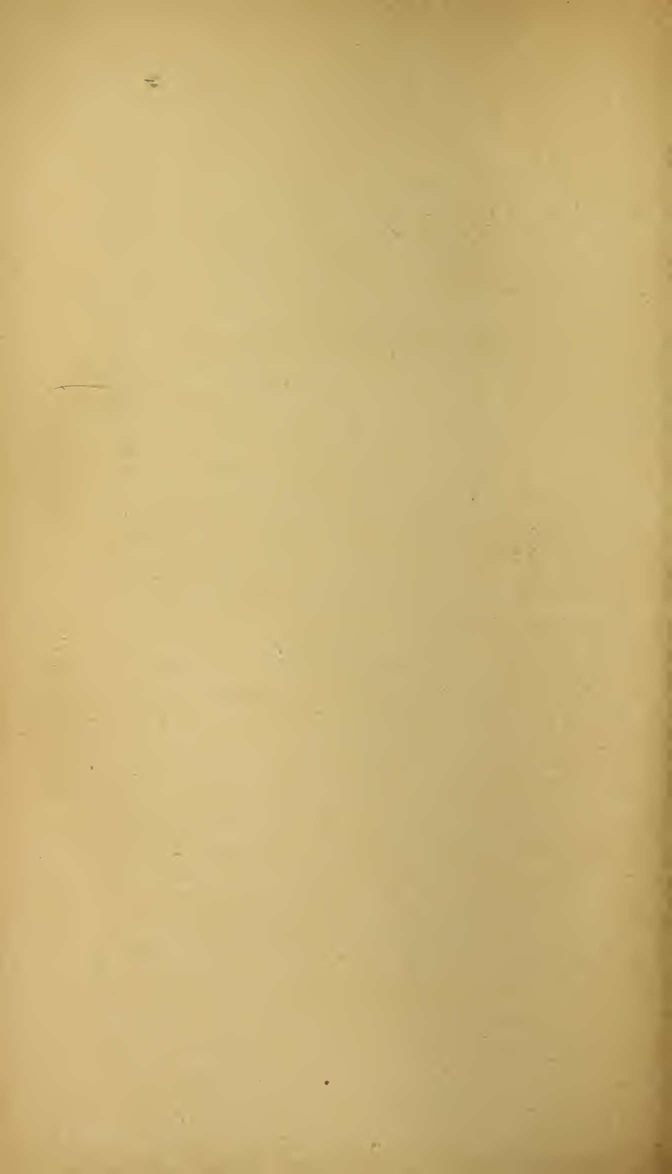
11) Udvalg af danske Viser fra Midten af det 16. Aarhundrede til henimod Midten af det 18de med Melodier.

Die Molokanen.

Ein Beitrag zur Sektenkunde und Kirchengeschichte Rußlands.

Von

Traugott Pech.



Von der Menge der russischen Sekten verdienen vielleicht die Molokanen (d. i. Milchesser) die größte Beachtung ihrer eigenthümlichen Glaubenslehre halber und der Art nach, wie sie ihre Grundsätze aufs Leben anwenden. Es ist nicht leicht, ein klares Bild von den Lehren einer solchen Sekte zu erlangen, einestheils, weil die Sektirer Ursache haben, ihre Ansichten Nichteingeweihten gegenüber zu verschweigen, anderntheils, weil die nicht zur Sekte Gehörigen meist nicht sorgfältig genug beobachten und die verschiedenen Sektenschattirungen leicht durcheinandermischen, indem sie einer Sekte Lehren und Gebräuche zuschreiben, die sie oft ganz und gar nicht hat. Nur ein Mann, der beim Volke Vertrauen hat und mit gründlicher Kenntniß des Volkscharakters wissenschaftliche Bildung verbindet, kann in solcher Beziehung wirklich brauchbare und werthvolle Resultate zu Tage fördern. Ein solcher Mann ist der angesehene russische Historiker Nikolaj Kostomarow. Die Cultur- und Volksgeschichte Rußlands zu erforschen, ist der Hauptzweck seiner Studien, und mit welcher Wahrheitsliebe, ja Unerschrockenheit er dies gethan hat, kann man daraus ersehen, daß ihm seine literarischen Arbeiten Festungshaft und Strafverbannung in das Gubernium Saratow zuzogen. Eben diese Verbannung hat ihm aber Gelegenheit gegeben, die Molokanen kennen zu lernen und eine interessante Studie über dieselben zu veröffentlichen, der wir in Nachstehendem folgen.

Mit dem allgemeinen Namen Molokanen werden eigentlich in Rußland zwei Sekten bezeichnet, die wol eine organische Verwandtschaft miteinander haben, deren Grad aber noch nicht festgestellt ist. Die eine davon sind die Sabbater (subotniki) oder die Judenthümler, die andere die Sonntagsbrüder, weil sie den Sonntag als Festtag feiern, während es die erstern mit dem Sonnabend thun. Im Gubernium Saratow sind beide Sekten vertreten. Die Molokanen hatten früher in einer reichen Handelsstadt an der Wolga ihren Hauptsitz, aber unter der Regierung Nikolaus' kam infolge von Regierungsmaßregeln das Sektenwesen dort in Verfall, ein beträchtlicher Theil der Molokanen siedelte auf den Kaukasus über; als es diesen gut ging und sie dort ihre Religion frei ausüben konnten, folgten weitere Auswanderer nach; einige aber von den Zurückgebliebenen traten zur Rechtgläubigkeit über, meist freilich nur zum Schein, selten aufrichtig, und im letzten Falle mischten sie stets den rechtgläubigen Begriffen ihre frühern Anschauungen bei.

Zuerst wurde Kostomarow, nicht ohne Schwierigkeiten, mit einem Sabbater bekannt. „Er war, wie ich bemerken konnte", sagt Kostomarow, „der überzeugungsfesteste und gelehrteste in seiner Brüderschaft. Sein überaus mageres Gesicht, durchfurcht von den Falten, die stets Zeugniß ablegen von der Leidenschaft des Denkens, seine eingesunkenen, aber glänzenden feurigen Augen, sein gestreckter Hals, die Lippen, sich im Gespräch oft durch den Krampf der Ungeduld zusammenziehend, und die Neigung auf einmal zu sagen, wozu Zeit erforderlich ist, endlich die Gewohnheit, beim Gespräche mit den Fingern verschiedene Figuren zu machen, eine Gewohnheit, die sich nicht selten bei russischen Raisonneuren findet — alles dies ließ in ihm, auf den ersten Blick, einen von den Phantasten erkennen, die Häresien und Sekten anstiften und die schon damals in Rußland immer seltener

und seltener zu werden begannen. Er konnte die Heilige Schrift und besonders das Alte Testament fast auswendig, hatte die Kirchengeschichte studirt und schüttelte aus dem Gedächtniß Zahlen her wie der beste Schüler beim Examen in der Geschichte. Mit Eifer trat er gegen die Kirchen im allgemeinen auf und wies nach, daß es für Gott nicht nöthig sei, Kirchen zu bauen, denn das Weltall sei seine Kirche." Auf die Bemerkung, daß er bei solchem Urtheil sich auch vom Alten Testament entferne, und als ihm zur Widerlegung seiner Ansicht der Tempel ins Gedächtniß geführt wurde, den Salomon Gott erbaut hatte, sowie mehrere andere Stellen des Alten Testaments, wo vom Tempel als von einem Gott wohlgefälligen Gegenstande gesprochen wird, antwortete der Sektirer, daß man jene Stellen, wo in der Heiligen Schrift vom Tempel gesprochen werde, in geistlichem Sinne verstehen müsse und nicht in wörtlichem, daß man Gott einen Tempel bauen müsse mit guten Werken und Gebeten und daß, als Salomon einen Tempel in Jerusalem erbaut, ihn Gott nicht gesegnet habe; Salomon sei danach ins Heidenthum verfallen, ein offenbarer Beweis, erklärte er, daß der Segen Salomon verlassen habe und, das habe ihn betroffen gerade nach der Erbauung des leiblichen Tempels. Eine solche Verwerfung des Tempels legte den Gedanken nahe, daß er wahrscheinlich auch die ganze alttestamentliche heilige Geschichte als ein allegorisches Vorbild betrachten werde; aber es stellte sich anders heraus, indem der Sektirer sagte, man müßte das Gesetz Mosis streng erfüllen und Opfer bringen. „Die Juden bringen jetzt keine Opfer, denn sie sind in der Verbannung, wir aber sind das neue Israel, wir müssen Opfer bringen." Er verlangte besonders, daß das alttestamentliche Passahfest gefeiert und wie bei den Juden ein Lamm dabei geschlachtet werde. Den Talmud erkannte er nicht an, sondern nannte ihn eine Sammlung

abgeschmackter Schwätzereien. Zu den wichtigern Büchern der Heiligen Schrift zählte er die Propheten; in ihnen war seiner Meinung nach alle Weisheit enthalten. Auf die Frage: „Was ist wichtiger, der Pentateuch oder die Propheten?“ antwortete er: „Die Propheten.“ Es wurde zu ihm weiter bemerkt, warum er eine so strenge Erfüllung der mosaischen Satzungen verlange, ja sogar, daß Opfer gebracht würden, da doch in den Propheten Stellen vorkämen, wo von der Nutzlosigkeit der Opfer unter gewissen Bedingungen gesprochen werde, wie z. B. bei Jesais: „Was soll mir die Menge eurer Opfer?“ Er antwortete, daß die Propheten den Gebräuchen einen geistlichen Sinn gegeben hätten und daß man also die alttestamentlichen Gebräuche erfüllen müsse, jedoch nur in der Weise, indem man ihnen den geistlichen Sinn beilege, der in den Propheten angegeben sei. In Betreff des Neuen Testaments sagte er, daß er dessen Bücher als heilige Bücher anerkenne, aber alles darin Enthaltene müsse man geistig auffassen, nicht leiblich, nicht buchstäblich und daß außerdem in der Darstellung des Neuen Testaments nicht alles glaubwürdig, manches später hinzugefügt sei. Nach seiner Darlegung halten die Anhänger des Sabbaterthums Jesus Christus für einen Propheten, für einen gottbegeisterten Mann, wie Jesaias und andere, erkennen seine Wunder an, aber stimmen in keiner Weise darin überein, ihn, wie dies die christlichen Bekenntnisse thun, für den Mensch gewordenen Sohn Gottes anzuerkennen. Die Dreieinigkeit wird verworfen; es gibt ihrer Meinung nach keine Beweise der göttlichen Dreieinigkeit, weder im Alten noch im Neuen Testament. Gott stellt sich überall nur als der einige dar; Jesus Christus ist sein Prophet, aber Jesus Christus als Mensch, auch die Apostel nennen ihn deutlich einen Menschen; das Wort „Heiliger Geist“ bedeutet Weisheit und Segen, der dem Menschen von Gott harabgesendet wird, aber durchaus nicht ein göttliches Wesen. Auf die Frage, ob

er an die Auferstehung Christi glaube, antwortete der Mann bejahend; aber in dieser Antwort war etwas Unaufrichtiges, sowie er überhaupt vom Neuen Testment mit einer Kälte sprach, als wenn er sich bestrebte, dem Gespräche über dasselbe auszuweichen, während er bei Anführung der Sprüche aus dem Alten Testament warm wurde und sich hinreißen ließ. „Ich glaube nicht“, sagt Kostomarow, „daß er vor mir etwas hätte verheimlichen wollen, denn er hatte über die christliche Religion schon Ausdrücke gebraucht, die er sich nur bei vollem Vertrauen zu mir erlauben konnte. Es scheint, daß seine innere Erkenntniß über die christliche Frage unklar und verworren geblieben war, und daß er selbst Bedenken trug, dem, was sich bei ihm im Kopf darüber gebildet hatte, freien Lauf zu lassen.“ Er beobachtete streng die Regel, am Sonnabend nichts zu arbeiten, war beschnitten, hatte seine Söhne beschnitten, enthielt sich aller Speisen, die Moses verboten hatte, verwarf jedes Heiligenbild, als erniedrigend für die Gottheit. Er erwartete den Messias, aber stellte sich ihn nicht so vor, wie die Juden; er nannte im Gegentheil die jüdische Erwartung eines irdischen Reiches eine grobe Verirrung und bewies, daß darunter das Reich des neuen Israels, ein geistliches Reich, die Herrschaft des Verstandes und der Gerechtigkeit und durchaus nicht irgendein äußerer Staat, Königreich oder Kaiserthum zu verstehen sei. Den Messias stellte er sich vor als einen großen Philosophen, Sittenlehrer, der auf der ganzen Erde den alttestamentlichen Glauben verbreiten werde, Jesus Christus war ihm *nicht* der Messias; er war nur einer der Propheten; der Messias wird stärker als alle Propheten sein, er wird der Welt größere Wahrheiten offenbaren und das menschliche Geschlecht in einen glückseligen Zustand bringen. Dem Einfluß guter und böser Geister auf den Menschen legte er keine Bedeutung bei, obgleich er ihre Existenz nicht ganz verwarf.

An ihm war keine Spur von Haß gegen Andersgläubige zu bemerken, im Gegentheil, er sprach mit Eifer dafür, daß man allen Menschen Gutes thun müsse ohne Unterschied des Glaubens, und daß es in jedem Glauben möglich sei, Gott zu gefallen; dazu sei Gottes Güte unendlich, er vergebe sogar den größten Sündern. Zugebend, daß Gott im künftigen Leben alle Andersgläubigen begnadigen werde, bekannte er, daß Gott auf dieser Erde des unrechten Glaubens halber strafe, und versicherte, daß, wenn allgemeine Nothstände, Pest, Krankheiten sich einstellten, dies alles die Menschen nur deshalb beträfe, weil sie nicht dem wahren alttestamentlichen Glauben folgen wollten, und daß, wenn dieser Glaube auf der ganzen Erde verbreitet sein werde, alles gut sein und die Seligkeit auf der Erde ihren Wohnsitz aufschlagen werde. Somit stellte er sich also die Gottheit als überaus gütig und nachsichtig gegen die Menschen im künftigen Leben, dagegen als überaus streng im irdischen Leben vor, und versprach den Anhängern seiner Lehre nicht so sehr himmlisches als vielmehr irdisches Wohlergehen.

Den Ursprung seiner Lehre in Rußland schrieb er dem Juden Scharias in Nowgorod zu; aber aus seinen Worten konnte man nicht klar ersehen, ob dies eine alte, von Mund zu Mund gegangene Ueberlieferung war, oder ob sich vielleicht eine solche Meinung erst in späterer Zeit gebildet hatte, wo man nämlich mit der Sache aus Büchern bekannt wurde. Man fing hierbei an, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Glauben der Sabbater und dem Glauben der Anhänger Scharias' zu bemerken, und hat daraus aus Wahrscheinlichkeitsgründen geschlossen, daß die erstern die Nachfolge der letztern geworden seien.

Klarer als die eben beschriebenen tritt die andere, den Namen Molokanen tragende Sekte, die Sonntagsbrüder, auf. Kostomarow hatte Gelegenheit, mit vielen von ihren

Anhängern zu verkehren und sich mit ihnen zu unterhalten; besonders sind ihm zwei im Gedächtniß geblieben, denen er die meisten Nachrichten über die Glaubenslehre der Molokanen verdankt. Er traf mit einem ehrbaren Manne zusammen, der einst Molokane gewesen war, aber schon lange den orthodoxen Glauben angenommen hatte. Der Ortsgeistliche bezeichnete ihn als den eifrigsten und tugendhaftesten seiner Parochianen. Und gleichwol war eine Zeit gewesen, wo man ihn für den gelehrtesten und gefährlichsten Apostel der Sonntagsbrüder hielt, und in der That, manches Dutzend Opfer wurde durch ihn vom Wege der rechtgläubigen Kirche abgelenkt. Ueber ihn ging das Gerücht, daß in früherer Zeit niemand seiner intellectuellen Kraft hätte widerstehen können; es war nur nöthig, daß er mit einem Menschen sprach, eine Stunde, zwei Stunden, und wenn der Gegenpart nicht bis zu dem Grade halsstarrig war, daß er förmlich taub blieb, so wußte ihn der Irrlehrer gegen die eigene bessere Ueberzeugung gewiß zu bekehren. Er hatte die Macht des Wortes, verbunden mit einem gewissen Zauber, der den Hörer geich von vornherein zu seinen Gunsten stimmte. Er konnte eine Menge Sprüche aus der Heiligen Schrift auswendig, wußte sie überaus geschickt und treffend anzuwenden, stellte dem Gegner unlösbare Fragen und dupirte ihn damit, wies in seinen Meinungen Widersprüche und Ungereimtheiten nach, und brachte ihn, prophetisch auf ihn blickend, in Verwirrung, und wenn er einmal auf einen stärkern und verständigern Gegner gekommen war, so wußte er sich leicht in einem Haufen von Vergleichungen, Beispielen, Thesen und Antithesen herauszuziehen; er wußte sozusagen geschickt von der Hauptstraße auf einen Nebenweg abzulenken, zu einem zweiten, dritten, vierten Gegenstande überzugehen; wenn er also wirklich einmal den Gegner nicht überwinden konnte, so verwirrte er ihn doch wenigstens vollständig und that

dann mit seinem Siege groß. Die Blüte seiner sophistischen Wirksamkeit fällt in die Zeit der zwanziger Jahre, unter den Kaiser Alexander I.; das waren goldene Zeiten für die Molokanen, Zeiten der Freiheit; wenn auch nicht de jure so machten sie sich doch dieselbe de facto zu Nutze und bekehrten viele zu ihrem Glauben. Damals beachtete die Regierung auch noch wenig die Vorgänge im Gebiete der Wolga; die Hand der nivellirenden Bureaukratie hatte dort noch nicht tief ihre Furchen gezogen; damals lebte man nach den Erzählungen alter Leute (die natürlich, wie es bei alten Leuten immer zu sein pflegt, die alten Zeiten über Gebühr loben) frei, reich und fröhlich; drohende, höhere Einflüsse aus der Hauptstadt machten sich sehr selten bemerkbar, die Localbehörden aber waren umgänglich, legten einen gewissen Werth darauf, einige Aufmerksamkeit von seiten der Sektirer zu genießen, und ließen ihnen ihrerseits wieder freien Spielraum. Das war dann günstig für die Sophisterei, die es liebte, sich in Controversen über theologische und kirchliche Gegenstände frei zu ergehen. Die Molokanen hatten ein solches Vertrauen auf ihre Freiheit, daß sie höchsten Ortes die Bitte einreichten, man möge ihnen gestatten, offen und gesetzlich ihre Lehre zu bekennen, ebenso wie dies den ausländischen Protestanten gestattet sei; auch fügten sie eine Darlegung ihrer Glaubenslehre bei, die aber leider viel dunkler ausgefallen ist, als man sie in ihren mündlichen Verkündigungen hören kann. Allein statt der erhofften Bestätigung kamen andere Dinge. Die Maßregeln der Regierung wurden von Jahr zu Jahr drückender und nahmen den Molokanen die Möglichkeit, auf ihre Weise zu leben; ihre Handelsunternehmungen wurden paralysirt durch das Verbot, das ihnen versagte, in die Handelsgilden einzutreten und sich auf weiter als 30 Werst von ihrem Geburtsort zu entfernen; es wurde ihnen verboten, rechtgläubige Personen in Dienst zu nehmen.

Die Polizei belästigte sie unaufhörlich, citirte sie mit ihren Familien zu „Ermahnungen" vor das Consistorium; man wählte dazu absichtlich die beste Arbeitszeit, wo dann z. B. in der Ernte das Getreide auf den Feldern verdarb; ja bisweilen setzte man sie der Bekehrung von Rechtgläubigen zu ihrer Sekte halber ins Gefängniß, ließ sie dort mehrere Jahre sitzen und unterwarf die, welche eines solchen Vergehens als wirklich überführt befunden wurden, der öffentlichen Züchtigung und der Verbannung. Alle diese Dinge brachten die Molokanen um ihren früheren Wohlstand, hinderten die Möglichkeit, Versammlungen und Disputationen zu veranstalten, und damit zugleich erkaltete bei vielen der Eifer für die Ausbreitung ihrer Sekte. Unser Held entrann bei zeiten dem Schicksal, das für ihn sehr schlimm geworden wäre; nicht umsonst existirt das Sprichwort: „Je größer das Schiff, desto größer muß sein Fahrwasser sein." Als Bekehrer von vielen hätte er auch viel büßen müssen; das herannahende Unheil zeitig erkennend, schloß er sich der rechtgläubigen Kirche an, blieb unversehrt und entschlüpfte so dem Schicksal seiner Genossen, die ebensolche Prediger gewesen waren wie er. Von den letztern sind traurige Erinnerungen bei den Molokanen zurückgeblieben. Einer von ihnen, Isajew, war ein feuriger, eifriger Prediger; die rechtgläubigen Priester bemühten sich vergebens ihn mit Worten der Milde auf den Weg der Wahrheit zu bringen. Isajew hatte eine solche Fertigkeit in der Dialektik, daß er die Priester schlug und in Verwirrung brachte; nach einigen Correctionsstrafen, die man ihm unter Belassung an seinem Wohnorte und nach Abnahme der schriftlichen Verpflichtung, daß er niemand mehr von der Rechtgläubigkeit zu seiner Sekte bekehren wolle, hatte abbüßen lassen, wurde er endlich dem Criminalgericht übergeben. Zur Strafe mit der Knute verurtheilt, starb er unter den Schlägen

dieses Instruments, und die Schläge wurden besonders reichlich auf ihn verschwendet, weil er ein verstockter Ketzer war, der nicht die geringste Neigung zeigte, seine Missethaten zu bereuen. Damals sagten die Priester, daß der Teufel die Seele des zu Tode gepeitschten Isajew geholt und sie in den lebendigen Körper eines gewissen Trofim gethan habe, der, als sich somit zwei Seelen in ihm befanden, seine eigene und die vom Teufel in ihn gelegte Isajew's, nun noch kräftiger zu predigen begann als der auf dem Schaffot gestorbene Isajew. Trofim's Predigt verstummte auch bald unter der Knute und Brandmarkung der geistlichen Gewalt. Eine Menge Molokanen wurden damals auf den Kaukasus gesandt. „Damals hatte mein Freund", sagt Kostomarow, „den orthodoxen Glauben angenommen. Er versicherte mir, daß er dies nicht aus Furcht, sondern aus Ueberzeugung gethan habe, und er schrieb dies der Lektüre der Kirchenväter, besonders der des Johannes Chrysostomus zu." Jetzt beschuldigte er seine frühern Glaubensgenossen, daß sie, indem sie sich in die Heilige Schrift vertieft hätten, gar keine Rücksicht auf die Schriften der Kirchenväter nähmen, und wenn sie diese lesen würden, so würden sie sehen, daß die heilige Kirche durchaus nicht so urtheilt, wie sie sich das vorstellen und wie ihnen die Art des Glaubens beim gewöhnlichen Volke, das, indem es das Wesen des Glaubens nicht versteht, ihn in einen Bilderdienst verwandelt, das Recht zu schließen gibt. Bei diesem frühern Irrlehrer hatte sich also bereits der kirchliche Eifer entwickelt, er fing an, seine frühern Glaubensgenossen zur Rechtgläubigkeit zu bekehren, und, um ihnen zu beweisen, daß der Gebrauch des Taufens wirklich seinen Grund in der Heiligen Schrift selbst habe, stellte er eine Menge Stellen aus dem Alten und Neuen Testament zusammen, wo nur vom Wasser die Rede ist, doch war in Wahrheit manche Stelle hier gar nicht am Platze. Trotz

seines Eifers für die Rechtgläubigkeit schlug in seinen Ansichten doch immer die Anschauung durch, die die Grundlage der sektirerischen Lehre bildet. So fastete er zwar selbst, aber war nicht streng gegen andere, wenn sie nicht fasteten, und führte bei der Gelegenheit die Worte des Apostels Paulus an: „Der Nichtessende soll dem Essenden nicht Vorwürfe machen.“ Indem er die Richtigkeit der Bilderverehrung nachweist, sagt er, daß man eigentlich von einem todten Bret eine Erlösung nicht erwarten könne; uns erlöst das Gebet zu Gott, und das Gebet zu Gott ist immer möglich, auch dort wo keine Bilder sind; im Gegentheil ist das Halten von Bildern im Hause und das maschinenmäßige Plappern von Andachtsworten, ohne herzliche Antheilnahme, unnütz. Im allgemeinen sucht er sich in seinen Gesprächen darauf zu stützen, daß, obgleich die Ceremonien dem Geiste des Christenthums zwar nicht widerstreiten und zum Gottesdienst durchaus nöthig sind, sie dennoch aber nicht den wesentlichen Theil des Glaubens bilden. Er ließ den Wunsch durchblicken, daß alle Molokanen, so wie er, das rechtgläubige Bekenntniß annehmen möchten, fand aber gleichzeitig die Entschuldigung für ihr beharrliches Verweigern darin, daß sich die rechtgläubigen Hirten in der That wenig um die Belehrung ihrer Heerde bekümmern und die Laien, indem sie in Unkenntniß rücksichtlich des innern Sinnes der von der Kirche vorgeschriebenen Ceremonien und Verordnungen bleiben, in Verwirrungen fallen, die nur dem Bilderverehrer zustoßen können. Gegen die Hirten, die Priester seien die Molokanen eigentlich nur aufgetreten, seien aber selbst dann zu weit gegangen. Zwischen der Orthodoxie und dem Molokanenthum ist nach seiner Ansicht eine Aussöhnung möglich, es soll nur bei Ausübung der Ceremonie das rechtgläubige Volk nicht die Form allein im Auge haben, sondern auch ihren innern Sinn, und die Molokanen sollen ihrerseits

nur erkennen, daß für den innern Sinn eine Form nöthig sei, und daß folglich die Form Gott nicht widerwärtig sein könne, wie sie sich dies fälschlich einbildeten.

Eine zweite hervorragende Person, mit der Kostomarow Gelegenheit hatte zu verkehren, war ein hartnäckiger Sektirer, der auch für seine Hartnäckigkeit schon gelitten hatte. Er hatte im Verdacht gestanden, für Personen, die man zu den Rechtgläubigen zählte, aber zum Molokanenthum hatten zurückkehren wollen, Bittschreiben abgefaßt zu haben, war dafür ins Gefängniß geworfen worden und hatte dort mehrere Jahre schmachten müssen, bis man ihn endlich wegen Mangel an Beweisen freiließ. Kostomarow wurde mit ihm gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß bekannt; es war eine Persönlichkeit von sehr gesundem natürlichem Verstande. Er wies mit Eifer die Beschuldigung zurück, mit der die Molokanen in Uebermaß überschüttet zu werden pflegten, daß sie nämlich keine Obrigkeiten anerkennten. Er war in dem und jenem etwas belesen, erkannte die Nothwendigkeit des Lernens und der Aufklärung an und beklagte sich darüber, daß seine Glaubensgenossen der Mittel zum Lernen beraubt, infolge dessen also genöthigt seien, sich mit dem Lesen der Heiligen Schrift allein zu begnügen. Ihn interessirte die zeitgenössische Literatur und die Fragen, die damals die russische Presse bewegten. Das war mit Einem Worte eine Person, die gleichzeitig Hochachtung und Betrübniß erweckt. „Viele solcher fähiger Leute", fügt Kostomarow hinzu, „gehen in Rußland zu Grunde unter dem Druck der schweren Verhältnisse!" — Doch nun einiges über die Lehre selbst.

Die Molokanen-Sonntagsbrüder nennen sich selbst „geistige Christen". Uebrigens ist ihnen auch der Name Molokanen nicht fremd, nur rücksichtlich des Ursprungs des Namens sind bei ihnen die Meinungen getheilt; die einen sagen, der Name sei ihnen von den Orthodoxen gegeben worden, weil

sie die Fasten nicht halten und immer Milch essen; andere im Gegentheil behaupten, daß dieser Name von den Anhängern der Sekte selbst ausgedacht worden sei, mit Bezug auf die Worte des Apostels Paulus, der den Ausdruck „Wort- (geistliche) Milch“ (slovesnoe moloko) gebraucht habe, und mit Bezug auf die Worte desselben Apostels, der die elementare Ueberlieferung der christlichen Wahrheiten mit der Milchnahrung vergleicht im Gegensatz zu der festen Speise, die sich für das reifere Alter eignet, mit der er die weitere Erziehung vergleicht. Der Name „geistliche Christen“ ist gebräuchlicher; bei ihnen selbst bedeutet der Name „geistlich“, nach ihren Erklärungen, das, was sie verstehen erstens unter geistlichem Segen, und zweitens, was sie als Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, nicht aber in der Form anerkennen. Was das erstere betrifft, so unterscheiden sich ihre Begriffe von denen anderer christlicher Bekenntnisse dadurch, daß nach ihrer Meinung der Act des Segens sich nicht vollzieht vermittels der Sakramente und sichtbarer Zeichen, sondern unmittelbar; das zweite gründet sich auf einen gewissen Ausspruch Christi zu der Samariterin. Auf letztern Text gestützt begründen sie die Verwerfung der Kirchen und alle Zeichen des verordneten Gottesdienstes. Christus hat zur Samariterin gesagt, daß zu seiner Zeit die Juden im Tempel zu Jerusalem, und die Samariter am Brunnen Jakob's ihre Andacht verrichteten; aber es werde eine Zeit kommen, wo die wahren Verehrer Gott an jedem Orte dienen würden im Geist und in der Wahrheit. Daraus geht nach ihrer Meinung hervor, daß Tempel in der neuen Kirche nicht zu sein brauchen. Der Apostel Paulus nennt alle Christen Priester, und folglich seien keine besondern Priester nöthig. Unter dem von Paulus erwähnten Namen „Bischof“ erklären sie, müsse man einen von der Gemeinde gewählten Beamten und nicht einen besonders

geheiligten Vollzieher der Gebräuche verstehen. Christus erwählte die Apostel nicht aus den Leviten, nicht aus den Priestern und weihte sie nicht zu Priestern, folglich steht der Priester in keiner Weise Gott näher als jemand, der die Priesterweihe nicht empfangen hat. Christus hat keinen besondern Gottesdienst befohlen, den nicht auch andere außer den Aposteln verrichten könnten, und überhaupt hat Christus keinen Unterschied gemacht zwischen den Aposteln und den andern Leuten, die an ihn wahrhaft glaubten. Bei Christus sind alle seine Anhänger einander gleich und er selbst hat gesagt, „daß alle Brüder sind, und wer der erste sein will, soll aller Diener sein". Damit wird die Verschiedenheit der Grade in der christlichen Kirche zunichte gemacht, und man darf den einen nicht mehr Ehre erweisen als den andern: wir sind alle Priester. Die Kirche ist das neue Israel; die Kirche darf sich nach dem Begriff der Molokanen von der bürgerlichen Gesellschaft nicht trennen; im Gegentheil ist die bürgerliche Gesellschaft naturgemäß die Kirche, und indem sie die Kirche Christi ist, muß sie auf evangelische Principien, auf die Liebe und Gleichheit ihrer Mitglieder gegründet sein. Indem sie das Wort des Apostels Paulus zu ihrem Nutzen auslegen, daß wo der Geist herrsche, dort auch Freiheit herrsche, wenden sie das, was bei Paulus vom jüdischen Ceremonienwesen und dem mit ihm verbundenen Gesetz gesagt ist, auf alle Verordnungen und Formen an. Ueberhaupt ist der gewöhnliche Ausspruch der Molokanen: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig." Indem sie die Tempel und das Priesterthum verwerfen, verwerfen sie auch alle Sakramente, ja sogar Taufe und Abendmahl, die die Lutheraner nicht anzurühren wagten. Es könnte scheinen, daß es auch schwer sei, etwas zu verwerfen, was sich auf deutliche Worte Christi gründet, und da eine Menge Zeugnisse die Existenz dieser Sakramente in den ersten Jahrhunderten

des Christenthums bestätigten. Aber die Molokanen erklären diese Sakramente so: Die Taufe ist, sagen sie, nur ein sichtbares Bild des Unsichtbaren; sie war nur so lange nöthig, als die unsichtbare Idee noch nicht erlangt war. Selbst Johannes der Täufer sagte: „Ich taufe euch mit Wasser, aber mitten unter euch steht der, der stärker ist als ich; der wird euch mit dem Heiligen Geiste und mit Feuer taufen.“ Schon hier also weist Johannes darauf hin, daß es eine höhere Taufe gibt, bei der die Wassertaufe etwas Ueberflüssiges wird. Wir wissen, daß der Hauptmann Cornelius die Gabe des Heiligen Geistes empfing, ehe er mit Wasser getauft wurde, folglich wurde er im Geiste getauft auch ohne Wasser. Es ist nirgends zu ersehen, daß die Apostel mit Wasser getauft wären, und wenn die Apostel also nicht mit Wasser getauft waren, doch aber die Verkünder und Begründer der christlichen Kirche wurden, ist dies nicht ein deutlicher Beweis, daß die Taufe für uns eine Nothwendigkeit *nicht* ist? Wenn Christus mit Wasser getauft wurde, so geschah dies deshalb, weil er das sichtbare jüdische Gesetz erfüllen wollte und alles, was in ihm bestimmt war. Er wurde ja auch beschnitten, aber er hat nicht befohlen, daß wir uns beschneiden sollen. Christus hat den Aposteln befohlen, alle Heiden zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, aber gleich nach diesem Befehl im Evangelium folgt die Erklärung, wie getauft werden soll; diese Erklärung ist in den Worten enthalten: *Lehret sie thun, was ich euch geboten habe.* Also ist die Taufe, die Christus befiehlt, die Lehre von Christi Evangelium. Das Wort „Taufe“ wird häufig in einem Sinn angewendet, wo es für jeden augenscheinlich ist, daß damit nicht die Wassertaufe gemeint ist; z. B. Christus selbst wendet es so an, wo er von seinem Tode spricht und ihn eine Taufe nennt. Von Johannes selbst wird im Evangelium dargelegt, wie er getauft ward

und weshalb: Johannes ward getauft mit der Taufe zur Buße. Folglich (sagen die Molokanen) war das Wesen der Taufe Johannes' selbst, wenn es auch in Gestalt einer Waschung vor sich ging, doch nicht eine Waschung, sondern eine Buße. Beim Apostel Paulus ist eine Stelle, wo die Taufe geradezu im geistigen Sinne genommen wird: ein Glaube, eine Taufe. Die Molokanen finden nicht nur im Neuen, sondern auch im Alten Testament Stellen, wo vom Wasser gesprochen und das Wasser in allegorischem Sinne angewendet wird, z. B. wird bei Jesais gesagt, daß Wässer aus Galiläa fließen werden; hier weissagt der Prophet die Lehre Christi, die sich in Galiläa offenbaren und die ganze Welt erleuchten werde. Christus sagt, daß von dem, der an ihn glaubt, Ströme lebendigen Wassers fließen werden; hier ist das Wasser offenbar in allegorischem Sinne gebraucht. Die Wassertaufe ist nur eine ceremonielle Vorstellung der Idee von der Erneuerung und Reinigung des Menschen durch die Lehre Christi. Die Taufe mit Wasser an sich allein kann keine Wirkung haben; sie kann nicht erlösen, kann nicht schützen vor bösen Werken, nicht vom Getauften die Strafe Gottes abwenden für seine bösen Thaten. Sonst würde es unter den Getauften keine Uebertreter der göttlichen Gebote geben. Dazu fragen ferner die Molokanen noch, wo sind denn die Gaben des Heiligen Geistes, die der Täufling angeblich in der Taufe empfangen soll? Ein in der Kindheit getaufter Mensch bleibt in Bezug auf die Erkenntniß der Gebote Gottes ganz unwissend, kann wie ein Heide leben, und hat infolge dessen kein Recht, sich für einen Christen auszugeben. Andererseits, wenn auch jemand nicht mit Wasser getauft wäre, aber Christus erkannt hätte und alle Gebote Christi erfüllte, sollte er zur ewigen Qual verurtheilt sein, für das Eine allein, daß er nicht die Ceremonie der Abwaschung vollzogen, die allein ihn weder das Wahre lehren noch von

der Sünde hätte erlösen können? Christus hat nicht gesagt: Wenn jemand nicht getauft wird mit Wasser, so wird er nicht in das Himmelreich kommen, sondern er sagte: Mit Wasser und Geist. . . . Ist es also nicht klar, daß die Wassertaufe nicht ausreicht? Hier muß das Wasser in allegorischem Sinne genommen werden. Getauft werden mit Wasser und Geist heißt sich reinigen — gleichsam sich mit Wasser abwaschen von den Sünden des Leibes und anfangen im Geiste zu leben. Daß man in den Worten „Taufen mit Wasser" dem Wasser eine sinnbildliche Bedeutung beilegen muß, bestätigt auch die Taufe mit Feuer, von der das Evangelium spricht; gewiß kann man das Feuer hier nicht im buchstäblchen Sinne nehmen, sonst müßten wir uns ja alle verbrennen. Mit Feuer getauft werden, heißt in sich alle schlechten Neigungen ausrotten, um sich im Geiste zu erneuern. Und in der That, wenn durchaus die Wassertaufe verlangt würde, müßte dann nicht allen den Irrgläubigen vergeben werden, die sich verbrannt haben, in der Meinung ein Gebot Christi zu erfüllen, das sie buchstäblich aufgefaßt hatten? Mit Einem Wort, die Taufe mit Wasser ist nur der Buchstabe, der einen Gedanken ausdrückt. Sind Buchstaben nöthig, wenn der Gedanke schon an sich selbst verständlich ist? Gewiß nicht. Und dann führen die Molokanen noch folgendes Beispiel an: Jemand hat sich etwas auf einen Zettel geschrieben, um es im Gedächtniß zu behalten, hat es dann aber auswendig gelernt und sich ganz fest eingeprägt, was auf dem Zettel stand; hat dann der Zettel noch einen Werth für ihn? Gerade so ist es, wenn in den ersten Jahrhunderten, als sich das Christenthum unter den Heiden ausbreitete, die Ceremonie des Taufens vielleicht noch einigen Nutzen hatte, weil sie den Getauften daran erinnerte, daß er zur christlichen Gemeinde gehörte, und ihn so also in sichtbarer Weise von den Nichtchristen unterschied. Aber

was kann sie in einer Gesellschaft von Personen, die schon seit Generationen Christen sind, für eine Bedeutung haben? „Wissenschaft ist nöthig, nicht Wasser", sagen sie — Wissenschaft und der Sinn der Lehre.

In ähnlichem Sinne sprechen sie auch vom Abendmahl und erkennen nur einen geistigen Sinn dieses Sakraments an, die Nothwendigkeit der Ceremonie selbst verwerfend. Wenn man sie zur Widerlegung ihrer Ansicht auf das historische Factum der Abendmahlsfeier Christi hinweist, so weisen sie auf die Erklärung Christi selbst hin, nämlich auf die Stelle im Johannes, auf das Essen seines Leibes und das Trinken seines Blutes. Dieses Gleichniß erregte Anstoß bei Christi Zuhörern. Der Herr wendete sich zu seinen Jüngern und fragte sie: „Was meint ihr dazu?" „Das Wort ist schwer", antworteten sie ihm. „Laßt nicht auch ihr euch verführen!" sagte der Herr zu ihnen, „der Geist macht lebendig, aber das Fleisch nützt nichts. Mein Wort ist der Geist und das Leben." Aus dieser Stelle leiten die Molokanen ab, daß man unter der Gestalt des Abendmahls die enge Vereinigung mit Christus durch Aneignung seiner Lehre verstehen müsse. Wir müssen uns so weit zu Christus nähern, um mit ihm gleichsam ein Wesen, gleichsam ein Fleisch und Blut bilden zu können. Die Molokanen sagen zur Bestätigung ihrer Ansichten, daß ähnlich wie die Ceremonie der Taufe auch die Ceremonie des Abendmahls keine Wirkung ausübe. Viele, obgleich sie zur Ceremonie gehen, werden doch davon nicht besser und hören nicht auf zu sündigen, andererseits sei es nöthig, Leib und Blut Christi geistig zu genießen, d. h. so zu denken, zu fühlen, zu handeln, wie Christus befiehlt, und wie er sich im Leben zeigte; dann erst bildet der Mensch wirklich mit Christus einen Leib, dann erst kann er nicht einmal mehr ein sündiges Verlangen haben.

Die andern Sakramente deuten die Molokanen ebenfalls allegorisch; so sagen sie von der Oelung, daß selbst der

Apostel Jakobus, auf den man sich zur Rechtfertigung dieses Gebrauches beruft, indem er auf die Salbung der Kranken mit Oel hinweist, sagt, daß den Kranken das Gebet erlöset, folglich ist hier die Salbung nur eine allegorische Form des Ausdruckes, nicht das Wesen selbst. Gegen das Sakrament der Beichte sprechen sie in folgender Weise: Wenn jemand dem Priester nicht beichtet, aber zu sündigen aufhört, wird der nicht Gott angenehmer sein als der, der zehnmal beichtet und immer wieder zu den frühern Sünden zurückkehrt? Wer gesündigt hat und aufgehört hat zu sündigen — der hat schon damit selbst Buße gethan; als er aufhörte, bedeutet, er hat erkannt, daß die Sünde etwas Schlechtes ist; und für diese Erkenntniß und Besserung vergibt ihm Gott, wenn er auch seine Geheimnisse dem Priester nicht anvertraut hätte. Dem gegenüber beruhigen sich viele in ihrem Gewissen mit der Betrachtung, daß das Bekenntniß ihrer Sünden vor dem Priester ausreicht, um sie zu reinigen und zu erlösen, sie denken infolge dessen nicht daran, ihre schlimmen Neigungen zu entwurzeln, fallen wieder in die frühern Laster, und indem sie sich ihnen ergeben, schmeicheln sie sich mit der Hoffnung, daß es eine leichte Sache sei, sie vor Gott auszugleichen: man brauche eben nur in vorgeschriebener Weise dem Priester zu beichten. Andererseits, wie kann der Priester vergeben und Absolution ertheilen, wenn er selbst, wie man oft sehen kann, noch schlimmern Lastern ergeben ist? Vom Sakrament der Ehe sagen sie: Wird denn ein schlechtes Leben zwischen Mann und Frau dadurch geheiligt, daß sie getraut sind? Wenn eine Mannsperson und eine Frauensperson sagen: wir wollen zusammen leben und fangen an, einig und ehrbar zu leben, ist nicht ein solches Leben Gott wohlgefälliger als das Leben derer, die in der Kirche getraut sind, sich aber dann zanken, einander mistrauen und betrügen? Liebe und Einigkeit — das ist's, worin die Ehe besteht, aber nicht

in der Ceremonie. Gott schuf den Menschen, schuf ihn in der Gestalt von Mann und Frau und stellte ihnen das Gesetz, daß der Mann die Vereinigung mit der Frau sucht und die Frau mit dem Manne; sobald als der Mann und die Frau in gegenseitiger Neigung zusammengekommen sind, so bedeutet dies, daß sie Gott segnet, und sie sollen einander lieben, miteinander leben in Freundschaft und Einigkeit und sich nicht trennen; wenn sich aber zwischen ihnen Liebe und Einigkeit nicht einstellt, so ist es besser, sie gehen auseinander; das ist allerdings nicht gut, aber nicht das ist nicht gut, daß sie auseinandergehen, sondern das, daß sich zwischen ihnen keine Liebe eingefunden hat. Die Ehe wird bei den Molokanen ohne jede Ceremonie vollzogen; der junge Mann macht dem Mädchen ein Anerbieten, empfängt er ihre Zusage, so erbittet er dann den Segen der Aeltern; man kommt je nach Umständen im Hause der Aeltern des Bräutigams oder der Braut zusammen; Zeugen werden herbeigerufen, die Verlobten empfangen wechselseitig von den Aeltern des Bräutigams und der Braut den Segen, und die Ehe ist vollzogen. Trauungsceremonien gibt es gar keine.

Die Neigung, überall einen allegorischen Sinn zu suchen, beschränkt sich bei den Molokanen nicht auf den Kreis der Gebräuche allein. Sie geht auch auf den historischen Theil der Heiligen Schrift über. In solcher Weise ist es für die Molokanen ganz gleichgültig, ob Christus wirklich von einer Jungfrau geboren wurde, Wunder that, den Kreuzestod erlitt und von den Todten wieder auferstand, oder ob dies alles nur eine erbauliche Fiction ist; die Folge für unsere moralische Fortentwickelung ist nach ihrer Meinung ganz dieselbe, denn der Zweck der christlichen Lehre ist die menschliche Vollendung, die zu erlangen gesucht werden muß in der Liebe zu Gott und den Menschen. Das Christenthum ist in jedem Falle eine höhere göttliche Offenbarung, aber auf welchem

Wege sie im Menschen zur Erscheinung gekommen ist, ist ganz gleichgültig; war Christus wirklich auf der Erde, oder wurde, nach göttlichem Rathschluß, das Buch der Evangelien nur zur Erbauung geschrieben: in diesem sowol wie in jenem Falle kann es der Mensch zu seiner Erlösung mit Nutzen anwenden; folglich wenn also jemand an der historischen Wirklichkeit dessen zweifelte, was im Evangelium als geschehen dargestellt wird, und alles allegorisch auffaßte, so würde er doch noch nicht gegen den Geist des Christenthums sündigen. Eigentlich verwerfen die Molokanen allerdings den historischen Theil der Heiligen Schrift nicht; sie wollen nur darlegen, daß sie das Wesen nicht in den Buchstaben, sondern in den Sinn setzen; sie geben jedoch zu, daß alles im Evangelium Geschriebene wirklich geschehen ist, aber so geschehen ist, daß allem ein höherer innerer, moralischer Sinn inneliegt. Die Heilige Schrift ist für uns die Quelle der moralischen Vollendung; letztere wird dann erreicht, wenn sich der Mensch die in der Heiligen Schrift enthaltene göttliche Lehre aneignet und mit ihr seine Handlungen während seines Lebens in Uebereinstimmung bringt, aber nicht dann, wenn er das glaubt, was als geschehen beschrieben wird. Ob es wirklich so geschehen ist, das ist nach ihrer Meinung eine historische, aber keine religiöse Frage. Es ist ganz gleichgültig, ob sich der Mensch aus einer historischen oder aus einer erdachten Erzählung belehrt. Sind doch im Evangelium selbst Gleichnisse enthalten, und sie werden nur für Gleichnisse und Erfindung ausgegeben, aber nicht für wirklich vorgekommene Ereignisse. Folglich kann Gottes Wille auch in der Form des Gleichnisses oder der Fiction uns den Weg zur Erlösung lehren, und es liegt also durchaus keine Nothwendigkeit vor, daß das in den Evangelien Erzählte genau so vorgegangen sei, wie es erzählt wird; es genügt, wenn nur darin innere Wahrheit enthalten ist, und wenn dann

alles Uebrige auch blos Gleichniß wäre so wäre damit nichts verloren. Ganz so verhält sich's auch, wenn die in den Evangelien beschriebenen Ereignisse, zwar wirklich vorgegangen, aber nicht so vorgegangen wären, wie wir es geschrieben lesen, und wenn sie der Zeitentfernung halber in etwas veränderter Gestalt auf uns gekommen wären. Die Evangelien verlieren dadurch nicht ihren geistigen Sinn. Auslegungen solcher Art haben kein Ende, und der Molokane unterwirft ihnen nach Willkür alles, sowol den Cultus als auch die Geschichte und das Dogma. Aber gerade dies bringt ihn in seinen Erklärungen auf Abwege. Die Molokanen geben der Allegorie einen zu weiten Spielraum, dehnen sie auch auf Dinge aus, die bei gesunder Beurtheilung von allegorischer Deutung ausgeschlossen bleiben müssen, und verlieren eben dadurch das Gefühl für den Unterschied zwischen dem, was man als Buchstabe für einen innern Sinn gelten lassen kann und was nicht; andererseits können sie aber auch nicht zu so fanatischen Feinden eines bestimmten Ceremonienwesens werden wie die Protestanten im Westen; die Ceremonie ist bei ihnen dasselbe, was der Buchstabe. Es drängt sich nun die Frage auf: darf man zum Ausdruck von etwas Geistigem irgendeinen Buchstaben zulassen oder nicht? Jeden Buchstaben zu verwerfen ist nicht möglich; wenn man also den Buchstaben der Heiligen Schrift gelten läßt und in ihm den innern Sinn sucht, warum sollte man nicht die Ceremonien gelten lassen, sobald sie eben nur die Buchstaben für einen anzuerkennenden Sinn sind? In solcher Weise rechtfertigen sie gewöhnlich ihre Rückkehr zur Rechtgläubigkeit, falls einmal eine solche erfolgt. Jener frühere molokanische Lehrer sprach über seine ehemaligen Glaubensgenossen so: sie urtheilen über die Taufe ganz richtig und legen ihr einen richtigen Sinn bei, aber verwerfen darf man sie deshalb doch nicht; es ist ganz richtig, daß es nicht genügt, Chris-

zu heißen, sondern der Christ muß auch von der Lehre Christi durchdrungen sein und nach seinen Geboten handeln; geht daraus nicht hervor, daß der sichtbare Gebrauch der Wassertaufe unnöthig ist? Ihr waffnet euch gegen den Buchstaben, entgegnet er ihnen, aber könnt ihr denn den Buchstaben entbehren? Ihr betet ja doch und leset die Heilige Schrift? Ist denn das nicht der Buchstabe? Der Mensch kann sich eben nicht ohne körperlichem Ausdruck behelfen; dafür ist er selbst mit einem Körper versehen, wäre er fleischlos, so wäre für ihn weder Buchstabe noch Ceremonie nöthig. — Dabei denken aber die Molokanen über die Concilien, Traditionen und die Lehren der Kirchenväter nicht so wie die Protestanten. Sie verwerfen sie nicht gänzlich, setzen nicht solche Grenzen zwischen dem Neuen Testament und der Lehre der folgenden Jahrhunderte, wie dies die Protestanten thun. Sie suchen auch in den Erscheinungen der letztern Art, ganz wie in der Heiligen Schrift, den geistigen Sinn, die innere Bedeutung. Wenn man den Molokanen Legenden vorliest, so werden sie sie nicht der Kritik unterziehen, nicht nach der Verneinung ihrer Geschichtlichkeit forschen, wie dies z. B. die Lutheraner machen; für sie ist die Historicität Nebensache und kein Gegenstand der Religion, wenn sich, nach ihrer Meinung, erweist, daß die ganze ihnen vorgelesene Legende nur Fiction ist, aber sie damit zugleich doch in ihr etwas finden, was, ihrer Meinung nach, in sich einen moralischen Sinn hat, so sagen sie, die Legende sei beachtenswerth. Sie verwerfen nicht die Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen, sondern treten nur gegen ihre förmliche Anbetung auf.

Kostomarow hat gehört, wie ein Molokane in dieser Beziehung die deutschen Protestanten scharfsinnig tadelte. „Er glaubt nicht", sagte er, „an die Wunder der Heiligen, aber an die Wunder Christi und der Apostel glaubt er. Existirt

denn nicht nach Christus und den Aposteln noch dieselbe göttliche Kraft, die jenen innewohnte? Hat nicht Christus gesagt, daß, wer an ihn glaubt, größere Wunder verrichten werde, als er selbst? Das bezieht sich auch auf seine Heiligen.“ „Und ihr glaubt daran?“ fragte man den Molokanen. „Wir glauben an alles geistig“, antwortete er.

Bei solchen Anschauungen über Glaubensdinge ist es begreiflich, daß sich die Molokanen mit den Protestanten nicht einigten und nicht einigen konnten. Es kam vor, daß die offen zu Tage tretende Aehnlichkeit den oder jenen Molokanen veranlaßte, sich zu lutherischen Geistlichen zu begeben, die in den Wolgacolonien lebten, aber die Geistlichen meinten nach näherer Prüfung, daß zwischen ihrer Sekte und dem westlichen Protestantismus wenig Gemeinsames sei. Das westliche Protestantenthum sei die Frucht der Aufklärung, das Molokanenthum aber die Frucht eines unwissenden Klügelns. So sagten die deutschen Pastoren. Sie hat das irregeführt, daß die Molokanen in manchen Beziehungen weiter gegangen waren als die Protestanten, in andern Dingen stehen jene wieder näher und gemäßigter zur alten kirchlichen Autorität. Ein Molokane begab sich einstmal zu den Herrnhutern, fing an, dem dortigen Pastor seine Lehre auseinanderzusetzen, und fragte: „Ist sie nicht der herrnhuter ähnlich?“ „Du bist ein Bauer“, antwortete ihm der Pastor, „es ist nicht deine Sache, über den Glauben zu urtheilen; in dem Glauben, in dem du geboren bist, bleibe du auch; wie dir der Zar zu glauben befiehlt, so glaube auch.“ Die allegorische Erklärung der ganzen Heiligen Schrift aufrecht erhaltend, fingen einmal einige Molokanen an, über das Sakrament des Abendmahls zu philosophiren. So sehr sie sich auch bemühten, dem Leibe und Blute Christi eine allegorische Bedeutung zu geben, die Erzählung von der Abendmahlsfeier Christi, begleitet von den directen einfachen

Worten des Erlösers, standen ihnen als nicht zu beseitigender Einwand gegenüber. Es entstand im Molokanenthum selbst eine Sekte, die eine sichtbare Erinnerung an Christi Abendmahlsfeier an dem Tage zuließ, der dem Tode des Erlösers geheiligt ist. Man kam in einem Hause zusammen; einer von den Molokanen brachte in der Brusttasche Rothwein und Brot mit, man stellte die Flasche auf den Tisch und schnitt Brot darauf, las das Evangelium, dann aß man das Brot und trank den Wein, einer nach dem andern, und zum Schluß küßte man sich untereinander zum Zeichen der Liebe. Aber dieser Gebrauch, der offenbar seinen Ursprung in der Nachahmung der alten christlichen Liebesmähler hatte, ging durchaus nicht in allgemeinen Gebrauch über; im Gegentheil, die Mehrzahl der Molokanen trat heftig dagegen auf, sie nannten den Gebrauch einen Götzendienst, eine Verkehrung des echten Glaubens. Die Molokanen treten nicht gegen das Fasten auf, sondern halten die Enthaltsamkeit von Speise und Trank für eine sehr nützliche Sache zur Niederhaltung der Leidenschaften, aber sie wollen für das Fasten weder bestimmte Zeiten im Jahre, noch die Auswahl dieser oder jener Speise anerkennen. Jeder bedarf des Fastens, ja kann nicht ohne dasselbe sein; aber er soll nur dann fasten, wenn er dazu einen innern Antrieb oder ein Bedürfniß fühlt, und das Fasten soll in vollständiger Enthaltsamkeit vom Essen mehrere Tage lang oder wenigstens in so wenig Essen bestehen, daß der Mensch nicht geradezu vor Hunger stirbt. So ist es nützlich einige Tage zu verleben, aber man darf sich damit durchaus nicht brüsten — in Uebereinstimmung mit dem Gebot des Evangeliums — faste im Verborgenen, nachdem du dir das Gesicht gewaschen und dich gesalbt hast vor dem Volke. Gott ist nur ein solches Fasten wohlgefällig. Außerdem ist es nützlich und moralisch, immer Mäßigkeit zu bewahren. Die Molokanen meiden

Schweinefleisch und sagen, daß Moses mit Recht verboten hat, dieses Fleisch zu essen, gleichsam als wäre es etwas, was die Begierde erregt und nicht gesund ist. Auch vermeiden sie Zwiebel und Knoblauch und nennen sie Früchte der Weingärten Sodoms, von denen zu essen Moses im Deuteronomium verbietet. Am meisten aber meiden die Molokanen den Wein. Alles Trinken von Wein wird bei ihnen für tadelnswerth gehalten, weil der Wein den Verstand beschwert und den Menschen in einen unnatürlichen Zustand bringt. Das Rauchen des Tabacks wird zwar bei ihnen nicht verfolgt, wie bei den Altgläubigen, aber es wird auch nicht gebilligt, weil der Taback bewußtlos macht. Die Molokanen billigen keinen Luxus und keine Auswählerei im Essen, in der Kleidung, noch überhaupt in der Lebensweise. Sie haben sich in der Beziehung eine solche Meinung gebildet: Wenn wir luxuriös leben und auf uns große Reichthümer verwenden, so werden wir eben damit dazu beitragen, daß sich unter unsern Nächsten die Armuth verbreitet. Alles Ueberflüssige, was wir uns selbst erlauben, nimmt unsern andern Brüdern das Nothwendige. Die Prunksucht macht uns gefühllos gegen die Nöthe anderer. Wer ohne schmackhafte und theuere Speisen, seltene Weine, reiche Kleidung und Schmuckgegenstände nicht sein kann, wer viel braucht, der wird natürlich nicht dem Nächsten in der Noth helfen, und sich damit entschuldigen, daß er dazu nicht hinreichende Mittel habe; in Wirklichkeit ist es aber anders. Würde er sich luxuriöser Gewohnheiten enthalten und nicht das für nöthig halten, was für ihn entbehrlich ist, so würde er sehen, daß er genug Mittel hat, um seine Nächsten von den äußersten Entbehrungen zu befreien. Solange als die Menschen einfach lebten, sich mit wenig begnügten, nicht nach der Mode jagten, nicht sagten, daß sie ohne dies und jenes nicht sein könnten, so lange gab es auch keine Armuth.

Es ist hübsch, sagen sie, reich zu sein, aber der Reichthum soll zum gemeinsamen Nutzen unserer Brüder dienen und nicht zur Laune des Reichen; der Reiche soll darein sein größtes Vergnügen und Wohlergehen setzen, daß er mehr als andere seiner Gemeinde nützlich sein kann, deshalb aber ist es nöthig, daß der Reiche ein einfaches Leben führt und nicht auf den Luxus passionirt ist. Die Molokanen tadeln das Kartenspiel und überhaupt jedes Spiel, dessen Zweck Gewinn ist. Sie sagen: es wird die Zeit zwecklos verschwendet, der Mensch gewöhnt sich an Habsucht, es entsteht Streit unter den Leuten, jeder ist nur bestrebt, dem andern etwas zu seinem Nutzen zu entreißen. Es gibt nichts Schädlicheres als das Spiel; Trunkenheit, Spiel ist der Weg zu allen Lastern und allem was einem evangelischen Leben zuwider ist, und deshalb müsse man beides in gleicher Weise meiden. Selbst die Unterhaltungen der Jugend, Gesang, Tanz, Reigenführen, wenn sie auch nicht verboten sind, werden doch von eifrigen Molokanen gemieden und für leere Zeitverschwendung gehalten, man könne ohne dieselben viel besser die Zeit auf fruchtbringende und seligmachende Beschäftigungen verwenden. So kann man am Sonntag die molokanische Jugend Psalmen statt Lieder singen hören. Die Arbeit ist nach ihrer Meinung für den Menschen nothwendig, wie Brot und Luft; sie gibt nicht nur die Mittel zum Leben, sondern schützt auch vor Ausschweifung und Lastern, deshalb sehen die Molokanen auf die Arbeit, wie auf eine religiöse Pflicht.

Die allegorische Anschauung in Glaubenssachen geht bei den Molokanen auch auf die bürgerlichen Verhältnisse über. So haben sie sich eine besondere Anschauung über die Obrigkeit und die Gesetze gebildet. Wie in der Religion nicht das Ceremoniell, nicht die Form das Wesen bildet, sondern der innere geistige Gehalt, so sucht der gei=

stige Christ (d. i. der Molokane) auch in jedem bürgerlichen Mechanismus, in der Centralgewalt, in der Gesetzgebung, der Verwaltung dieselbe innere geistige Bedeutung und verfällt in einen Gegensatz zur Formalität. Es heißt bei ihm nicht Christ sein, wenn man nur die äußern Gebräuche beachtet, es heißt nicht ein guter Bürger sein, wenn man nur die gesetzliche Form beachtet. Der bei der ganzen Sekte beliebte Ausspruch: „der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig", wird bei ihr auch auf den bürgerlichen Organismus angewendet. Nicht der ist ein guter Bürger, der nicht stiehlt deshalb, weil er sich vor der gegen den Diebstahl bestimmten Strafe fürchtet, sondern der, in dem die Nächstenliebe so stark ist, daß er fremdes Eigenthum nicht an sich bringen würde, selbst wenn dies das Gesetz vorschriebe. Es ist ein höheres, einiges, wahres Gesetz, dem man gehorchen muß, ein Gesetz von Gott aufgeschrieben auf die leibliche Gesetztafel unsers Herzens. Dieses Gesetz erkennt man und eignet sich an durch beständige Betrachtung und durch standhafte Erfüllung von Liebeswerken, die durch die göttliche Offenbarung geboten sind. Eben dieses innere Gesetz soll man als Richtschnur nehmen, nicht den Buchstaben. Das Buchstabengesetz erreicht seinen Zweck nicht. Sprechen nicht selbst die Gerichte gemäß dem menschlichen Hang zu Irrthümern den Schuldigen frei, verurtheilen sie nicht den Unschuldigen, verhängen sie nicht Strafen über das Maß? Und entscheiden die Richter nicht oft leidenschaftlich oder lassen sich durch Geld bestechen? Ja selbst die rechtlichsten, die uneigennützigsten, die unbestechlichsten Richter sind oft nicht im Stande über den Schuldigen ein vollständig gerechtes Urtheil zu fällen, denn die That allein ist hierzu nicht ausreichend, man muß auch das Motiv in Erwägung ziehen, und unsere Motive kennt vollständig nur Gott; nicht nur Fremde, nein wir selbst sind oft nicht im Stande, sie zu

würdigen. Das menschliche Gesetz selbst ist der zeitlichen Veränderung unterworfen; was zu einer Zeit und unter einer Regierung für ein Verbrechen gehalten wird, das wird zu einer andern Zeit und unter einer andern Regierung für eine Tugend gehalten. „Oft schreibt bei uns“, sagen die Molokanen, „das Gesetz etwas vor, was der Tugend widerspricht, und verbietet, was die Nächstenliebe verlangt, und hindert uns in vielen Fällen, unsern Nächsten wohlzuthun.“ Mit einer solchen Ansicht gerathen die Molokanen natürlich in Widerspruch mit den Forderungen der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und den allgemeinen Bedingungen der Ordnung. Dadurch, daß sie den innern Sinn unter dem Buchstaben des Gesetzes suchen, daß sie die wirkliche Tugend den zufälligen Regeln vorziehen, kommen die Molokanen zu einer Verachtung des positiven Gesetzes, die Obrigkeit als die Quelle des Gesetzes und die Nöthigung zu seiner Erfüllung wird im Geiste der Molokanen Zweifeln und Auslegungen unterworfen. Oft sagt man, daß die Molokanen die Obrigkeit ganz verwerfen; das hat sich zu einer allgemeinen Meinung über sie ausgebildet. Die Molokanen sprechen über die Sache so: Wir verwerfen die Obrigkeit nicht, wir meinen, daß man ihr gehorchen müsse, gemäß dem Ausspruche der Heiligen Schrift, der durch den Mund des Apostels Paulus befiehlt, man solle der Obrigkeit gehorchen, die die Gewalt habe. Wie könnten wir zu einem solchen uns vorgeworfenen Unverstand kommen, wenn vor unserm Auge das directe, unzweifelhafte Gebot des Apostels steht? Man muß, sagen sie, die Obrigkeit anerkennen, wie sie auch beschaffen wäre, sobald sie besteht; aber wir glauben, daß man weder alles, was von der Obrigkeit ausgeht, für vorzüglich zu halten braucht noch darf, wenn uns unser eigenes Urtheil nicht von seiner Vorzüglichkeit überzeugt. In gleicher Weise darf und braucht man nicht das von der Re=

gierung Befohlene zu erfüllen, wenn das, was die Obrigkeit verlangt, den moralischen Forderungen des Gewissens und des Rechtes entgegensteht. So weisen sie auf das Beispiel der ersten Christen hin, die die römischen Kaiser nöthigten, Götzen anzubeten. Die Kaiser waren ausgestattet mit gesetzlicher Gewalt, allein die Christen erfüllten ihre Befehle nicht, wenn diese Befehle gegen ihre Ueberzeugung waren. Ganz ebenso machten es auch die drei Männer im feurigen Ofen; sie gehorchten nicht dem Befehle des Kaisers, der ihrem eigenen Gesetze widersprach. Christus befiehlt dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber gleichzeitig mit der Bestimmung, daß auch Gott gegeben werde, was Gottes ist; daraus geht klar hervor, daß, wenn selbst der Kaiser etwas verlangt, was das eigene Gesetz und Gewissen, das nach der Lehre der Heiligen Schrift das wirkliche göttliche Gesetz ist, geschrieben auf die fleischlichen Tafeln unsers Herzens, verbieten, man nicht des Kaisers wegen den Willen Gottes brechen darf, sonst würde dies eine von Gott getadelte Menschenverehrung sein.

Die Nothwendigkeit der Obrigkeit anerkennend, halten die Molokanen den Aufstand gegen jede Obrigkeit, auch die ungerechte, für ein Unrecht und verkündigen ein stilles Ertragen und hartnäckige Ausdauer. Der Aufstand und das offene Widersetzen habe Uebel für unsere Nächsten zur Folge und man müsse alles meiden, was das Uebel herbeiführen könne. Man müsse sich, sagen sie, der monarchischen Obrigkeit unterwerfen. Aber sie achten nicht alle sichtbaren Zeichen ihrer Heiligkeit, erkennen durchaus nicht den Monarchen als den Gesalbten Gottes an, ja gegen die monarchische Einrichtung selbst weisen sie auf die Geschichte Saul's hin. Gott selbst habe durch den Mund Samuel's die Israeliten von der Erwählung eines Königs abgewendet und der Prophet habe das Volk auf die Bedrängungen und Ungerechtigkeiten

hingewiesen, die es unter der Regierung eines Königs zu erleiden haben werde. Aber nichtsdestoweniger, müsse man die kaiserliche Macht anerkennen, wenn sie schon vom Volke anerkannt sei; sich ihr zu widersetzen außer in Glaubenssachen widerspräche dem göttlichen Gesetz und der Pflicht des Gewissens. Man müsse dulden. Christus habe nicht befohlen, sich zu widersetzen.

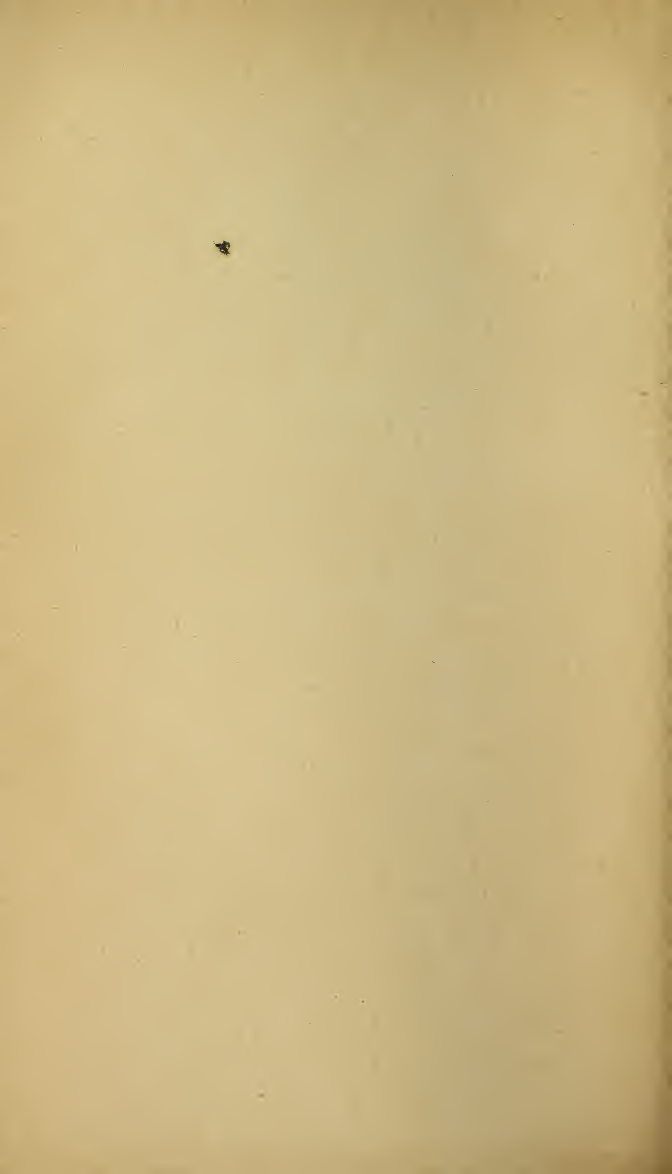
Die Molokanen verwerfen alle Standesunterschiede; nach ihrer Lehre sind alle Menschen untereinander gleich; alle Zeichen der Verschiedenheit, Titel, Rang sind ihrer Meinung nach Eitelkeit und der evangelischen Lehre zuwider. Der Krieg ist eine Gott am meisten widerwärtige Sache: Militär darf keins sein, und deshalb darf man den, der vom Militär desertirt, nicht verfolgen, er handelt gut, indem er die Sünde flieht. Dabei stützen sie sich auf eine falsch verstandene Stelle aus den Sprüchen Salomonis: „Wo man aber Krieger sammelt, da gehe nicht hin, sondern weiche aus und werde untreu." (Sprüche Salomonis, Kap. 4.*]) Die Stelle bezieht sich dem Zusammenhang nach nur auf die Gottlosen. (Komm nicht auf der Gottlosen Pfad und tritt nicht auf den Weg der Bösen.) Aber die Sektirer wenden dies ganz aus Unwissenheit auf alles Militär im allgemeinen an. Deserteure verbergen ist nach molokanischen Begriffen ein gutes Werk. Ja nicht blos der Deserteur, sondern jeder, der vor der Verfolgung der gesetzlichen Gewalt flieht, findet bei den Molokanen Aufnahme. Wir wissen nicht, sagen sie, ob die Flüchtlinge schuldig oder unschuldig sind; das Gesetz ist oft ungerecht, und die Richter irren sich in ihren Urtheilssprüchen, und die Obrigkeiten sind der Eitelkeit ergeben, verlangen oft Dinge, die dem Gesetz Gottes

*) Das Citat ist nach Kostomarow; in der Luther'schen Uebersetzung war der Spruch an der angegebenen Stelle nicht zu finden.

widersprechen; aus dem Grunde kann der Verfolgte unschuldig und gerecht sein; wir sind keine Richter, zu untersuchen ist nicht unsere Sache; wer bei uns Rettung sucht, dem helfen wir auch, nach dem Worte der Heiligen Schrift: Jung und Alt berge in deinen Wänden. Ja selbst wenn er wirklich schuldig, wenn er ein Verbrecher wäre, könnte er nicht, indem er vor der Strafe flieht, Buße thun, und gleicht die Buße nicht das Vergehen aus? Der Herr selbst verzeiht den Bußfertigen, und wir sollten hartherzig sein und sie verfolgen? Aus diesem Grunde ist die Beherbergung verdächtiger Leute das gewöhnliche Vergehen in der molokanischen Gesellschaft. Es ist noch ein anderes Verbrechen, das man unter den Molokanen für verbreitet hält; das ist die Falschmünzerei. Aus einigen Criminalprocessen ist zu ersehen, daß Leute aus dieser Sekte eines solchen Verbrechens beschuldigt wurden. Das Dorf Tjagloje=Ozero im Gouvernement Samara, das ziemlich stark von Molokanen bewohnt ist, war einstmals ein Herd der Falschmünzerei. Kostomarow konnte jedoch auf alle Anfragen, die er in der Angelegenheit an die mit ihm bekannten Molokanen richtete, nichts erfahren, was darauf hätte schließen lassen, daß in der Lehre der Molokanen etwas vorhanden wäre, was ein solches Verbrechen billigte. Sie versicherten, daß, wenn ihre Glaubensgenossen solche Taugenichtse gewesen wären, die sich auf eine schlechte Sache eingelassen hätten, dies durchaus nicht infolge ihrer Religion geschehen sei; zum Beweise dafür weisen sie auf den Umstand hin, daß sich in Processen solcher Art, unter anderm auch in dem verwickelten Processe von Tjagloje=Ozero, nicht die Molokanen allein als Verbrecher erwiesen hätten, sondern auch Rechtgläubige, ebenso wie Anhänger der Altgläubigkeit und verschiedener andern Sekten.

Ueber den Ursprung ihrer Sekte erzählen die Molokanen Folgendes: Unser Glaube hat in Rußland seinen Ursprung

von Matthäus Semenowitsch; er lebte schon vor langer Zeit, ungefähr vor 300 Jahren, unter Iwan dem Schrecklichen, und erlitt den Märtyrentod; man verbrannte ihn lebendig. Der vielen Verfolgungen halber nahm hierauf unser Glaube ab und wurde schwächer, aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde er wieder befestigt und erneuert von Semen Uklein. Uebrigens, fügen sie hinzu, haben alle wahren Verehrer Gottes, seit das Christenthum auf der Erde besteht, so geglaubt wie wir und werden so glauben bis ans Ende der Welt. Der erwähnte Matthäus Semenowitsch kann nach der Meinung Kostomarow's niemand anders sein als Baschkin, der 1555 in Moskau wegen Ketzerei verurtheilt wurde.



Der Musenhof der Königin Christine von Schweden zu Rom.

Von

Adolf Stern.



Die Kunst- und Culturgeschichte aller modernen Völker ist reich an Wechselwirkungen der eigenthümlichsten und oft der verborgensten Art, reich an wundersamen Episoden, welche jener Historiker geradezu zu spotten scheinen, die alles individuelle Leben, ohne Ausnahme, aus dem einzelnen Volksthum, aus den realen Verhältnissen eines Landes, ja zuletzt einer Stadt, wie den Ast aus dem Baum, den Zweig aus dem Ast, erwachsen lassen. Es gab und gibt Existenzen und Lebensläufe, bei denen die Gesetze der natürlichen Entwickelung gleichsam aufgehoben scheinen, historische Seltsamkeiten, die nur aus einem Zusammentreffen fremder, ja feindlicher Elemente, einer Verschmelzung ursprünglicher Gegensätze entstehen konnten und die dann allerdings die vollste Freiheit, ja beinahe die Willkür begabter Individuen vorspiegeln.

Wer in den Wochen nach der Schlacht von Lützen, als die Klagen um den ritterlichen Vorkämpfer und Schirmherrn des Evangeliums, den Schwedenkönig Gustav Adolf, hohen Tones durch das gesammte protestantische Europa erschollen, die Prophezeiung ausgesprochen hätte, daß die einzige Tochter des nordischen Helden, die Erbin seiner ruhmumschimmerten Krone, für welche die schwedischen Heere sich auf dem deutschen Boden behaupteten, den „ihr König fallend sich erobert“ — das letzte Ziel ihres vielbewegten Daseins darin finden werde: in der Hauptstadt der katho-

lischen Christenheit eine Akademie der italienischen Sprache und Poesie zu errichten und zu leiten, eine Akademie, die in jedem Jahre ihre feierlichste Sitzung am Tage der Thronbesteigung des jeweils regierenden Papstes hielt — der wäre auch in jenen wundergläubigen Tagen als ein wahnsinniger Prophet erachtet worden! So naiv und so hoch die Menschen des 17. Jahrhunderts von der Freiheit des Einzelnen und von den wundersamen Wegen Gottes dachten, sie würden dennoch eine Entwickelung wie die der Tochter Gustav Adolf's, ehe sie eintrat, für unmöglich erklärt haben. Und umgekehrt — wer um das Jahr 1650, als Giambattista Marini der gefeiertste Dichter Italiens war und die Hunderte von Poeten und Tausende von Dilettanten, welche die Halbinsel erfüllten, sich zu seiner manieristischen Unnatur und schwülstigen Eleganz erfolgreich emporzubilden suchten, als nur einzelne bevorzugte Naturen, wie Salvator Rosa, der Fratze, die sich für poetische Schönheit gab, einen scharfen Spiegel entgegenhielten, wer da ausgesprochen hätte, daß der damals einzig mögliche Aufschwung italienischer Literatur, der Gewinn neuer, wennschon dürftiger Ideale, unter den Auspicien einer Barbarenkönigin aus dem Norden vor sich gehen müsse, er wäre verlacht worden in allen Tonarten des reichen italienischen Lachens! Die Tochter Gustav Adolf's — und das päpstliche Rom, — die Königin von Schweden — und der italienische Parnaß, — das protestantische Fürstenkind aus skandinavischem und deutschem Blut — und die Monsignori, Cavalieri und Abbati, welche in den italienischen Akademien Sonette und Oden drechselten — was gab es, das sich ferner stand, das sich ewig fremder und gleichgültiger bleiben mußte?

Nun alle diese Gegensätze gleichwol in der innigsten Verbindung erscheinen und eine interessante Episode der neuern italienischen Literaturentwickelung für immer mit

dem Namen Christine's von Schweden verknüpft ist, gilt es auch hier die natürlichen Ursachen so wundersamer Resultate zu ergründen. Daß die Wurzeln dieser historischen Erscheinung tiefer liegen und sich feiner verschränken, als es dem platten Sinne behagen will, der alle geschichtliche Nothwendigkeit auf eine Alltäglichkeit zurückführen möchte, läßt sich nicht verkennen. Und immer werden wir uns bescheiden müssen, daß, so klar auch die Thatsachen gestellt, so innig sie mit den Eigenthümlichkeiten der Menschennaturen, um die es sich hier handelt, verknüpft erscheinen — dennoch ein Räthsel, ein unerklärtes Etwas übrigbleibt. Mitten durch das Interesse, welches uns der römische Musenhof der schwedischen Königin einflößt, klingt der Zweifel hindurch, ob der reichbegabten Frau, die solchergestalt ihren Namen für immer mit dem Geistesleben Italiens verknüpft hat, nicht eine andere viel größere, viel fruchtreichere Entwickelung möglich gewesen wäre. So müßig allem wirklich Geschehenen gegenüber solche Fragen sind, sie tauchen überall da auf, wo wir über den Ursprung, die Anfänge eines eigenartigen und gleichsam unnatürlichen Geschickes im Dunkeln sind. Für die flüchtigste Betrachtung ist es klar genug, daß die römische Wirksamkeit der Königin von Schweden mit ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche im engsten Zusammenhang steht, aber fraglich dünkt schon vielen, was hier Ursache, was Wirkung geheißen werden soll?

Denn jene denkwürdigen Vorgänge, welche die großen Ereignisse der ersten stillen Jahre nach dem Westfälischen Frieden bildeten und die damalige Welt in athemlose Spannung versetzten: die Thronentsagung der Tochter Gustav Adolf's und ihr unmittelbar darauf folgender Glaubenswechsel (1654 und 1655) sind uns wol in ihrem Verlauf bis ins einzelnste geschildert, sie sind von den Betheiligten selbst und der nachfolgenden Geschichtschreibung mannichfach

motivirt worden. Aber die besten und einsichtigsten Erklärungen der Schritte, durch welche Königin Christine von Schweden über ihr Leben entschied, können doch nur unzulängliche Andeutungen über den Ursprung und das Anwachsen jener Stimmungen geben, in welchen die Abdankung und der Glaubenswechsel der jungen Königin reifte. Wir sehen die nächsten Gründe, aus denen — wie die bedeutende und räthselvolle Frau gegen die Mitte des Jahrhunderts schon geartet war! — Christine's weltkundige Handlungen hervorwuchsen. Sie selbst und Männer aus ihren Umgebungen haben uns einiges über die Empfindungen mitgetheilt, welche dem Entschluß zur Niederlegung ihrer schwedischen Krone unmittelbar voraufgingen. Ihre italienischen Bekehrer haben sich ausführlich über das große Werk des Glaubens verbreitet, das göttliche Gnade und die vielbewährte Suada demüthiger Glieder der Gesellschaft Jesu zu Stande gebracht. Wir überschauen dann klar und sicher den weitern Lebensweg der Königin, der ihr zuletzt die Ewige Stadt als die einzig mögliche Zuflucht und das Leben in Wissenschaft und Kunst des neuen Heimatlandes als einzig noch übriges Ziel ihres Ehrgeizes anwies. Und doch — mit alledem stehen wir nach wie vor einem nur halbgelösten Räthsel gegenüber. Die erste und letzte Frage bleibt: welche tiefere und alles überwältigenden Jugendeindrücke wirkten in Christine's Seele nach, um sie der Welt, in der sie geboren, erzogen, zu hoher Stellung und Wirkung berufen war, innerlich völlig zu entfremden? Welche äußerlich vielleicht unscheinbaren Erlebnisse wurden so entscheidend für sie, um sie überhaupt für die Belehrungen und Inspirationen der Patres Macedo und Casati empfänglich zu machen? Neigungen und Anwandlungen, wie sie die Königin Christine empfunden, tauchen in jeder begabten Menschennatur auf. Was mußte demnach vorangegangen sein, diese

Neigungen gegen den ganzen ungeheuern Einfluß einer großen und festgegliederten Umgebung, einer von Jugend auf geübten Herrschgewalt, wider jede Tradition und jede Gewöhnung ihrer Stellung siegreich zu machen? Kein Historiker hat eine Antwort hierauf! Jene Jugenderlebnisse und frühesten Gedanken, die so oft Gehalt und Gestalt eines ganzen spätern Lebens bestimmen helfen, entziehen sich in den meisten Fällen der actenmäßig beglaubigten Beobachtung. Ein Dichter würde es leicht haben, die Keime, aus denen die eigenartige Psyche der Königin Christine erwuchs, in bestimmten Situationen deutlich und anschaulich zu machen. Die Geschichte kann — selbst wo sie schließlich die innere Wahrheit der poetischen Erfindung zugeben müßte — diese Erfindung dennoch nicht brauchen. Und wir wissen von dem Leben der jungen Schwedenfürstin, wie es sich in der Zeit zwischen ihrer Geburt und dem Heldentode ihres Vaters, zwischen ihrer nominellen Thronbesteigung und ihrer weiblichen Reife gestaltet hat, offenbar das Wesentlichste, Ausschlaggebende und Entscheidende nicht!

Klar und prägnant, in jedem einzelnen Zuge fesselnd, hat der Meister deutscher Geschichtsdarstellung, Leopold von Ranke, das Bild Christine's gezeichnet, wie es sich unmittelbar vor ihrer Thronentsagung (1653) darstellt.[1]) Christine's Erscheinung hat ihm „etwas Gespanntes, Angestrengtes, es fehlt ihrem Zustand das Gleichgewicht der Gesundheit, die Ruhe eines natürlichen und in sich befriedigten Daseins. Es ist nicht Neigung zu den Geschäften, daß sie sich so eifrig hineinwirft: Ehrgeiz und fürstliches Selbstgefühl treiben sie dazu an, Vergnügen findet sie daran nicht. Auch liebt sie ihr Vaterland nicht, weder seine Vergnügungen noch seine Gewohnheiten; weder seine geistliche noch seine weltliche Verfassung, auch nicht seine Vergangenheit, von der sie keine Ahnung hat; die Staatsceremonien, die langen

Reden, die sie anzuhören verpflichtet ist, jede Function, bei der sie persönlich in Anspruch genommen wird, sind ihr geradezu verhaßt: der Kreis von Bildung und Gelehrsamkeit, in dem sich ihre Landsleute halten, scheint ihr verächtlich. Hätte sie diesen Thron nicht von Kindheit an besessen, so würde er ihr vielleicht als ein Ziel ihrer Wünsche erschienen sein, aber da sie Königin war, so weit sie zurückdenken kann, so haben die begehrenden Kräfte des Gemüths, welche die Zukunft eines Menschen ihm vorbereiten, eine von ihrem Lande abgewendete Richtung genommen. Phantasie und Liebe zu dem Ungewöhnlichen fangen an ihr Leben zu beherrschen".

In dem Ausdruck „die begehrenden Kräfte des Gemüths" betont Ranke eben das, was oben angedeutet ward. Christine's offenbar ungleichmäßige Erziehung, den Beginn des Widerwillens, den sie früh gegen gewisse nordische Zustände und Sitten in sich gesogen haben muß, das Erwachen einer traumhaften Vorstellung von den Herrlichkeiten des Südens, die wahrscheinlich ausschlaggebend für ihr späteres Leben wirkte, können wir nur in einzelnen Momenten verfolgen. Die ganz individuellen Züge ihrer Jugendentwickelung bleiben uns verhüllt und es ist gefährlich, die allgemeinen Erscheinungen, mit denen sie sich allerdings verknüpfen, schlichthin als entscheidend hinzustellen. Nur um daran zu erinnern, daß auch dies wunderbare, in seiner Weise einzige Menschenschicksal nicht völlig losgelöst von den Bewegungen und den geheimwirkenden Kräften seiner Zeit ist, soll hier an einige solcher historisch verbrieften Allgemeinheiten erinnert werden.

Königin Christine war die Tochter Gustav Adolf's. Wie leidenschaftlich sich die neuere katholische Kritik bemüht haben mag, den kalten, ehrgeizigen, selbstbewußten Eroberer und Politiker, welcher der Schwedenkönig ja thatsächlich war,

aus der beinahe mythischen Umhüllung des protestantischen Glaubenshelden gleichsam nackt herauszuschälen, so bleibt es dennoch unbestreitbar, daß in König Gustav Adolf die ganze Kraft der jungen protestantischen Ueberzeugung, das Vertrauen auf die unmittelbare göttliche Hülfe, der Stolz auf die gereinigte Glaubenslehre, sich, wie bei so vielen evangelischen Fürsten und Kriegern der Zeit, mit den weltlichen Antrieben des um sein Land und Volk bemühten Regenten, des selbstherrlichen Fürsten, des glücklichen Feldherrn, geheimnißvoll und unlöslich verbanden. Kein Wunder, wenn in der Phantasie der protestantischen Volksmassen und jener Kreise, in denen (wie bei den englischen Puritanern) noch die Vorstellung vom unbedingten Siege des gereinigten Glaubens lebte, Königin Christine als die erhabene Patronin des streitenden Protestantismus erschien, um so mehr erschien, als ja Schweden im Westfälischen Frieden eine Großmachtstellung zutheil geworden war. Die dumpf hinlebenden Massen wußten weder noch ahnten sie, daß der Sieger von Breitenfeld und Lützen die letzte Gestalt seiner Art gewesen war, daß der Protestantismus, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, aus den Greueln des großen deutschen Krieges verkümmert oder im tiefsten erschüttert hervorging. Verkümmerung gegenüber dem gläubigen Schwung und der elastischen Kraft des Reformationsjahrhunderts war ebensowol die öde, todte, geistlose, von der Tradition allein zehrende Orthodoxie nach wittenberger oder genfer Muster, die sich herrschsüchtig, breit und alles Leben erstarrend über die Gebiete hinlagerte, welche deutsche und schwedische Waffen den neuen Kirchen behauptet hatten, als der weltscheue Separatismus, der hier und dort eben dieser Orthodoxie einen Streif Landes und ein paar hundert Menschenseelen abgewann. Tiefe Erschütterung aber hatte, angesichts des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen, die feiner ge-

arteten Naturen, die Menschen von einigermaßen überschauender Bildung ergriffen. Sie waren unsicher geworden in der Ueberzeugung, daß Leib und Seele, Blut und Wohlfahrt an jeden Satz des Glaubensbekenntnisses zu wagen sei, sie fühlten sich in der Rückerinnerung an den frevelhaften Fanatismus und Parteigeist, mit welchem der große Krieg heraufbeschworen worden war, gebeugt, sie empfanden Abneigung gegen jede Fortsetzung des alten Streites und träumten von der Möglichkeit einer Wiederaussöhnung der alten und der neuen Kirche auf gemeinsamer christlicher Grundlage. Das thorner Religionsgespräch von 1645, die Bemühungen des Kurfürsten Schönborn von Mainz und Leibniz' um eine Basis wirklicher Ausgleichung, die vom helmstedter Calixtus und seinen Schülern literarisch vertretene, von den alten Zionswächtern als „Synkretismus" gebrandmarkte Anschauung, tausend andere Vorgänge und Erscheinungen waren ebenso viel Zeugnisse, daß die weltverachtende Glaubenssicherheit der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege einer mildern, ja reuigen Stimmung über die lange genährte Verblendung gewichen war. Der Triumph rein weltlich-politischer Interessen im Frieden von Münster und Osnabrück kam der versöhnlich friedlichen Gesinnung wesentlich zu Hülfe. Die innerliche Gesinnung ward von der Rechtsnothwendigkeit, neben- und miteinander zu leben, unterstützt und selbst wo man den „Synkretismus" theoretisch verdammte, war man am Ende gezwungen, sich desselben praktisch zu befleißigen.

Die bezeichnete, in ihrem Zusammenhange und ihren einzelnen Lebensäußerungen noch nicht dargestellte Wandlung der Anschauung und Stimmung hatte früh auch die Königin Christine ergriffen und beeinflußt. Ihr Religionslehrer Johannes Matthiä, Professor am Collegium illustre zu Stockholm, Hofprediger Gustav Adolf's und nachmals

Bischof zu Strengnäs, war von jenen Gesinnungen durchdrungen, die man synkretistische Ruchlosigkeit schalt und die Matthiä späterhin, nach Christine's Abdankung nöthigten, einer schimpflichen Absetzung durch Verzichtleistung auf seinen Bischofssitz zuvorzukommen. [2]) Wie stark die Einwirkung dieses Mannes gewesen, wie weit er überhaupt in seinen Anschauungen gegangen sei, ist leider nicht nachweisbar, daß er aber den Grund zur Gleichgültigkeit, ja Abneigung seiner königlichen Schülerin gegen den lutherischen starren Zelotismus gelegt, kann nicht bezweifelt werden. Vermögen wir nicht in das Werden der Grundstimmung Christine's hineinzublicken, so tritt uns ihre Wirkung klar und deutlich genug während der spätern Königsjahre und zuerst schon während der langwierigen Friedensverhandlungen entgegen. Sie förderte den endlichen Abschluß des Friedenswerkes aus allen Kräften, sie war, wo nicht Schwedens Ehre, nicht das vitale Interesse ihrer Bundesgenossen auf dem Spiele stand, sondern wo es sich um ein Mehr oder Minder kaiserlicher Concessionen an den Protestantismus handelte, zur äußersten Nachgiebigkeit bereit. Sie legte unmittelbar nach den Verträgen von Münster und Osnabrück den entschiedensten Willen an den Tag, mit den großen katholischen Mächten in gutem Einvernehmen zu stehen, und bezeigte, bei unbezweifeltem Ehrgeiz, starke Abneigung gegen die Rolle einer unversöhnlichen Gegnerin der katholischen Fürsten und Staaten, eine Rolle, welche ihr die Traditionen ihres Reiches und die politischen Combinationen auswärtiger Mächte gleichmäßig aufdrängen wollten. [3])

Es war zunächst nur die neue, duldsame, dem dogmatischen Fanatismus abgewandte Geistesrichtung, der Christine folgte. Tausende theilten ihre versöhnliche Stimmung, ohne gleichgültig gegen ihren ererbten Glauben zu werden. Unverkennbar aber trat schon zu dieser Zeit hervor, daß neben

der unkirchlichen weltlichen Bildung der Katholicismus die Vortheile dieser veränderten Stimmung zu genießen haben werde. Die Kirche hätte eben nicht die Kirche sein müssen, um nicht alsbald zu erkennen, daß sie die veränderte Anschauung der Protestanten zum Ausgangspunkt einer Reihe von Bekehrungen nehmen könne. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Gruppe von Convertiten aufzuweisen hat, die ein so gemeinsames Gepräge zeigen, als die ästhetischen Convertiten in den Tagen unserer Romantiker, die politischen in der Umkehrperiode nach 1850.

Mit der Gleichgültigkeit der Königin Christine gegen das specifische Lutherthum traf von früh auf eine andere Empfindung zusammen, die gleichfalls allgemeinerer Natur, obschon bei ihr von besonderer individueller Stärke war. In der ungeheuern Noth und dem Elend des großen Krieges, der das blühende Deutschland nahezu zur Wüste herabgebracht, der alle nordischen Länder verarmt und verödet hatte, erschienen der Phantasie beweglicher Naturen die Gebiete jenseit der Alpen von einem doppelten Glanze umleuchtet. Scheinbar lag der tiefste Friede über ihnen; unverbrannt, unverwüstet, ungeplündert schimmerten die goldenen Städte Italiens; alle Werke und Künste des Friedens, die im Norden erstarben oder unter dem Druck der Noth sich armselig hinfristeten, wurden dort frei geübt, ein reiches Genußdasein, auch voll geistiger Anregungen, warf seine Strahlen bis nach dem Norden. Der uralte germanische Zug zu den Herrlichkeiten des Südens erhielt durch den Gegensatz besondern Schwung, eigenthümliche Spannkraft, eine geheime, selten eingestandene Sehnsucht erfüllte damals nicht blos die junge unbefriedigte Fürstin in ihren Schlössern am Mälarsee, sondern Tausende von nordischen Naturen, die dann Italien nie geschaut haben.

Ein drittes Moment brennender Unzufriedenheit mit den schwedischen Zuständen ist allbekannt und traf gleichfalls mit einer in Europa nach dem Dreißigjährigen Kriege weitverbreiteten allgemeinen Erscheinung zusammen. Das übersteigerte fürstliche Selbstgefühl, das Gottgefühl der Herrschenden, welches bald genug in Ludwig XIV. seinen glänzendsten und glücklichsten Repräsentanten finden sollte und welches aus zahlreichen Quellen floß, war in Christine von Schweden so stark lebendig als in irgendeiner der fürstlichen Naturen ihrer Tage. Wenn sie noch in spätern Jahren zu der einfachen Bemerkung Chanut's „sie vergaß selten, daß sie Königin war" die hochfahrende Bemerkung schrieb: „sie vergaß es nie!"[4]), wenn sie sich in eine so phantastische Vorstellung fürstlicher Geburtswürde und Herrschergewalt hineinlebte, daß sie die angeborene Majestät als etwas an ihrer Person Haftendes, vom königlichen Amt und der realen Macht völlig Trennbares erachtete, wenn sie wie König Lear nur die Bürde, aber nicht den Glanz und die Gnadenfülle der Krone abzuwerfen gedachte, so ward sie wol von klügern und kältern Politikern belächelt, aber sie traf im großen und ganzen doch den Sinn und die Ueberzeugung ihrer Zeitgenossen — nur gerade nicht die ihrer Unterthanen.

Ein Theil der widerspruchsvollen Launen, die bei Christine früh hervortraten und ihre Umgebungen in Unruhe und Misbehagen setzten, mochten zumeist auf den Widerspruch ihres Geschlechts und ihrer Wünsche zurückgeführt werden können. Gefiel sich die schwedische Königin darin, im Kreise ihrer Räthe, auf wilden Ritten und Jagden, bei Ceremonien und Festen, völlig wie ein Mann aufzutreten, ihre Verachtung aller weichlichen Empfindungen und kleinen Eitelkeiten an den Tag zu legen, imponirte sie durch die energische Natur ihrer Kenntnisse und ihres Gesprächs selbst hervorragenden Männern, so war nichtsdestoweniger

die Anlage ihres Geistes eine weibliche. Ihre Empfänglichkeit und sichere Feinfühligkeit, ihr Bedürfniß, selbst ernste und wichtige Angelegenheiten in der Form einer Intrigue zu leiten oder zu treiben — ihre unüberwindliche Neigung die Personen in erste, die Dinge in zweite Linie zu stellen, verleugneten ihr Geschlecht nicht. Stolz auf die Kälte ihres Blutes und von früh auf entschlossen keinem Manne Herrschaft und Gewalt über sich einzuräumen, versagte sich die Königin die gewöhnlichen Künste der Koketterie, um die feinern desto unbeschränkter zu üben.

Indem man sich jedoch alle diese Momente aus Christine's Jugendleben und Charakterentwickelung vergegenwärtigt, alle Einwirkungen der Zeit und der allgemeinen Zustände noch so hoch veranschlagt, kommt die ungeheuere Lücke zwischen diesen Anfängen und den nachmaligen Resultaten nur empfindlicher zum Bewußtsein. Die Beweise ähneln einigermaßen den in der vergleichenden Sprachforschung beliebten. So einleuchtend und zutreffend es klingt, daß alle ersten Worte aus Schallnachahmungen hervorwachsen, so gibt es von diesen Schallnachahmungen bis zur Existenz von bestimmten Lauten für alle Erscheinungen und Thätigkeiten eine dunkle Kluft und gilt es einen gewaltigen Sprung. So liegen auch zwischen jenen unbestreitbaren allgemeinen Eindrücken, die wir in der Natur und der Entwickelung der Königin Christine deutlich erkennen, und zwischen den endlichen Schicksalen und Lebensresultaten dieser Fürstin noch große und völlig im Dunkel bleibende Partien ihrer Geschichte.

Dies um so mehr, als ja ein starker Widerhalt gegen die früh erweckte Gleichgültigkeit der jungen Königin gegenüber dem Leben des Nordens, in der tiefgehenden und fast leidenschaftlichen Theilnahme vorhanden war, die sie für jene Wissenschaft, jene geistigen Bestrebungen an den Tag

legte, durch welche eben damals der Norden Europas sein wissenschaftliches Uebergewicht über den Süden zu erreichen begann. Die Leistungen des Hugo Grotius wie Pufendorf's, die beide in schwedischen Diensten standen, wurden von ihr voll gewürdigt; die Philologen Isaak Vossius und Nikolaus Heinsius vermittelten ihre leidenschaftliche Beschäftigung mit der römischen Literatur; Salmasius und René Descartes, der Begründer der neuern Philosophie, waren geehrte Gäste ihres Hofes und Hauses. Die Gelehrten Deutschlands, Hollands, Englands wetteiferten der Königin ihre Huldigungen zu bringen, und es hätte damals wenigstens ebenso möglich erscheinen müssen, daß die Königin eine Anhängerin der nordischen über alle kirchlichen Formen hinausstrebenden Geistesrichtung werde, als daß sie sich der alleinseligmachenden Kirche unterordnete.

Dem scharfen Geiste, der stolzen Wahrheitsliebe Christine's konnte es ferner unmöglich entgehen, daß in der classischen Literatur Italiens, welche sie so hoch hielt und hoch pries, gar vieles des Besten im völligen Gegensatz zur oder in entschiedener Abwendung von der kirchlichen Autorität entstanden war. Allerdings hatten sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts die tiefen Wunden geschlossen, welche dem Geistesleben Italiens durch die Gegenreformation und den neuerweckten kirchlichen Fanatismus beim Ausgang des 16. Jahrhunderts geschlagen worden waren. Es lebten wenige Menschen mehr, welche die Scheiterhaufen Giordano Bruno's und Lucilio Vanini's noch lodern gesehen hatten und sich der Verfolgnng erinnerten, die über zahlreiche Bücher verhängt worden war. Man nahm jetzt in Rom im allgemeinen die Miene an, als sei die Entwickelung der italienischen Bildung nie unterbrochen gewesen, als wäre die archäologische und philologische Gelehrsamkeit in den Jesuitencollegien nur eine Fortsetzung der Studien der

Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, als habe alle italienische Dichtung gleich dem „Befreiten Jerusalem“ des Tasso den kirchlichen Tendenzen gedient, als wären die Stimmen der Fanatiker vom Schlage Caraffa's niemals im Vatican erklungen, jener Fanatiker, die für die volle Widerherstellung der kirchlichen Allgewalt alle geistigen Schöpfungen, welche außerhalb der Klöster gediehen waren, ohne Bedenken geopfert haben würden! Man suchte um 1650 in Rom vieles vergessen zu machen und ins Dunkel zu rücken, was einst offenkundig gewesen war. Schwerer jedoch ist es zu glauben, daß Königin Christine nicht alles gesehen und unterschieden haben sollte!

Wenn demnach die Theilnahme der Königin an den geistigen Bestrebungen im Norden Europas, wenn ihre unzweifelhaft vorauszusetzende Einsicht in das eigenartige Wesen der italienischen Cultur sie ebenso wenig vom Glaubenswechsel zurückzuhalten vermochte als die Rücksicht auf ihre Krone, ihre Herrschaft, wenn der Gedanke eines ganz neuen Lebens mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf sie wirkte, so fühlen wir uns immer wieder zu dunkeln, unenthüllbaren Ursachen zurückgewiesen. Christine's Freude und Theilnahme an der italienischen Literatur würde ohne ihren Uebertritt zur katholischen Kirche fraglos in gewissen Schranken geblieben sein und hätte an sich niemals den Uebertritt herbeiführen können. Wer dabei beharrt, daß Christine von Schweden durch ihre Begeisterung für die italienische Literatur und Poesie zur Conversion getrieben worden sei, der verwechselt allerdings die Wirkung mit der Ursache. Erst infolge des Uebertritts zur römischen Kirche und der daraus resultirenden Lebensumstände ward Christine wie mit magnetischer Gewalt zum Geistesleben Italiens hingezogen und schließlich an dasselbe gefesselt.

Selten vermag man zu sagen, welche Lebenserfahrungen

und Lebenseindrücke eines Kindes bestimmend für den Charakter und die spätern Schicksale desselben geworden sind. Aber fast immer läßt sich klar erkennen, welcher Moment und welches Ereigniß den stärksten Einfluß auf die Phantasie und das Leben erwachsener gereifter Menschen gewonnen haben. Der entscheidende und maßgebende Tag (nächst demjenigen ihrer Abdankung in Schweden) für die Zukunft der Königin Christine war nicht der Weihnachtstag von 1654, der Tag ihres geheimen Uebertritts zur katholischen Kirche zu Brüssel, nicht der 3. November 1655, der Tag ihres feierlichen katholischen Glaubensbekenntnisses zu Innsbruck, sondern jener denkwürdige 21. December 1655, an dem sie unter dem Donner der Geschütze, dem Läuten der Glocken, unter Entfaltung alles kirchlichen und künstlerischen Pompes, welcher dem päpstlichen Hofe zu Gebote stand, in die Ewige Stadt eingezogen und von der Porta del Popolo bis zum Dom von Sanct-Peter vom Freudenjauchzen des enthusiasmirten römischen Volkes begleitet worden war! Unvergeßlich blieben fortan Christine die Triumphembleme, die Decorationen, die pomphaften lateinischen Inschriften, mit denen Bernini die Porta del Popolo geschmückt hatte, unvergeßlich der Eintritt in die Peterskirche, wo sie die höchsten Würdenträger des Klerus empfangen und zum Heiligen Vater an den Hochaltar geleitet hatten! Unvergeßlich die überschwengliche Ansprache Papst Alexander's VII., der verkündet hatte, daß ihre Bekehrung zur wahren Kirche im Himmel mit Festen gefeiert werden würde, wie sie die Erde weder gesehen habe noch bieten könne, und der ihrem Namen den Namen „Alessandra" hinzugefügt hatte! Als dauernde Zeugen des glänzenden Tages und der Wochen, die ihm unmittelbar gefolgt waren, existirten die goldenen Medaillen, welche Alexander VII. auf dies größte Ereigniß seines Pontificats hatte prägen lassen, blieb jene wunderbare

Festschrift des Giuseppe Francesco Mostrada, in der die Anreden verzeichnet standen, welche die Zöglinge der Propaganda fidei in 22 Sprachen an Christine gehalten hatten, blieben die zahlreichen italienischen Publicationen, in denen das Leben und die glorreiche Bekehrung der erlauchten Convertitin, der „heiligen Majestät" geschildert war; die weihrauchdampfenden Gedichte von Macedo und Alessandro Pollini (der Kleopatra aus dem Grabe beschwor, um Christine anzureden), die Sonette, Oden und Panegyriken, in denen Giuseppe Maraviglia, Nicola Pallavicini und zahllose Akademiker ihre poetisch-rhetorischen Künste entfaltet, blieben die Strophen, in denen Jost van den Vondel, der größte Dichter der Niederlande, selbst Convertit, den „Fröhlichen Einzug" („Blyde Incomst") der Königin in Rom verherrlicht hatte![5]) Kein Wunder, daß dieser Tag mit seinen Erregungen, mit der Vollbefriedigung jedes phantastischen Ehrgeizes, jeder feinern Eitelkeit, welche er Christine Alessandra brachte, leuchtend in der Erinnerung der entthronten Königin stand und ihr ferneres Geschick bestimmen half.

Unmittelbar wie sie den ersten Anlauf nahm, sich in Rom dauernd niederzulassen, und den Palast Farnese bezog, den ihr Herzog Ranuccio von Parma zur Verfügung gestellt hatte, dachte sie ihren Weltruf als geistreiche Fürstin, als Schützerin und Kennerin der Wissenschaften und der Künste in der in Italien landüblichen Weise zu bethätigen. Sie begründete sogleich eine Art „Akademie", zu deren wöchentlich stattfindenden Versammlungen sie eine Reihe der literarisch gebildetsten Männer Roms einlud. Die ersten Mitglieder waren nach Arckenholtz' Aufzeichnungen[6]): Don Pompeo Colonna, der Fürst von San-Gregorio, der Marchese Scipio Santa-Croce, der Marchese Federigo Miroli, die Grafen Luis Sentinelli, Francesco Maria Sentinelli

und Ulrico Fiumi, die Herren Carlo Rappaccioli, Ottavio Falconieri, der Marchese Francesco Ricci, der Abbate Francesco Cesis, die Herren Giovanni Lotti, Sebastiano Baldini, Giovanni Francesco Melosio, Antonio Abbati, Camillo Rubiera, Tiberio Cevoli, der Abbate Vincenzo Maculani, der Cavaliere Marc Antonio Meniconi, Don Cesare Colonna und Francesco Cinibaldi. — Die einfache Andeutung, daß man in den wöchentlichen Zusammenkünften dieser Akademie Gegenstände der „Moral" theoretisch erörterte, Gedichte vorlas und zur Abwechselung ein Concert hörte, erhellt zur Genüge, daß es sich zunächst nur um eine belletristisch-rhetorische Akademie im Stile der Zeit handelte. Die italienische Literatur war auf ihrem tiefsten Niveau, das höhere Geistesleben unter dem doppelten Druck des spanischen Despotismus und der Tridentinischen Concilsergebnisse fast erstorben, die lebendige Regsamkeit eines noch immer wißbegierigen und künstlerisch gestimmten Geschlechts auf Nichtigkeiten und kleinliche Ziele abgelenkt. Christine aber fühlte sich in diesen Zuständen vorderhand als eine Fremde, übersah zur Zeit schwerlich, wie gänzlich hohl alle diese akademische Beredsamkeit und rhetorische Poesie war, welcher sie in ihren Gemächern lauschte. Und wenn wir annehmen dürfen, daß sie mit ihrer gewohnten Entschiedenheit und Selbständigkeit sehr früh ketzerische Meinungen über den Werth der italienischen Modedichtung gewonnen hat, so war doch der Verlauf der nächsten Jahre nicht dazu angethan, in der Weise einzugreifen, welche umbildend und fördernd wirkte.

Denn wenn der Tag ihres Einzuges in Rom der entscheidende ihrer zweiten Lebenshälfte ward und sie schließlich an Italien und die Ewige Stadt fesselte, so schien es doch in den nächsten Jahren, als ob der Norden, den Christine soeben entschieden verleugnet hatte, sie mit ge-

heimem Zauber wiederum anzöge. Die königliche Abenteurerin begann von Rom aus eine Reihe von Reisen, die sie nach Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und — Schweden führten. Sie fand für sich und andere Vorwände ihrer Rückkehr in ihr verlassenes Königreich. Ihre Angelegenheiten wurden schlecht verwaltet, ihre vertragsmäßig festgestellten Einkünfte lässig gezahlt. Aber nicht das war es, was sie nordwärts trieb. Mit einer ganz natürlichen Reaction ihrer Empfindungen würdigte sie jetzt die Bedeutung der Krone, die sie von sich geworfen, besser als zuvor, und in ihrer phantastischen Sinnesweise sah sie plötzlich Möglichkeiten vor sich, dieselbe wieder zu ergreifen. Es bedurfte Jahre, um ihr klar zu machen, daß das schwedische Volk zwar fortfuhr in ihr das Andenken Gustav Adolf's zu ehren und mit wehmüthiger Theilnahme ihrer eigenen Regierung zu gedenken, — aber daß ihr Uebertritt für immer eine unübersteigliche Schranke zwischen ihr und den Schweden aufgerichtet habe. Der greise Bischof Laurelius von Westeräs gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er auf dem stürmischen Reichstage von 1660, während dessen Christine in Stockholm verweilte, ausrief: „Sie sei nicht mehr Christine, sondern Christina Alexandra!"[7]) Alle geheimen Hoffnungen, welche sie an den unerwartet schnellen Tod ihres Nachfolgers Karl Gustav, an die Minderjährigkeit Karl's XI. geknüpft haben mochte, zerschellten an der eisernen protestantischen Gesinnung ihres einstigen Volkes. Rücksichtslos gaben ihr die Stände kund, daß sie für alle Fälle dem Throne Schwedens entsagt habe, unduldsam zwang man sie ihre katholischen Hofleute nach Italien zurückzuschicken und selbst ihre Privatkapelle zu schließen; mitten im Winter von 1661 mußte sie den heimatlichen Boden verlassen, weil man den letzten französischen Priester, der ihr in Norköpping Messe gelesen, aus Schweden aus-

wies. Von 1661—66 trug sie sich ununterbrochen mit dem Gedanken ihrer Rückkehr, erschreckte den schwedischen Regentschaftsrath mit jeder Annäherung an den Norden und bereitete sich mit ihrer letzten Reise nach Schweden, die sie im Jahre 1667 unternahm, dennoch nur empfindliche Demüthigungen. Erst als man sie gezwungen hatte, auf halbem Wege nach Stockholm umzukehren, erst als bei einer Illumination, die sie im protestantischen Hamburg zu Ehren der Thronbesteigung Giulio Rospigliosi's, Papst Clemens IX., veranstaltete, betrunkene und fanatisch-protestantische Matrosenhaufen ihr Haus gestürmt hatten, erst als selbst die Verwendung der Generalstaaten und Frankreichs keine Aenderung im Verhalten des schwedischen Reichsrathes hervorrief [8]) — begann ihr aufzugehen, daß ihre Rolle im Norden für immer ausgespielt sei und daß sie den Sternen, welche sie zu den Pforten der Ewigen Stadt geführt, nun widerstandslos folgen müsse.

In den Schmerzen und Kämpfen ihrer spätesten schwedischen und deutschen Erlebnisse vollzog sich die letzte entscheidende Wendung des abenteuerlich bewegten Daseins der Königin Christine. Indem sie erkannte, daß sie da keine Heimat mehr habe, wo sie einst heimisch gewesen, indem die Sehnsucht nach Ruhe ihre Seele beschlich, tauchte auch die Erkenntniß empor, daß ihre einzige Zuflucht auf römischem Boden zu suchen sei. Wol hätte sie fortfahren können, wie zwischen 1657 und 1668 ein Wanderdasein zu führen. Aber es war unvermeidlich, daß ihr überall hier Abneigung, dort Gleichgültigkeit begegnete, in Rom und nur in Rom konnte man einen großen Tag so wenig vergessen, als sie selbst ihn vergaß. In Rom allein mußte ihr jene Verleugnung ihres väterlichen Glaubens, jene Niederlegung ihrer irdischen Kronen, die im ganzen protestantischen Europa mit Schmerz oder Groll beurtheilt wurde, über die das

gesammte katholische Europa, außerhalb Roms, offen und insgeheim die Achseln zuckte, für immer als Verdienst angerechnet werden! Unmerklich, aber unwiderstehlich lernte sie sich als Italienerin fühlen, da nur Italiener mit ihr und wie sie empfanden!

Am 22. November 1668 kehrte die Königin endgültig nach Rom zurück.[9]) Auch diesmal feierlich empfangen und vom Cardinal Franz Barbarini geleitet, hielt sie ihren zweiten Einzug und richtete sich im Palazzo Riario an der Lungara (gegenüber der Farnesina, in spätern Zeiten Palazzo Corsini) auf großem Fuße häuslich ein.[10]) Ihr fürstlicher Hofhalt, ihre verschwenderische Freigebigkeit bereiteten ihr und der päpstlichen Kammer in den folgenden zwei Jahrzehnten fortdauernd um so größere Verlegenheiten, als ihre Einkünfte aus Schweden immer unregelmäßiger und zögernder einliefen. Niemals aber scheinen diese materiellen Bedrängnisse die Königin ernstlich berührt und die freie Heiterkeit ihres Geistes getrübt zu haben. Ihrem fürstlichen Selbstgefühl konnten die Sorgen gelegentlich peinlich sein, ihr Interesse an den Erscheinungen der Kunst und der Wissenschaft ward durch dieselben nicht gemindert und in seinen werkthätigen Aeußerungen kaum berührt.

Hatte Königin Christine der Natur ihrer Bildung und Entwickelung nach jederzeit ein starkes Interesse an der italienischen Literatur und Dichtung genommen, so war doch die Haltung und Färbung ihrer literarischen Bestrebungen, wie ihres literarischen Patronats bis hierher eine gleichsam kosmopolitische gewesen. Allerdings würden sich bemerkenswerthe Uebergänge und Wandlungen auch hier nachweisen lassen, mit der Abdankung der Königin hatte sich die Zahl der Widmungen und Panegyriken nordischer Philologen, unter denen die Pressen von Upsala einst gestöhnt hatten, auffällig gemindert, während ihrer Abenteuer

in Frankreich hatten sich ihr französische Autoren von Geist und Ruf genähert, die Huldigungen Le Fevre Dacier's, Scarron's, der Scudéry [11]) und anderer sind uns erhalten. Auch war die Königin weit entfernt, etwa von der Zeit ihrer zweiten Niederlassung in Rom an ihre außeritalienischen Beziehungen und Verbindungen abzubrechen. Aber je mehr sie sich als beständige Angehörige Roms fühlen lernte, je lieber und unentbehrlicher ihr die Verhältnisse ihres Wohnorts und ihrer Umgebungen wurden, um so stärker gerieth sie unter den Zwang derselben. So vielen Anstoß sie auch jetzt noch gelegentlich dem römischen Hofe und der römischen Gesellschaft durch die Freiheit ihres Auftretens gab, sie hätte doch seit 1668 weder einen Monaldeschi ermorden lassen, noch einer Ninon de l'Enclos ihren Besuch abgestattet. Sie mußte, wollte sie ihre Geltung voll behaupten, auf die geistigen Interessen wie auf die Sitten ihrer Lebenskreise eingehen. Sie fand daher jetzt sehr bald den Punkt, an dem sie selbstthätig, gebietend und in gewissem Sinne schöpferisch in die italienischen Literaturzustände eingreifen konnte.

Für die Königin waren allerdings Interessen der Wissenschaft und der Literatur im engern Sinne, der Dichtung, von gleicher Bedeutung, sie widmete beiden eine gleich ehrliche und rege Antheilnahme, das akademische Jahrhundert, dem ihre Bildung angehörte, gestattete ja das Wesen und die Aufgaben beider in wunderlicher Weise zu vermischen und gelegentlich zu verwechseln. Indeß von allem, was man einst als Verdienst Christine's in wissenschaftlicher Beziehung pries, steht wenig mehr in Geltung und die Bedeutung ihres wissenschaftlichen Patronats fällt unendlich leichter ins Gewicht als die Förderung, welche sie der italienischen Dichtung ihrer Zeit zugewandt hat. Ganz offenbar war Christine auf wissenschaftlichem Gebiete abhängiger

von äußern Verhältnissen, unselbständiger, unklarer, als auf rein literarischem Terrain. Es ist wahr, daß sie bahnbrechende wissenschaftliche Arbeiten förderte, daß sie Giovanni Borelli's classisches Werk „De motu animalium" zum Druck brachte, daß sie Marcello Melphigi's mikroskopische Untersuchungen schätzte, daß sie Francesco Redi's Studien über Insekten und Vipern mit ähnlichem Interesse begleitete, als die Entwickelung seines lyrischen Stils [12]) — aber nicht minder wahr, daß sie, in einer Zeit wo Robert Boyle die Grundlagen der wissenschaftlichen Chemie schuf und bereits allerorts die Skepsis gegen den Schwindel der Alchemisten erwachte, sich von dem mailändischen Abenteurer Borro zu kostspieligen, lange fortgesetzten Versuchen in der Goldmacherkunst bestimmen ließ [13]), daß sie verworrene theosophische und völlig werthlose polyhistorische Werke einer gleichen Beachtung würdig fand als wahrhaft wissenschaftliche Leistungen. [14])

Ganz anders gestaltete sich das Verhältniß der Königin Christine zur poetischen Literatur ihres zweiten Heimatlandes. Ihr männlicher und trotz aller Launen ehrlicher Geist hatte bald genug begriffen, daß der in Italien herrschende „Stil" des viel- und hochgepriesenen Cavaliere Marini den Gipfel barbarischen Ungeschmacks und inhaltloser Verskunst erstiegen habe. Sie war in der Lage, die Gesammtentwickelung der italienischen Dichtung des 17. Jahrhunderts zu übersehen, und schätzte den hohlen Bombast, der elegante Dichtung hieß, nach Verdienst. Wäre beim Erscheinen des „Bethlehemitischen Kindermordes", des „Adone" und der „Epithalamien" Marini's wirklich noch eine Täuschung möglich gewesen, hätte man gegenüber seiner unzweifelhaften descriptiven Begabung und sprachlichen Virtuosität glauben können, daß die sinnlose Bilderfülle, die überhitzte Rhetorik, die mit Hunderten von Beiworten doch nicht eine charak-

teristische Vorstellung zu erwecken vermag, daß das Schwelgen in grausamen oder lüsternen Details einen „Fortschritt“ der Poesie, eine Erhöhung der Darstellungs- und Wirkungskraft bedeute, so war durch das Heer der Nachahmer dieser irrige Glaube längst zum Spott geworden. Die italienische Dichtung bewahrte um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus ihren bessern Tagen eigentlich nur noch den Schein schöner Form. In Wahrheit hatten die Nichtigkeit, die hohle, ja schlechthin sinnlose rhetorische Phrase, das geschmacklose Bild sammt der vermeinten Musik der Verse die ganze Dichtung so überwuchert, daß die plastische und correcte Form mehr in der Tradition lebte, als in Wirklichkeit vorhanden war. Soviel sich einem Achillini oder Preti gegenüber überhaupt noch von Gehalt reden ließ, so gaben byzantinische Lobpreisungen für kleine italienische Fürsten, kirchliche Würdenträger und große Edelleute, Weihrauchwolken um die wenigen Tagesvorgänge, welche öffentlich besprochen werden durften: also um Aufrichtung von Säulen und Statuen, um Hochzeiten und Trauerfälle in großen Familien, dazu Beschreibung von Gärten und Bildern die Themen, beinahe könnte man sagen die Vorwände der Gedichte ab. Der Bild- und Wortschwall der Marinisten war auf den Grad gestiegen, daß beispielsweise Claudio Achillini über seinen Sonetten und Oden den angeblichen Inhalt der Gedichte in schlichter Prosa mittheilte, weil er sich allerdings aus der gespreizten Rhetorik der Verse nur mit Mühe oder gar nicht errathen ließ.[15]) Und indem die Poeten, nach neuen Bildern haschend, einander in „Wirkungen“ überboten, geriethen sie immer tiefer in wahrhaft beleidigende Geschmacklosigkeit hinein. Marini's „Strage degli Innocenti“, welcher in Bildern des Ineinanderfließens von Milch aus den Brüsten der Mutter, dem Munde der Säuglinge und des grausam vergossenen Blutes

förmlich geschwelgt oder die erschlagenen Unschuldigen mit den Resten eines Schiffbruches, das vergossene Kinderblut mit einer rothen See und die abgehauenen Glieder mit Trümmern von Segeln, Masten und Tauen verglichen hatte[16]), ward derart überboten, daß die poetische Form gewissermaßen zum Freibrief für alle spitzfindigen und alle hirnlosen Einfälle ward, deren sich keine wirkliche Phantasie je schuldig macht!

Was dies poetische Elend ins Unabsehbare steigerte, waren die Dichtergesellschaften, die Dutzendakademien. In Collegialsitzungen und Rathhäusern können wir noch täglich erfahren, daß hundert Verkehrtheiten und scurrile Anschauungen, deren sich jeder Einzelne leicht erwehren würde, in Gemeinsamkeit fröhlich gedeihen. Die italienischen poetisch-rhetorischen Akademien des 17. Jahrhunderts zeigten die herabziehende Wirkung der Gemeinsamkeit in noch weit stärkerm Maße. Barbarismen, deren sich selbst die Dilettanten im Gedächtniß Ariosto's und Tasso's — die ja nicht gleich Dante vergessen und ungelesen waren! — geschämt haben müßten, fanden den Beifall akademischer Genossenschaften und erweckten eifrig Nachahmung. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ward das echte Gold der klangvollen italienischen Rede mit erbärmlicher Scheidemünze in hohlen Phrasen überschüttet und die Grenzlinie, welche die elegante Roheit der italienischen akademischen Poesie von der plumpen Roheit der gleichzeitigen deutschen Dichtung schied, ward immer dünner und unsichtbarer.[17])

Diese Zustände fand Königin Christine vor, ihnen trat sie entschlossen entgegen. Sie erblickte in der Herrschaft des Marinismus, des überschwenglichen Stils den einzigen Grund des Uebels und war überzeugt, daß wenn man die italienische Literatur ihrer bauschenden, geschmacklos prunkenden Gewänder entkleiden könne, die ursprüngliche Schönheit

wieder zu Tage treten müsse. Daß eben diese Gewänder einen kraftlos siechenden Leib bedeckten, daß der italienischen Dichtung überhaupt die Beziehung auf das Leben und dem italienischen Leben am Ende des 17. Jahrhunderts die Fülle der Erscheinungen und die Bewegung mangelte, welche echte Poesie hervorrufen — das mußte der Königin ihrer ganzen Art und Bildung nach verborgen bleiben.

Die Beziehungen, die sie zur italienischen Literatur in frühern Tagen gehabt hatte, trugen mehr den Charakter eines Patronats, wie es viele Monarchen ausübten. So freigebig und großartig Christine blieb, so gestatteten ihre Verhältnisse doch nicht länger, daß sie goldene Gnadenketten ertheilte, wie sie Ottavio Ferrari für Ueberreichung seiner Schriften einst von ihr erhalten [18]), oder Pensionen gewährte, ohne dafür irgendwelche Dienste in Anspruch zu nehmen. Auch hatte die Mehrzahl derer, mit denen sie nach 1668 im literarischen Verkehr stand, Gnadenerweisungen dieser Art nicht unmittelbar nöthig. Die ersten ständigen Mitglieder ihres literarischen Kreises waren die Cardinäle Albizi und Borra, die Bischöfe Soares und Ottavio Falconieri, Abbate Favoriti, Niccolo Maria Pallavicino, Abbate Gradi, Michel Angelo Ricchi, die Patres Cottone und Viera, die Herren Lorenzo Magelotti und Stefano Pigniatelli — ein Theil von ihnen Hausgenossen des erstgenannten Cardinals. [19]) Unter Christine's literarischen Freunden befanden sich ferner jene hohen Würdenträger der Kirche, welche in der Poesie ihrer Zeit mit mehr oder weniger Grazie und Geschick dilettirten: Cardinal Francesco Angelo Rappacciuoli, Cardinal Virginio Orsino, der den Heiligen Stuhl als Nuntius in Polen und Portugal vertreten hatte und sich als Dichter eines musikalischen Dramas „Das heilige Jahr“ feiern ließ, der Prior Orazio Rucellai, Girolamo Graziani, als Dichter der Epen „Kleopatra“ und

„Die Eroberung von Granada" über die Normalerscheinung italienischer Poeten seiner Tage ein wenig hinausragend, Christine überdies durch ein zu ihren Ehren verfaßtes Pastorale „La Calisto" verbunden. Diesen Poeten gesellte sich die Zahl der hochgestellten Commentatoren und Archäologen hinzu, welche mit einer Sammlung von Inschriften oder einer poetisirenden Erklärung von Vasen und Gemmen akademische „Unsterblichkeit" suchten und fanden. In den meisten dieser Männer, welche die Königin, im Verein mit bloßen „Kennern", ohne eigene literarische Bethätigung, zu Conversations- und Vorlesungsabenden in ihrem Palast vereinigte, lebte ein dunkles Gefühl von der Erbärmlichkeit der italienischen Modedichtung, eine elegische Erinnerung an bessere Tage italienischer Poesie. Bei Christine war dies Gefühl längst klare Erkenntniß. Mit einem Eifer, der einer noch bessern Sache würdig gewesen wäre, aber doch nicht gerade an eine schlechte verschwendet ward, begann sie ihre Reform der italienischen Literatur.

Im Jahre 1674, sechs Jahre nach ihrer dauernden Niederlassung in Rom, gestalteten sich die literarischen Unterhaltungen in ihrem Hause, der Sitte der Zeit gemäß, in allen Formen zu einer wirklichen Akademie mit ständigem Secretariat, eigener Censur und eigenen literarischen Publicationen. Christine ward bei Errichtung derselben namentlich von den Cardinälen Giovanni Francesco Albani und Niccolo Rodolovich unterstützt — doch hätte ihre feste Thatkraft und ihre gereifte Einsicht jeder Beihülfe entrathen können. Die Statuten ihrer Akademie, die erst einige Jahre später (1680) abgefaßt wurden, als dieselbe schon Bedeutung erlangt hatte und die Augen des ganzen literarischen Italien auf sie gerichtet waren, lassen erkennen, daß sie die Bestrebungen ihrer Akademiker von vornherein zweckbewußt auf ein bestimmtes Ziel zu lenken verstand und dieses Ziel un-

verrückt im Auge behielt.[20]) Zwar hieß es im Eingang der spätern „Constitutionen" schlechthin und üblicherweise, daß „der Königin Majestät, um ein edles Beispiel und eine rühmliche Aufmunterung zu geben, in ihrem Palast eine Akademie von Männern der Literatur gestiftet und bei Auswahl dieser Männer lediglich deren Verdienst in Betracht gezogen habe", und ganz ebenso ward im hergebrachten Stil als die Hauptaufgabe der Mitglieder bezeichnet: „die wahre Wissenschaft zu fördern". Klar und scharf aber ließ der achtzehnte Paragraph des Statuts den Grundgedanken der Königin, die Besonderheit ihrer Akademie erkennen, in dem sie es als ihre ausdrückliche Absicht bezeichnete, daß die Akademie in ihren öffentlichen und privaten Verhandlungen von der „Autorität der classischen Autoren" geleitet werde. „In dieser Akademie sollen die Reinheit, die Fülle und die Majestät der toscanischen Sprache herrschen. Nachgeahmt sollen nur die Meister der wahren Beredsamkeit aus dem Zeitalter des Augustus und dem Leo's X. werden — ausgeschlossen ist der moderne schwülstige Stil." In directer Verbindung mit dieser Festsetzung stand die weitere, daß alle Vorträge in italienischer Sprache stattfinden sollten, daß es aber den fremden Gästen der Akademie gestattet sei, sowol Vorträge in lateinischer Sprache zu halten, als sich bei den Discussionen des Lateinischen zu bedienen, „weil Ihre Majestät diese Universalsprache nicht von ihrer Akademie ausschließen wollen". Indirect aber wirksam auf eine der nöthigsten Umwandlungen italienischer Poesie und Rhetorik zielte der elfte Paragraph der „Institutionen", welcher lakonisch besagte: „Alle Akademiker haben sich aller Schmeicheleien und Lobgedichte für die Königin zu enthalten."

In diesen Festsetzungen tritt Verdienst wie Schranke der von Christine beabsichtigten „Reform" deutlich vor Augen. Gegenüber dem hohlen Bombast, der in Marini und Giro=

lamo Preti seine classischen Muster erblickte, konnte ein Zurückgreifen auf die einfache und edle Sprache der Dichter des Cinquecento von wirklicher Bedeutung werden und es fragte sich nur, ob die lebenden poetischen Talente Italiens geneigt waren, sich in die Zucht dieser Akademie nehmen zu lassen. Die Eitelkeit, im großen und ganzen die gefährlichste Feindin aller künstlerischen Entwickelung, kam hier ausnahmsweise der Königin zu Hülfe. Der Ruf ihrer Akademie verbreitete sich rasch, das Verlangen nach der Ehre der Mitgliedschaft ward durch die große Zahl hochstehender Edelleute und kirchlicher Würdenträger, welche der Gesellschaft von Haus aus angehörten, durch ganz Italien getragen. Viele kleinere Akademien hegten den Wunsch, mit der der Königin von Schweden in Verbindung zu stehen, und in der That fand es Christine gerathen, mit den Schöngeistern der römischen Provinzen zu correspondiren und selbst der Akademie der „Misti“ von Orvieto ihre Anerkennung nicht zu verweigern.[21]) Da aber der erstrebte Beifall der Königin absolut nur um den Preis erworben werden konnte, daß man sich des Marini'schen Stils entledigte, so schickten sich Hunderte von Poeten und Belletristen seufzend an zu andern Göttern als den „Concetti“ zu beten. Man muß sich die friedliche Ruhe des damaligen Italien vergegenwärtigen, den gezwungenen allgemeinen Müßiggang der Tausende von Patriciern und Klerikern, denen doch gewisse Bildungstraditionen nicht fehlten, das unabweisbare Bedürfniß, wenigstens die Fiction des Lebens und der Bewegung zu haben, um zu begreifen, daß ein starker Wille und die Geschmacksrichtung einer hervorragenden Ausländerin einen entschiedenen Anstoß zur Regeneration der italienischen Literatur geben konnten.

Aber wie günstig diese Sachlage, wie günstig die persönliche Stellung der Königin sein mochte, so darf man

nicht vergessen, daß ihr von Haus aus der Umstand zu Hülfe kam, daß die toscanischen Poeten des 17. Jahrhunderts im allgemeinen dem Marinismus Widerstand geleistet hatten. Wie die politische Lage Toscanas unter seinen mediceischen Großherzogen noch immer die verhältnißmäßig günstigste war, die in der ganzen Halbinsel existirte, so hatten sich hier wenigstens einzelne Ueberlieferungen, Geschmacksrichtungen und Ehrenpunkte aus der großen Epoche der florentinischen Bildung behauptet. Hier hatte Galilei seine Kreise gehabt und Salvator Rosa die Freunde gefunden, die seinen bittern Satiren gegen Marini in der Poesie und Bernini in der bildenden Kunst freudig zugejauchzt hatten. Und hier war der Kern eines festen Widerstands gegen die künstlerische Unnatur und Willkür bereits vorhanden, die Königin Christine aus der italienischen Poesie verdrängen wollte. Es ließ sich voraussehen, daß die Königin mit den toscanischen Schriftstellerkreisen in Verbindung treten mußte, wenn sie ihrer Akademie eine größere als locale Bedeutung geben wollte.

Denn so wenig tiefere Einsicht die Zeit und mit ihr Königin Christine in das Wesen der poetischen Phantasie und den Zusammenhang zwischen Leben und Kunst hatten, so consequent die Patronin der „königlichen Akademie" fortfuhr die Aufgaben der Dichtung und der Beredsamkeit als identische zu betrachten, so entging doch der Königin keineswegs, daß mit der Reinigung der Sprache wenig gewonnen sein werde, wenn die Poesie fortfahre ausschließlich die byzantinische Huldigungsode, das Gelegenheitsgedicht im schlimmsten Sinne des Wortes zu cultiviren. Sie faßte demgemäß auch die Stoffe, welche in geläuterter Sprache behandelt werden sollten, ins Auge, und indem sie zu dem Resultat gedieh, daß der mythologisch-heroische Stoffkreis, den die Operndichtung und das heroische Idyll vorzugs-

weise als den ihrigen betrachteten, der Poesie um so förderlicher sein werde, als Dichtungen aus diesem Stoffkreise beinahe immer eine vergleichende Prüfung mit den lateinischen Dichtern der ersten römischen Kaiserzeit wie mit den italienischen der Renaissance zuließen, traf sie in dieser Erkenntniß mit den Neigungen und poetischen Ueberlieferungen der toscanischen Poeten zusammen. Je fester, selbstbewußter und zuversichtlicher also die Königin die letzten Ziele ihrer Reform ins Auge faßte, um so näher traten ihr die Toscaner, denen es unter den herrschenden Zeitverhältnissen immerhin für etwas gelten mußte, von dem weltberufenen Geschmack der Königin von Schweden gestützt und gepriesen zu werden.

Im letzten Jahrzehnt ihres Lebens sah sonach Königin Christine gedeihen, was sie seit Jahren ausgesäet hatte. Während die Sitzungen ihrer Akademie ihren regelmäßigen Fortgang nahmen, die Zahl der Mitglieder sich erweiterte, wuchs die Bedeutung der Publicationen, die von der Akademie ausgingen oder mit ihr im Zusammenhang standen. Es gelang, einige der toscanischen poetischen Talente, welche die Aufmerksamkeit der Königin erregten und deren Bestrebungen entweder mit den literarischen Grundsätzen Christine's zusammentrafen oder die sich diesen Grundsätzen anzubilden und anzuschmiegen vermochten, nach Rom zu ziehen. Mit mehrern andern trat die Königin in Briefwechsel und wurde auf diese Art die Ermuntererin und Lobspenderin jeder Schöpfung, welche dem erstrebten „reinen" oder „neuen" Stil huldigte.

In Rom selbst war Christine natürlich unendlich mehr beschränkt und den Verhältnissen unterworfen als nach auswärts. Der Schutz, den die regierenden Päpste, sowol Clemens X. (Emilio Altieri) als Innocenz XI. (Benedetto Odescalchi) der Akademie der Königin angedeihen ließen, zwang zu mancherlei Rücksichten gegen die vaticanischen Kreise, und nicht nur die Strenge der Censur, die in der

Akademie geübt ward, sondern auch die beständige Aufnahme von Cardinälen und Cardinalnepoten, von päpstlichen Hausbeamten aller Art, zeigte hinlänglich, daß Christine das Princip völliger Unabhängigkeit und den Vorsatz, nur auf das literarische Verdienst ihrer Akademiker zu achten, nicht consequent durchführen konnte. Gleichwol wußte sie die hervorragenden Naturen auch wenn dieselben von keiner äußern Stellung unterstützt wurden, entschieden aus dem Troß herauszuheben. Der geistvolle römische Advocat Giambattista Zappi und seine poetische Gemahlin Faustina gehörten zum Beispiel zu ihren begünstigten Schützlingen, und Zappi erwarb durch die Königin eine so hervorragende literarische Stellung, daß er später den Gründern der „Arcadia“ hinzugesellt wurde.[22])

Unter den Toscanern, die Christine nach Rom zog, stand der Florentiner Benedetto Menzini allen andern voran. Als er 1685 nach Rom kam, ward er durch den Cardinal Decio Azzolini und noch viel wirksamer durch sein poetisches Talent und seine künstlerischen Anschauungen der Königin empfohlen. Gleich seinem berühmtern Zeitgenossen Boileau versuchte er in einem Lehrgedicht der italienischen Poesie die Bahnen vorzuzeichnen, welche sie künftig zu wandeln habe. Seine fünf Bücher „Dell arte poetica“[23]) trugen in klangvollen Terzinen und selbstredend in der Anlehnung an Virgil (an der es ja auch die „art poetique“ Boileau's nicht fehlen ließ) unter fortwährender Berufung auf die Poeten des Alterthums, die Anschauungen vor, welche sich im Kreise der Königin gebildet hatten und deren Keime Menzini schon früher (in seinen „Zwölf Satiren“) gehegt hatte. Menzini repräsentirte gewissermaßen die natürliche Verbindung zwischen den Bestrebungen der Königin von Schweden und der toscanischen Dichter. Mit viel größerer Gewaltsamkeit mußte sich der eigentliche poetische Liebling der Königin, Alessandro

Guidi aus Pavia, der, gleichfalls 1685, aus den Diensten des Herzogs von Parma in die der Königin übertrat und Mitglied ihrer Akademie ward, in die neue Richtung hineinzwingen. Guidi hatte bereits eine gute Anzahl lyrischer Gedichte und das musikalische Drama „Amalasunta in Italia" veröffentlicht, die von den Manieristen freudig und mit Recht als gute Poesie in ihrem Sinne begrüßt worden waren. Königin Christine hatte dagegen das wirkliche Talent des Poeten aus dem Bilderprunk und rhetorischen Bombast dieser Erstlingsdichtungen herausgefühlt und zeigte sich, seit Guidi in ihre Dienste getreten war, so eifrig, die Fortschritte des gelehrigen Schülers im reinen Stil zu fördern und zu überwachen, daß der nimmer rastende Klatsch der römischen Gesellschaft an dem Verhältniß der sechzigjährigen Königin zu dem sechsunddreißigjährigen poetischen Abbate und Akademiesecretär einen letzten Anhaltepunkt zu finden beliebte. Nicht nur, daß Christine ihrem Lieblingsdichter die poetische Repräsentation bei den großen Feierlichkeiten ihrer Akademie überließ (so bei dem Feste, das 1687 zu Ehren der Thronbesteigung eines gekrönten Convertiten, Jakob's II. von England, veranstaltet wurde), sie nahm auch theil an seiner poetischen Entwickelung, und Guidi's Gedicht „Endymion" war insofern das gemeinsame Product des Poeten und der Königin, als die letztere dem Dichter den Gang und die Behandlung der Fabel in einem (von ihm getreu ausgeführten) Entwurfe vorgezeichnet hatte.[24])

Hervorragender als ihre Hauspoeten waren jene Toscaner, mit deren poetischer Richtung die Königin übereinstimmte und zu denen sie nur in einen brieflichen Bezug trat. Hier erregte vor andern Francesco Redi von Arezzo ihr tieferes Interesse. Der geistvolle und vielseitige Naturforscher, der Freund Menzini's und Filicaja's und in der That aller bessern italienischen Schriftsteller seiner Tage, hatte zeitlebens

neben seinen wissenschaftlichen Untersuchungen die Kunst gepflegt, und seine Dithyrambe „Bacco in Toscana" [25]) erachtete die Königin mit Recht als eine der besten Schöpfungen der neuern italienischen Poesie. Noch höher und mit Recht höher stand ihr freilich der größte Dichter, den Italien im Wendepunkt des 17. und 18. Jahrhunderts besaß: Vincenzio Filicaja. Der edle Florentiner, der erste erlauchte Name in der Reihe derer, an welche die wahrhafte politische wie literarische Wiedergeburt Italiens sich knüpft, lebte Anfang dieser achtziger Jahre in einer Zurückgezogenheit, aus welcher ihn erst später der persönliche Wunsch des Großherzogs in hohe Staatsämter rief. Eben jetzt trugen seine berühmten Oden an Johann Sobieski von Polen und Karl von Lothringen, bei Gelegenheit der Befreiung Wiens von den Türken, seinen Namen durch Italien und halb Europa. Mit dem Instinct, der sie befähigte, das Große und Hervorragende anderer Naturen zu erkennen, sah Christine in Filicaja die Erfüllung ihrer Wünsche für die italienische Literatur. Sie fühlte die Ueberlegenheit dieses Talents über alle andern und sie scheute sich nicht, ihrer Empfindung den bestimmtesten Ausdruck zu geben. „Könnten edle Werke", schrieb sie 1684 an Filicaja, „anders als in sich selbst und in Gott ihren Lohn finden, so würde es wenig würdigere Belohnungen geben, als die aus Ihrer Feder, die nur erhabenes und wahres Lob spenden kann. Wenn der große Alexander heute lebte, würde er die Fürsten unserer Zeit mehr um Sie beneiden, als er Achill um Homer beneidet hat. In Ihnen scheint mir der unvergleichliche Petrarca wiedererstanden zu sein. Von Ihnen allein darf unser Jahrhundert ein heroisches Gedicht, dem des Tasso vergleichbar, erwarten." Und als Filicaja diese Begeisterung mit erfreuter Dankbarkeit aufnahm, sich der Königin näherte, dabei aber ganz richtig geltend machte, daß sein Talent

engere Grenzen habe, als die Königin zugeben wollte, daß ihm, nicht der poetische Schwung und die Phantasie, wohl aber das Leben fehle, an dem Gestaltungskraft erwächst und sich stählt, fuhr sie fort, mit liebenswürdigem Eifer in ihn zu dringen. „Da es Ihnen nicht misfällt, von mir angespornt zu werden, so erweisen Sie mir den Dienst, unser Zeitalter mit Ihren Werken zu bereichern. Das sind Sie Gott, Italien, sich selbst schuldig — auch mir — da Sie es so wollen. Und ich werde stolz darauf sein, daß man einst sage: «Christine, obgleich eine Fremde, hat des großen Filicaja Werke gelesen und geschätzt.»“[26])

Das Auftreten Filicaja's, der Beifall, den er fand, erfüllte die Königin mit der stolzesten Genugthuung. Sie sah, während dieser letzten Lebensjahre, einen Umschwung im literarischen Geschmack, von dem sie hoffen mochte, daß er noch weit schneller zum Ziele: zu einem neuen glänzenden Zeitalter lebendiger und kraftvoller italienischer Dichtung führen werde, als in Wahrheit geschah. Sie täuschte sich nicht darüber, daß ihre Akademie, ihr unablässiges persönliches Anregen einen günstigen Erfolg hatten, aber sie täuschte sich, wie es in ihren Umgebungen kaum anders möglich war, über die Tragweite dieses Erfolgs. Sie ermaß nicht, welche ungeheuern Umwälzungen der gesammten italienischen Zustände hätten erfolgen müssen, bevor eine Erscheinung wie die Filicaja's mehr als eine Ausnahme werden konnte, und ahnte nicht, warum Filicaja selbst wol seine unsterblichen Sonette auf Italien, aber kein heroisches Epos im Stil des „Befreiten Jerusalem“ zu dichten vermochte. Aber wenn man dies alles nicht verschweigen darf, so wäre es dennoch ungerecht, ihrer Akademie, ihren Bestrebungen und deren Nachwirkungen alle Bedeutung abzusprechen und mit de Sanctis und andern italienischen Schriftstellern von heute, in der literarischen Gesellschaft der Königin von

Schweden, aus welcher die „Arcadia“ hervorwuchs nur einen müßigen Zeitvertreib zu erblicken.[27]) Die wenigen bessern italienischen Autoren des 18. Jahrhunderts und selbst ein Metastasio wären ohne die Bestrebungen der Kreise, deren Mittelpunkt Christine zwei Jahrzehnte hindurch war, nicht zu denken gewesen!

Die Königin lebte in ihren letzten Jahren recht eigentlich nur in diesen Bestrebungen. Selbstthätig nahm sie nur einen bescheidenen Antheil an den Productionen ihrer Akademie. Ihre geistvollen „Maximes et Sentences“ wurden wol nur den Vertrauten mitgetheilt und gaben ebenfalls Themen zu den moralphilosophischen Debatten ihrer Akademiker ab. Die „Réflexions diverses sur la vie et sur les actions d'Alexandre le Grand“ dürfen zu den rhetorischen Stilübungen gerechnet werden, denen die königliche Akademie nur allzu viele Zeit widmete. Christine's eigene Poesien endlich erhoben sich in keiner Weise über den Durchschnitt jener poetischen Leistungen, deren Unzulänglichkeit die Königin erkannte und bekämpfte. Sie entstanden zudem fast regelmäßig bei unglücklichen Veranlassungen, noch zuletzt schrieb sie einen Panegyrikus auf den Einzug des Earl von Castelmaine, Gesandten Jakob's II. von England in Rom[28]) und die Beschämung blieb ihr nicht erspart, ihre Prophezeiungen vom Anbruch eines glücklichen, glaubensvollen Zeitalters für England durch die englische Revolution vom November und December 1688 beantwortet zu sehen.

Christine's Akademie stand in voller Blüte, sie selbst in voller Geistesfrische und Regsamkeit, als der Tod sie am 19. April 1689 in ihrem Palast zu Rom ereilte und allen fernern Bestrebungen entriß. Die Trauer, welche ihr die Schriftsteller Italiens widmeten, war jedenfalls aufrichtiger und nachhaltiger als die des päpstlichen Hofes, der es an

äußerm königlichen Trauerpomp für die erlauchteste und berühmteste Convertitin der alleinseligmachenden Kirche im 17. Jahrhundert allerdings nicht fehlen ließ. Aus Christine's Akademie ging schon im nächsten Jahre nach ihrem Tode die Gesellschaft der Arcadier (Gli Arcadi) hervor, welche die Principien und Bestrebungen, denen die Königin ihren Schutz geliehen, aufrecht erhielt und weiter führte.

Wie hoch oder wie gering man von den Resultaten denken mag, die der Musenhof der Königin von Schweden für Italien und seine Literatur gehabt: es waren die einzigen bleibenden Resultate eines vielbewegten Lebens und einer zweifelsohne groß angelegten Natur. Vermochte die Nachwelt nicht in die Panegyriken einzustimmen, die unmittelbar nach Christine's Hinscheiden erklangen, so hat sie der entthronten Königin doch den Platz in der italienischen Culturgeschichte nicht misgönnt, von dem ihr an ihrer Wiege nicht gesungen worden war und den sie um so hohen Preis hatte erkaufen müssen!

Anmerkungen.

1) Leopold Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten (6. Aufl., Leipzig 1874), III, Buch 8, S. 56 fg.

2) E. G. Geijer, Geschichte Schwedens (Hamburg 1836), III, 360.

3) Hochinteressant und viel zu wenig beachtet sind in dieser Beziehung die Berichte des Gesandten der englischen Puritanerrepublik in: A Journal of the Swedish Embassy in the years 1653 and 1654. Impartially written by the ambassador Bullstrode Whitelocke. New edition by Henry Revel, Esq. (London 1855). Vgl. namentlich I, 247 fg., 285 fg.

4) Chanut, Négociations en Suède. Bei Ranke, III, 8, 53. Vgl. auch Whitelocke, I, 226.

5) Giuseppe Francesco Mostrada, Testosi applausi fatti nella Sapienza, Collegio romano e altri luoghi di Roma alla Serenissimae Regina di Suetia (Rom 1656); Blyde Incomste van Koniginne Christina Maria Alexandra te Roma. 1656. In den Werkens van Vondel door J. van Lennep (Amsterdam 1862), VII, 3. — Viele Einzelheiten auch in: Arckenholtz' Mémoires concernant Christine, reine de Suède, pour servir d'éclairissement à l'histoire de son règne et principalement de sa vie privée et aux événements de l'histoire de son tems civile et littéraire (Amsterdam und Leipzig, 1751, I und II).

6) Arckenholtz, Mémoires concernant Christine, reine de Suède etc., I, 502.

7) Geijer, Geschichte Schwedens, IV, 397.

8) Geijer, Geschichte Schwedens, IV, 518.

9) Archenholtz, Mémoires, II, 114.

10) Platner und Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom (Stuttgart und Tübingen 1830—42), III, 3, 604.

11) Scarron, Dernières Oeuvres (Amsterdam 1713), I, 16, 29. — Lettres de Mesdames de Scudéry (Paris 1806).

12) Borelli, De motu animalium (Rom 1680—81). Fr. Redi, Opere (Venedig 1762), II, 87.

13) Ein Denkmal ihrer Goldmacherei, zu welcher ein mailändischer Abenteurer, Borro, der in der Engelsburg starb, sie verleitete, ist das mit magischen Zeichen und Inschriften bedeckte Gartenthor der vormaligen Villa Palombara am Wege von Santa-Maria Maggiore nach dem Lateran, deren Besitzer zu ihrem Gesellschaftskreise gehörte. Alfred Reumont, Geschichte der Stadt Rom (Berlin 1867—70), III, 638.

14) Vgl. die zahlreichen Briefe an italienische Gelehrte dieser Art bei Archenholtz, Mémoires concernant Christine, reine de Suède, III und IV.

15) Marini, Opere (Paris 1650). — Claudio Achillini, Poesie (dedicate al Grande Odoardo Farnese, duca di Parma) (Bologna 1632). — Girolamo Preti, Poesie (Venedig 1670).

16) Marini, Strage degli Innocenti, Buch 3, Stanze 55, 82 fg.

17) Crescimbeni, Storia della volgar Poesia (Rom 1814).

18) Ferrari betrieb den goldenen Erwerb systematisch, er erlangte Pensionen von Christine, von Ludwig XIV. und der Republik Venedig. Le Clerc, Bibliothèque ancienne et moderne. VI, 177.

19) Archenholtz, Mémoires etc., IV, 31. Ranke, Die römischen Päpste, III, Buch 8, S. 62.

20) Constituzioni dell' Academia reale. Archenholtz, Mémoires etc., IV, 28.

21) Brief Christine's an den Grafen Paul Antonio Monaldeschi vom 23. März 1680. Archenholtz, Mémoires, IV, 27.

22) Die Gründung der eigentlichen „Arcadia" fand erst nach dem Tode Christine's, 5. October 1690, statt. Vgl. Catalogo degli Arcadi (per ordine del alfabeto cet.) in Crescimbeni (Custode d'Arcadia), Commentarii intorno alla sua storia della vulgar Poesia (Venedig 1730).

23) Dell Arte poetica di Benedetto Menzini, accademico della Real Maesta di Cristina regina al Suezia (Florenz 1687).

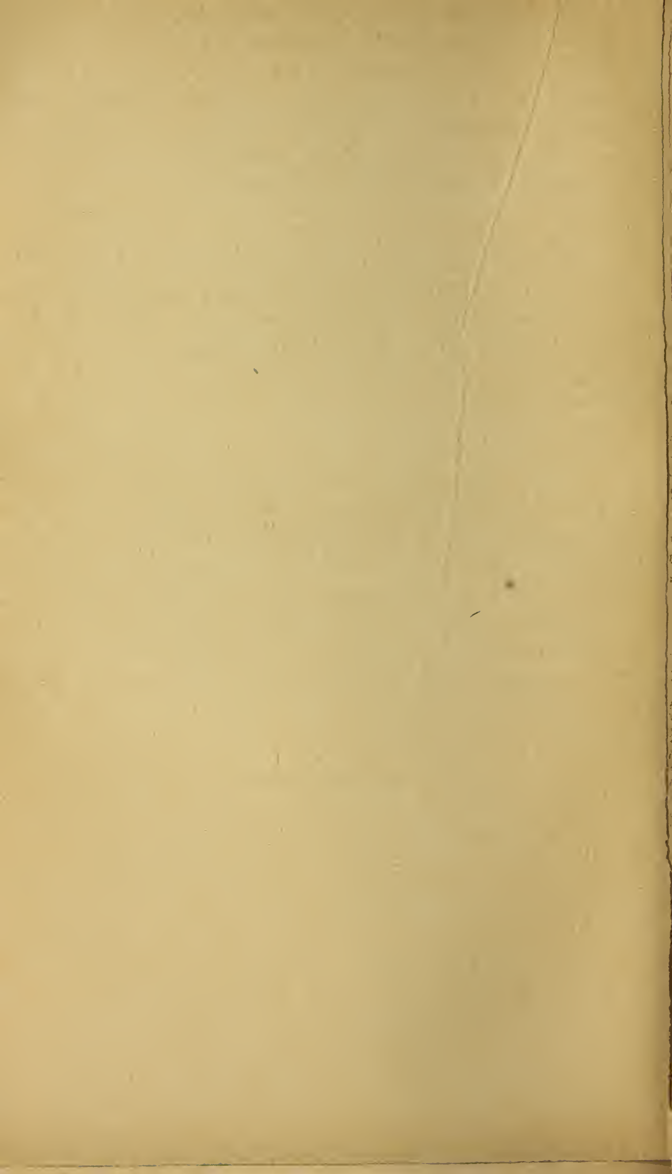
24) Poesie d'Alessandro Guidi. Con la sua vita novamente scritta dal Canonico Crescimbeni (Verona 1726). Darin: „L'Endimione", S. 213. Lobgedichte auf die Königin: „A Cristina regina cet.", S. 62. „Educazione di Cristina per l' armi (al Signor Principe Lodovico Pico della Mirandola)", S. 68.

25) Redi, Poesie (London 1782). Darin: „Bacco in Toscana."

26) Die Briefe Christine's an Filicaja bei Arckenholtz, Mémoires etc., IV, 412. Vincenzio Filicaja, Poesie (Florenz 1707).

27) De Sanctis, Storia della letteratura italiana (2. Aufl., Neapel 1873): „Che faceva l'Italia innanzi a quel colossale movimento di cose e d' idee? L' Italia creava l' Arcadia. Era il vero prodotto della sua esistenza individuale e morale. I suoi poeti rapprentavano l' età dell oro e in quella nullità della vita presente fabbricavano temi astratti e insipidi amori tra pastori e pastorelle. — Letteratura e scienza erano Arcadia, centro Cristina di Suezia, povera donna, che non comprendendo i grandi avvenimenti, de quali erano stati tanta parte i suoi Gustavo e Carlo, si era rifuggita a Roma co' suoi tesori e si sentiva tanto felice tra quegli Arcadi ch' ella proteggeva, e che con dolce ricambio chiamavano lei immortale e divina. Felice Cristina! e felice Italia!" II, 308.

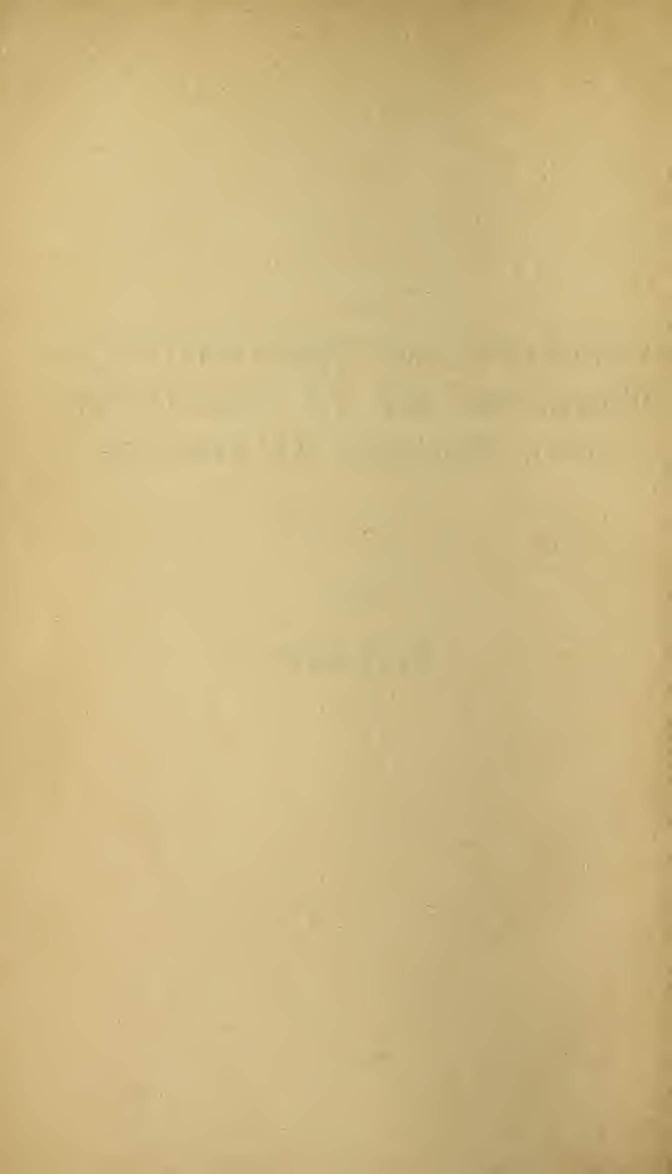
28) Macaulay, History of England (London 1849), II, Kap. 7, S. 265.



Christenthum und Islam während des Mittelalters und die culturgeschichtlichen Ergebnisse der Kreuzzüge.

Von

Hans Prutz.



Was für das sinkende Hellenenthum Alexander's des Großen Zug zur Eroberung des medopersischen Reiches und das Eindringen des jugendlichen Heldenkönigs in die dem Westen noch unerschlossene Wunderwelt Indiens gewesen war, das wurde für die romanischen und germanischen Nationen des christlichen Mittelalters die fast zwei Jahrhunderte andauernde nach dem Osten zurückflutende Völkerwanderung, die man unter dem Namen der Kreuzzüge zu begreifen pflegt. So fern beide Ereignißreihen zeitlich auseinander gerückt sind, und so sehr die zwischen ihnen bestehenden Verschiedenheiten ins Auge fallen: in einer Reihe besonders charakteristischer Erscheinungen stimmen sie doch so vollkommen überein, daß sie zur Ziehung einer Parallele förmlich herausfordern. Mit Vorliebe hat Alexander der Große seinen Krieg gegen die Perser dargestellt als einen heiligen Rachekrieg, unternommen um für die einst von den Scharen des Xerxes geübte Entweihung der nationalen Heiligthümer der Hellenen gebührende Vergeltung zu üben; die Kreuzzüge sollten nach der bald allgemein herrschenden Auffassung die von den Ungläubigen begangene Besudelung der heiligen Stätten der Christen austilgen und bestrafen. Gemeinsam ist dem Alexanderzuge und den Kreuzfahrten jene glänzende Romantik des Heldenthums, welche nicht blos die Mitlebenden so leicht blendete, sondern auch die Augen der Nachwelt besonders auf sich zu ziehen geeignet ist. Beide Unter-

nehmungen erschlossen gewissermaßen neue Welten, eröffneten den an der Entwickelung der Cultur vorzugsweise betheiligten Nationen unendlich ausgedehnte und eine unerschöpfliche Fülle neuer Anregungen und neuer Aufgaben bietende Schauplätze der Thätigkeit und veranlaßten ebendadurch beide eine lange anhaltende Nachwanderung, eine den buntesten Wechsel erzeugende, die ungleichartigsten Elemente mischende Völkerbewegung. Und so haben der Alexanderzug sowol wie die Kreuzzüge schließlich zur Entstehung einer ganz neuen Cultur geführt, welche aus der Berührung und Vermischung bisher getrennter, ja einander geradezu feindlich gegenüberstehender Culturen hervorging. Gerade so wie der Hellenismus gewissermaßen die Summe zog aus der Entwickelung der orientalischen Völker des Alterthums und der Griechen, wie er das einseitig werdende Hellenenthum durch die Berührung mit dem auch schon absterbenden Orient und seiner eigenartigen Cultur neu belebte und befruchtete und wie die so entstandene Mischung als eine Weltcultur die Grundlage wurde für die culturgeschichtliche Entwickelung sämmtlicher Nationen in den folgenden Jahrhunderten, genau so hat die in den Kreuzzügen entstandene „fränkische“ Cultur die romanischen und germanischen Völker Europas nicht blos in einen dauernden lebhaften Verkehr miteinander gebracht, sondern dieselben auch befreit von der für sie bisher allein maßgebenden, durchaus einseitigen Bestimmung ausschließlich durch römische Bildungsmomente und damit das aus der antiken Welt überkommene Hinderliche und Unbrauchbare überwunden und ist so schließlich auch eine Mischcultur geworden, welche den national geschiedenen Völkern eine gemeinsame Lebensgrundlage gab und den Boden bildete für die Culturentwickelung der folgenden Jahrhunderte.

In den Kreuzzügen stießen Christenthum und Islam, die christliche und die mohammedanische Welt feindlich zu-

sammen und sind seitdem so bitter verfeindet geblieben, daß ihnen die Erkenntniß und das Bewußtsein des ihnen beiden von diesem Zusammenstoß her Gemeinsamen schließlich ganz abhanden gekommen ist, und zwar in dem Grade, daß man beiderseits im Widerspruch mit den historischen Thatsachen jeden innern Zusammenhang entschieden ableugnet, obgleich auf einem solchen die Culturentwickelung beider Theile während der auf die Kreuzzüge folgenden Jahrhunderte beruht hat.

Die Frage nach der Entstehung, der Art und der Bethätigung dieses culturhistorischen Zusammenhanges ist schon mehrfach aufgeworfen und beantwortet worden. Eine darauf bezügliche Preisfrage, welche 1809 das Institut de France stellte, führte zur Entstehung von Heeren's geistvollem „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge"[1]) und Choiseul d'Aillecourt's Abhandlung „De l'influence des croisades sur l'état de l'Europe"[2]), zwischen welche der Preis getheilt wurde. Beide Arbeiten, so verdienstlich sie in mancher Hinsicht sind, leiden doch gleichmäßig an einem großen Fehler. Abgesehen nämlich von dem Gebiete der Handelsgeschichte, wo bestimmte Thatsachen und zahlreiche Einzelheiten sicher beglaubigt vorliegen, geben sie beide nur allgemeine Betrachtungen und verlieren sich vielfach in mehr oder minder in der Luft schwebende Vermuthungen. Das aber ist ja gerade auf dem culturhistorischen Gebiete besonders gefährlich: wenn irgendwo, so bedarf es doch auf diesem vor allem der Beobachtung und Constatirung der Einzelthatsache und erst aus gut beglaubigten längern Beobachtungsreihen wird es erlaubt sein allgemeine Sätze zu erschließen. In jedem Falle aber werden, ehe die Frage nach den culturhistorischen Ergebnissen der Kreuzzüge gelöst werden kann, zwei Vorfragen gestellt und beantwortet sein müssen. Einmal nämlich die: Wie verhielten sich — sowol

ihrem religiösen Wesen als auch ihren äußern Beziehungen nach — Christenthum und Islam vor den Kreuzzügen? Und dann eine zweite, nämlich: Wie hat sich in beiden Beziehungen das Verhältniß zwischen Christenthum und Islam während und infolge der Kreuzzüge entwickelt? Erst wenn diese Punkte klar gelegt sind, wird es möglich sein, von den culturgeschichtlichen Ergebnissen der Kreuzzüge eine sachlich im Einzelnen begründete Anschauung zu gewinnen.

I.

Handelt es sich um das Verhältniß, in dem Christenthum und Islam vor den Kreuzzügen zueinander gestanden haben, so muß da von vornherein als durchaus irrig, wenn auch fast allgemein herrschend die Vorstellung zurückgewiesen werden, als ob zwischen beiden Religionen und ihren Bekennern von jeher der feindliche Gegensatz bestanden habe, den wir heute zu der äußersten Schärfe entwickelt sehen. Es hängt damit zusammen, daß man gewohnt ist, die historische Bedeutung des Islam tief zu unterschätzen, weil wir ihn in der Gegenwart allerdings nur noch in einem Zustande der schlimmsten Entartung vor Augen haben. Diese moderne Anschauung aber liegt den Kreuzzügen durchaus nicht zu Grunde, sie ist vielmehr erst nach denselben aufgekommen, ja eigentlich in einer sehr bestimmten Absicht von seiten der Kirche, wenn nicht geradezu gemacht, doch gesteigert und genährt worden. Seinem Wesen nach ist der Islam ursprünglich dem Christenthum nicht unversöhnlich feind: unversöhnlich war Mohammed nur gegen Heiden, nicht gegen Juden und Christen; Moses und Christus sind ihm Propheten, er selbst aber ist *der* Prophet. Auch hat eine vielfache und zum Theil sehr starke Einwirkung des Christenthums auf den in der Gestaltung begriffenen Islam stattgefunden, und zwar sowol in allgemein geistiger und

namentlich religiöser Beziehung, als auch in Betreff der socialen und der politischen Entwickelung.

Zunächst ist es ja eine anerkannte Thatsache, daß der Islam manche religiöse Vorstellung unmittelbar aus dem Christenthum entnommen hat. Die heiligen Bücher der Juden und Christen freilich sind Mohammed nicht zu Gesicht gekommen; doch bestanden ja uralte Verbindungen zwischen des Propheten Heimat und den zahlreichen jüdischen Colonien im südlichen Arabien. Auch unterhielt dieselbe lebhaften Verkehr mit den Christen im Ostjordanlande, wo obenein vor Mohammed ganze große arabische Stämme sich zum Christenthum bekannten und wo es nachher noch lange, bis in die Zeit Omar's II., christliche Beduinen gab. Daraus erklärt es sich, daß gerade die in jenem Gebiete besonders stark vertretenen christlichen Sekten der Ebioniten, Nazaräer und Manichäer besonders stark auf den Islam eingewirkt haben. Von dorther zum Beispiel hat Mohammed gewisse rituelle Gebräuche entlehnt, wie namentlich die Prosternation beim Gebet, welche noch heute bei den eingeborenen syrischen Christen genau in der von den Mohammedanern beobachteten Form üblich ist.[3]) Aber nicht blos in solchen Aeußerlichkeiten wird der Einfluß des Christenthums auf den eben entstehenden Islam erkennbar, auch auf die Glaubensvorstellungen und die Dogmatik desselben hat er sich erstreckt. Von einer Himmelfahrt Mohammed's zum Beispiel findet sich im Koran kaum eine Andeutung, dennoch ist die Lehre von einer solchen schon im ersten Jahrhundert poetisch ausgebildet und ein sehr wesentlicher Theil des mohammedanischen Katechismus geworden: dieselbe ergibt sich aber bei näherer Betrachtung als die Nachbildung einer um die Zeit der Neronischen Christenverfolgung entstandenen christlichen apokryphen Schrift, die „Himmelfahrt des Propheten Jesaias".[4]) Ebenso sind der mohammedanische Glaube an

die Wiederkehr, der sich namentlich bei den Schiiten in Gestalt der Vorstellung findet, daß ein Nachkomme Ali's auferstehe und daß man selbst in einem gewissen Zeitraume nach dem Tode, mindestens aber in vierzig Tagen zum irdischen Leben auferweckt werden werde, und der Glaube an die Auferstehung aus dem Grabe nachweislich jüdisch-christlichen Ursprungs und wahrscheinlich schon vor Mohammed den Arabern bekannt gewesen. Vornehmlich aber ist die ganze mohammedanische Theologie als System und besonders der Katechismus der Mohammedaner ausgebildet unter maßgebendem Einfluß des Christenthums. Die ganze äußere Form und Anlage der ältesten hierher gehörigen arabischen Schriftwerke erinnert auf das lebhafteste an ähnliche Tractate der Kirchenväter. Auch liegt der Ursprung dieser Verwandtschaft ja deutlich erkennbar zu Tage: war doch Damascus, der Sitz der ommijadischen Khalifen und zugleich der entstehenden mohammedanischen Theologie, zu gleicher Zeit auch der einer blühenden christlichen Theologenschule, wo ein reges geistiges Leben herrschte und mohammedanische und christliche Theologen in stetem Verkehr und Gedankenaustausch miteinander standen. Religiöse Besprechungen waren durchaus gewöhnlich, wie wir ja auch Berichte über solche bei Johannes Damascenus und Theodor Albucara überliefert haben. Dort und auf diesem Wege haben zuerst die Araber von den dialektisch fein geschulten byzantinischen Theologen die Schlagfertigkeit in der Beweisführung und die von ihnen späterhin so hoch geschätzte dogmatische Spitzfindigkeit gelernt, und von hier aus erklärt sich leicht die überraschende Aehnlichkeit, die sich in Anlage und Gliederung des Systems zwischen der mohammedanischen und der byzantinisch-christlichen Dogmatik findet. So ist denn auch für die Entstehung der ersten mohammedanischen Sekten die vom Christenthum ausgehende Anregung besonders

wichtig geworden. Die Morgiten z. B. leugneten in Uebereinstimmung mit der orientalisch-christlichen Kirche, welche hier in scharfem Gegensatz stand zu ihrer abendländischen Schwester, die Ewigkeit der Höllenstrafen, und von ihrer sich schon darin offenbarenden mildern Denkweise ist viel in die des spätern Islam übergegangen. Noch auffallender sind die christlichen Ideen in den Lehren der Kadariten, der sogenannten Freidenker, welche späterhin als Motaziliten eine sehr bedeutende Rolle in der Gesammtentwickelung des Islam gespielt haben. Ganz wie die byzantinischen Theologen beschäftigten sich dieselben besonders gern mit Speculationen über die Natur und die Attribute des göttlichen Wesens.[5]) Sie halten fest an der Lehre von der Willensfreiheit, welche ohne Frage ganz unmittelbar dem Christenthum entlehnt ist, indem sie kurze Zeit nur nach dem Eindringen der Araber in Damascus selbst durch Johannes Damascenus und seinen Schüler Theodorus Albucara zuerst aufgestellt worden war. Mit ebendiesen Theologen sind die Motaziliten auch einig in dem Satze, daß Gott die Menschen nur nach ihren guten und bösen Thaten beurtheile — eine Anschauung, welche zu dem ertödtenden Fatalismus des Islam in einem bemerkenswerthen Gegensatze steht.[6])

Sehr hoch darf ferner die sociale Einwirkung angeschlagen werden, welche in jenen ersten Jahrzehnten das christliche Element auf den Islam und seine Bekenner ausgeübt hat. Zunächst nämlich waren die Christen im Khalifat durchaus nicht eine unterdrückte oder gar eine rechtlose Klasse, vielmehr hatten sie sogar Zutritt bei Hofe und begegnen uns dort nicht selten im Besitze der wichtigsten Vertrauensposten: Sergios, der Vater des Johannes Damascenus, war Rath des Khalifen Abd-Olmalik, und nach seinem Tode stieg der große Theologe selbst zu der Würde eines

Protosymbulos auf. Ganz im Gegensatze zu den heute herrschenden Einrichtungen durften damals die Christen unangefochten die Moscheen betreten und öffentlich mit dem goldenen Kreuze geschmückt erscheinen. Ferner aber machte sich der christliche Einfluß nun ohne Frage außerordentlich eindringlich geltend durch die große Menge der zum Islam übergetretenen Christen, der sogenannten „Neumuselmänner“. Der echte Araber allerdings wollte von der sofortigen vollen socialen Gleichstellung dieser Neubekehrten nichts wissen, nach seiner Meinung sollten dieselben zunächst als Clienten minder geachtet und auch in religiöser Hinsicht nicht gleich als vollberechtigt dastehen. Thatsächlich aber geschah eher das Gegentheil. Denn wie das überall unter ähnlichen Verhältnissen der Fall zu sein pflegt, so drängten sich auch hier die Uebergetretenen besonders eifrig und mit besonderm Erfolge zu den ein höheres Ansehen zu verleihen geeigneten Studien, wie namentlich dem des Koranlesens, der Exegese, der Traditionskunde, der Rechtswissenschaft, bemächtigten sich so sehr bald einer großen Menge wichtiger Posten und machten sich den anfangs mit Geringschätzung auf sie herabsehenden alten Anhängern des Propheten bald ganz unentbehrlich. Daß aber diese Neumuselmänner so viel christliche Anschauungen in den Islam hinüberbrachten und im Denken und Leben desselben einbürgerten, war ja unter solchen Umständen ganz unvermeidlich.

Nun hat aber noch auf einem andern Wege der Islam in jenen frühern Zeiten christliche Elemente in Menge in sich aufgenommen, dadurch nämlich, daß sehr viele äußerliche Einrichtungen und Anordnungen des neuen arabischen Staates von den unterworfenen Christen entlehnt wurden und so bei den Mohammedanern Sitten und Gebräuche sich einbürgerten, welche auf durchaus christlichen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Dies gilt zunächst von den

wichtigsten politischen Einrichtungen des auf Grund unaufhaltsamer Eroberung im Entstehen begriffenen Khalifats: dieselben sind im wesentlichen den Byzantinern entlehnt. Von diesen nahm man zugleich mit den eroberten Provinzen deren administrative und politische Eintheilung; byzantinisch war das Besteuerungssystem mit seiner Kopf- und Grundsteuer; byzantinisch war und blieb auch das Münzsystem. Und diese von den Unterworfenen entlehnten Einrichtungen blieben in Kraft auch unter der ganz neuen Staatsordnung, welche der Khalif Omar einführte und die communistische und demokratische Principien der radicalsten Natur auf Grund theokratischer Anschauungen zu einem höchst merkwürdigen Ganzen zu verschmelzen unternahm.

Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich im Gebiete der militärischen Einrichtungen der Araber: denn auch da haben dieselben die folgewichtigsten Neuerungen von den besiegten Byzantinern entnommen. Im Anfange nämlich sehen wir die Araber bei ihrem Eindringen in das griechische Reich noch ganz in der bei den Beduinenstämmen üblichen Art kämpfen; bald aber hatten sie dem Gegner seine militärischen Künste abgesehen und wußten sie mit dem durchschlagendsten Erfolge anzuwenden. Die alte Lineartaktik schwindet, und die Söhne der Wüste lernen sich in compacten Truppenkörpern bewegen und fechten; die althergebrachte Gliederung des Heeres nach Stämmen wird durch die in gleichmäßig abgemessene Corps ersetzt; ganz so wie ehemals die Römer und dann bis zuletzt die Byzantiner schlagen auch die Araber, im Widerspruch eigentlich mit ihrer leichtbeweglichen, unsteten Art, allabendlich ein festes Lager auf, mit Wall und Graben und den an ganz bestimmten Stellen angebrachten Thoren; besonders deutlich tritt der byzantinische Einfluß auf diesem Gebiete endlich zu Tage in der schnell zu großer Höhe gestiegenen Kunst-

fertigkeit in der Construction und Anwendung mächtiger, fernhin wirkender Belagerungsmaschinen: die Ballisten, Katapulten, die Widder, und wie die von ihnen mit so glänzendem Erfolge angewandten Kriegsgeräthe der Art sonst noch heißen mögen, haben die Araber ebenso wie das dem Belagerten so gefährliche Unterminiren mit der Schildkröte im Kampfe gegen die Griechen denselben abgesehen und sich zu eigen zu machen gewußt.[7])

Diese Bemerkungen werden genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß Christenthum und Islam vor dem Zeitalter der Kreuzzüge ursprünglich weder ihrem religiösen Wesen noch auch ihren äußern Beziehungen nach in einem durchaus feindlichen Verhältnisse, einem unausgleichbaren Gegensatze zueinander gestanden haben. Dem entspricht es nun auch vollkommen, daß thatsächlich von einem principiell feindlichen Verhältniß zwischen Christen und Mohammedanern vor den Kreuzzügen weder auf religiösem Gebiete noch sonst irgendwo eine Spur nachweisbar ist. Ganz besonders schlagend zeigt dies das Verfahren der Mohammedaner als Eroberer und als Herrscher. Dasselbe war ja bedingt durch die Satzung des Koran: „Jeder Krieg gegen Nichtmohammedaner ist gihâd", d. i. ein heiliger Krieg, d. h. geführt zur Sicherung und Ausbreitung des Glaubens. Ein solcher aber darf nicht eher beendet werden, als bis der Feind entweder bekehrt ist und sich zu Allah und dem Propheten bekennt, oder aber als Zeichen der Unterwürfigkeit Kopfsteuer zu zahlen sich verpflichtet. Es war damit den Mohammedanern für ihre Eroberungen eine Art des Verfahrens zur Pflicht gemacht, wie sie, freilich ohne auf eine bestimmte religiöse Vorschrift zurückgeführt zu werden, während des ganzen Mittelalters von den Deutschen im Kampfe gegen die Slawen und zuletzt ja namentlich noch von dem Deutschen Orden gegen die Preußen ganz

consequent durchgeführt worden ist, ohne daß jemand das Recht dazu, das besonders aus dem Berufe des Christenthums zur Weltherrschaft hergeleitet wurde, irgend anzuzweifeln gewagt hätte. Und ganz wie die Deutschen in ihrem Vordringen gegen die Slawen haben die Araber dieses Princip praktisch bethätigt, indem sie hart und grausam gegen die Besiegten nur da verfuhren, wo nicht eine dauernde Besitzergreifung beabsichtigt wurde, sondern es sich von vornherein nur um die zeitweilige Occupation militärisch wichtiger Positionen handelte. So geschah es in der Provence, in Italien, auf den östlichen Inseln und in Kleinasien, wo es sich nicht um häusliche Einrichtung, sondern nur um die Gewinnung und Behauptung zu Angriff und Abwehr wichtiger Grenzmarken handelte. Ganz anders, gut und milde, voller Schonung gegen die besiegten Andersgläubigen, von denen man nichts verlangt als die Entrichtung der Kopfsteuer, ist das Verfahren der erobernden Araber überall da, wo dieselben ein neugewonnenes Land dauernd behalten und in emsiger wirthschaftlicher Cultur die Hülfsquellen desselben nutzbar machen wollen. Es genügt an das milde Regiment zu erinnern, das die sonst so gefürchteten Sieger in Septimanien und Spanien, in Nordafrika und Aegypten und namentlich auch in Syrien geführt haben.

In allen diesen Gebieten finden wir die siegreichen Mohammedaner nun auch stets voller Schonung gegen die Christen und deren Kirchen, namentlich ausnahmslos da, wo die Unterwerfung entweder sofort oder doch ohne langen Widerstand erfolgt war. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, wenn man meint, daß, wo der Islam durch die siegreichen Waffen der Araber zur Herrschaft gekommen, nun sofort die christlichen Kirchen zerstört oder entweiht, der christliche Cultus gehindert, die Christen mishandelt und

verfolgt worden seien. Eine reiche Fülle von Thatsachen zeigt, daß dem nicht so gewesen ist. Bei der Eroberung von Damascus (635) z. B. fiel die eine Hälfte der Stadt durch Waffengewalt, die andere durch Capitulation in die Hände der Araber; infolge davon blieb denn auch die eine Hälfte der Johanneskirche, bis zu deren Mitte die Sieger eben vorgedrungen waren, als die Capitulation erfolgte, in dem Besitze der Christen und für den christlichen Gottesdienst vorbehalten, während die andere, eroberte dem Islam verfiel: lange Jahre aber haben unter demselben Dache, in demselben Gewölbe Christen und Mohammedaner nebeneinander ihrem Gott gedient, sodaß der Gesang der Priester sich mit den Worten der mohammedanischen Priester mischte.[8]) In Syrien haben die arabischen Eroberer nicht blos die Heiligegrabeskirche zu Jerusalem geschont, sondern scheinen überhaupt die christlichen Kirchen und Klöster unangetastet gelassen zu haben. Denn ohne das wäre die erstaunlich große Anzahl derselben ganz unerklärlich, welche zum Beispiel ein Palästinapilger um das Jahr 800 namhaft zu machen weiß.[9]) Ebenso zeigt der Reisebericht des russischen Geistlichen Daniel, der um 1113 nach dem Heiligen Lande pilgerte, daß damals fast alle Kirchen baulich sich im besten Zustande befanden, mit Marmorsäulen, kostbaren Ornamenten und Bildern[10]) reich geschmückt waren; neuen Ursprungs aber, erst durch die wenig mehr als ein Jahrzehnt zuvor in das Land gekommenen Kreuzfahrer geschaffen kann das nicht gewesen sein, da in so kurzer Zeit und bei der kläglichen Bedrängniß ihrer Lage die wenigen damals in Palästina seßhaft gewordenen Franken so großartige und kostbare fromme Werke nicht herzurichten vermochten. Zudem finden wir auch sonst eine Menge von Beispielen, welche die Schonung der christlichen Kirchen und des christlichen Cultus durch die siegreichen Araber zweifellos er=

weisen.[11]) Als 1085 die Spanier Toledo eroberten, waren sie erstaunt, die christlichen Kirchen in der Stadt unversehrt zu finden und zu vernehmen, daß der Gottesdienst in denselben ununterbrochen in herkömmlicher Weise gehalten worden sei. Eine gleiche Thatsache ergab sich bei der Eroberung Sardiniens, obgleich auf dieser Insel der wilde Muget eine Zeit lang ein barbarisches Schreckensregiment geführt hatte. Bei ihrem Eindringen in Sicilien zu Ende des 11. Jahrhunderts fanden die Normannen trotz der dreihundertjährigen mohammedanischen Herrschaft über die Insel große Massen von den Arabern nicht gedrückter Christen vor, die freilich die Milde ihrer Herren dadurch belohnten, daß sie sich sofort mit den fremden Eroberern gegen dieselben verbanden. Ebenso sehen wir, daß die gegen früher allerdings ziemlich zusammengeschmolzene christliche Gemeinde Nordafrikas unter dem Scepter der Almoraviden sich der vollkommensten Duldung erfreut: ihre Bischöfe stehen in ungehinderter Verbindung mit Rom und in ihrem Interesse unterhalten die Päpste freundschaftlichen Verkehr mit den Herrschern von Marokko, welche die eigentlichen und allein vollberechtigten Nachfolger des Propheten zu sein behaupteten.

Auch in dem Gebiete der rein politischen Beziehungen finden wir in den Jahrhunderten vor den Kreuzzügen sehr viele Beispiele, welche einen durchaus freundschaftlichen, auf gegenseitiger Anerkennung der Gleichberechtigung beruhenden Verkehr zwischen christlichen und mohammedanischen Herrschern und Staaten unwiderleglich erweisen und darthun, daß ein religiöser Gegensatz, wie er zwischen den beiden Religionen angenommen zu werden pflegt, damals durchaus nicht vorhanden gewesen ist. Es genügt an die lange Reihe gegenseitiger Beschickungen durch ehrende, meist mit kostbaren Geschenken erscheinende Gesandtschaften zu erinnern, welche durch jene ganze Zeit hindurch sich verfolgen läßt, an den

Verkehr, der zwischen Karl dem Großen und Harun-al-Raschid so gut wie zwischen Otto I. und Abderhaman von Cordova unterhalten wurde. Ferner finden wir auch in jener Zeit noch nicht selten bei mohammedanischen Fürsten hohe Aemter mit Christen besetzt, namentlich aber sind christliche Soldaten im Dienste derselben etwas sehr Gewöhnliches, wie zum Beispiel die Almoraviden von Marokko deren um das Jahr 1100 in beträchtlicher Anzahl besaßen.

Aehnliche Duldsamkeit bewiesen damals aber auch die christlichen Fürsten, oder vielmehr auch bei diesen findet sich nicht die Spur einer Denkweise, welche dem Christen jede engere Verbindung oder innigere Gemeinschaft mit dem Bekenner des Islam untersagt hätte. Die griechischen Kaiser z. B. haben stets arabische Krieger in ihrem Solde gehabt; mit diesen namentlich führten sie ihre Kriege gegen die Normannen. Die zahlreichen in Sicilien seßhaften Araber haben von den normannischen Herrschern der schönen Insel keine Art von Bedrückung zu erdulden gehabt, sondern sich wirthschaftlich und gesellschaftlich einer durchaus unabhängigen und günstigen Lage erfreut. Bekannt ist ja ferner, wie namentlich die arabischen Gelehrten an allen Höfen des Südens des größten Ansehens und oft verschwenderischer Gunstbezeigungen genossen, und Roger II. von Sicilien steht nicht allein, wenn er dem Edrisi die Mittel gewährte zur Herstellung seines berühmten 800 Mark schweren Globus, welcher das Bild der Erdoberfläche von China und Indien bis zur Straße von Gibraltar zur Anschauung brachte.

Ganz besonders aber mußten die Bekenner der beiden späterhin in so tödlicher Verfeindung einander gegenüberstehenden Religionen einander genähert und freundschaftlich verbunden werden durch die zwischen ihnen gleichzeitig sich entwickelnden internationalen Beziehungen und durch die enge Verknüpfung ihrer beiderseitigen Interessen durch Handel

und Seefahrt. Dieser Verkehr zwischen Christen und Mohammedanern ist uralt und wurde auch da nicht unterbrochen, als seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts im Südwesten Europas die Christen gleichmäßig erobernd vorzugehen anfingen und den arabischen Besitzstand in Spanien und Sardinien ebenso wie im nordwestlichen Afrika in Frage stellten. Schon in jenen frühern Zeiten hat Venedig als Vermittlerin zwischen Christen und Mohammedanern eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Begünstigt durch den schnellen Rückgang der byzantinischen Seemacht und unbeirrt durch die seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts in größern Zwischenräumen immer wiederholten Decrete der griechischen Kaiser gegen den Handel mit den Konstantinopel so gefährlichen Arabern hat Venedig mit allen mohammedanischen Staaten des ganzen Mittelmeergebietes Handelsverkehr und daher freundschaftliche Beziehungen unterhalten; namentlich schickte es seine Flotten nach Syrien, um von dort die kostbaren Producte Indiens zu beziehen, und ebenso nach Aegypten, wo auch Pisa und Genua lebhaften Verkehr unterhielten. Von Sicilien, Neapel, Salerno und Amalfi wurden rege Handelsbeziehungen zu Nordafrika und Syrien unterhalten; Marseille stand seit alter Zeit in lebhaftem Verkehr mit Aegypten.

Aus den bisher berührten Momenten ergibt sich nun, wie es uns scheinen will, mit voller Sicherheit die meist völlig verkannte Thatsache: es hat vor den Kreuzzügen weder ein religiöser, noch ein politischer, noch auch ein wirthschaftlicher Gegensatz zwischen Christenthum und Islam in der Art bestanden, daß beide nebeneinander und in Liebe und Freundschaft zu existiren geradezu als unmöglich erkannt und daher stets sich gegenseitig auszurotten gestrebt hätten, im Gegentheil ist das Verhältniß zwischen Christenthum und Islam vor den Kreuzzügen in der Haupt-

sache beherrscht durch beiderseits geübte religiöse Duldsamkeit, durch gegenseitige fördernde Anregung und durch die vorurtheilslose Pflege der ihnen beiden gemeinsamen politischen und wirthschaftlichen Interessen.

II.

Wenden wir uns nunmehr zur Beantwortung der Frage, in welcher Weise das bisherige Verhältniß von Christenthum und Islam durch die Kreuzzüge und deren Nachwirkungen umgestaltet worden ist.

Zur Beseitigung weitverbreiteter irriger Vorstellungen muß da gleich das eine nachdrücklichst betont werden, daß die Kreuzzüge nicht ursprünglich und nicht der Idee nach ein Glaubenskrieg waren, daß vielmehr diese angebliche, späterhin allein betonte Tendenz erst nachträglich, wenn auch ziemlich bald, mit einer gewissen Absicht von der durchaus legendarisch gestalteten Tradition hineingetragen worden ist. Das festzuhalten ist zu einer richtigen Beurtheilung des anfänglichen Verlaufes der Kreuzzugsbewegung von der höchsten Wichtigkeit.

Klar und bestimmt gefaßt hat den späterhin durch die Kreuzzüge verwirklichten Gedanken bekanntlich zuerst Papst Gregor VII. Aber nach den auf sein Vorhaben bezüglichen Erlassen, die auf uns gekommen sind, handelte es sich für ihn gar nicht um das, was späterhin Kern und Wesen der Kreuzzugsbewegung geworden ist oder geworden sein sollte, sondern um eine aus kirchenpolitischen Rücksichten gebotene Rettung Kleinasiens vor dem Andrange der Seldschuken, die selbst Konstantinopel schon als gefährdet erscheinen ließen: das Heilige Grab wird nur ganz beiläufig und ohne jede stärkere Betonung erwähnt; es handelt sich überhaupt erst in zweiter Linie um den Kampf gegen die Ungläubigen, in erster Linie steht deutlich genug die Ausbreitung der welt-

lichen Herrschaft des Papstthums, insbesondere erscheint die Unterwerfung der Griechen unter Rom als das eigentliche Ziel Gregor's VII.: der von ihm gewollte Kreuzzug ist erst im Jahre 1204 mit der Gründung des lateinischen Kaiserthums verwirklicht worden. Auf der andern Seite freilich kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß unter dem mächtigen Einfluß des von Cluny ausgegangenen ascetischen Geistes der alte fromme Brauch des Wallfahrens nach dem Heiligen Lande gewaltiger als je zuvor in Uebung gekommen war. Diesen beiden Momenten aber, dem hierarchischen und dem ascetischen, kamen nun, um die Kreuzzugsbewegung zu fördern und zu fast unwiderstehlicher Gewalt zu steigern, zu Hülfe die schweren socialen Misstände, an denen die meisten abendländischen Staaten krankten und die aus einzelnen derselben eine förmliche Massenflucht bewirkten — eine Erscheinung, welche in der vor etlichen Jahrzehnten so starken deutschen Auswanderung nach Amerika ihr vollständig entsprechendes Seitenstück gefunden hat. In Frankreich suchte das in trostlosem Elend schmachtende Landvolk durch Annahme des Kreuzes sich vor dem unerträglichen Gewaltdruck seiner Herren zu retten; in Deutschland hatten die Schrecknisse des Investiturstreites ganz ähnliche Stimmungen erzeugt; aus England zog man mit dem rothen Kreuze nach dem fernen Osten, um sich der furchtbaren normannischen Despotie zu entziehen. Dazu kam, daß fast überall in Europa Jahr auf Jahr folgende Misernten eine Hungersnoth erzeugt hatten: während derselben hatte der kleine Besitzer, um sein Leben zu fristen, seine ganze Habe verschleudert; jetzt stand er mittellos da, den sichern Ruin vor Augen: getrost schloß er sich dem Kreuzzuge an, der ihm einen unverhofften Rettungsweg darbot, da er fort mußte, um nicht zu verhungern.[12]) Obenein verhieß ja die Theilnahme an der auch durch ihre Abenteuerlichkeit ver-

lockenden Fahrt mancherlei reichen Gewinn: wenn er das Kreuz nahm, wurde der Leibeigene frei, erlangte der Schuldner Erlaß seiner Schulden, der Gebannte wurde losgesprochen und der Mönch entging in guter Form der strengen Klosterzucht. Nicht aus dem plötzlichen Aufwogen einer gewaltsam vorwärts stürmenden religiösen Begeisterung, sondern aus dem Zusammenwirken dieser äußern Verhältnisse, dieser wirthschaftlichen und socialen Misstände ist die erstaunliche Massenhaftigkeit der Betheiligung an dem ersten Kreuzzuge zu erklären. Aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage, nicht aus Glaubensbegeisterung brachen damals ganze Dorfgemeinden auf, zogen Mann und Weib, Kinder und Gesinde auf gut Glück, ungerüstet, ohne Führer hinaus zu dem großen Abenteuer, auf dem sie nicht mehr verlieren konnten, als wenn sie daheim in Hunger und Unfreiheit zu Grunde gingen, wohl aber die Möglichkeit hatten, irgendwie eine Art von Glück zu machen. Daraus erklärt sich auch die kolossale Vergeudung von Menschenmaterial, durch welche die Kreuzzugsbewegung sich dem Abendlande zunächst bemerkbar gemacht hat.

Demnächst aber kommt nun für die Beurtheilung der Umgestaltung, welche das Verhältniß zwischen Christenthum und Islam durch die Kreuzzüge erfahren hat, wesentlich in Betracht die Lage, in der die abendländischen Einwanderer, die „Franken“, sich nach der Eroberung Palästinas zunächst befanden. Auch in diesem Falle bietet die Wirklichkeit ein wesentlich anderes Bild dar als die durchaus legendarisch gestaltete Tradition, welche im schreiendsten Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen Gottfried von Bouillon darzustellen liebt als einen an der Spitze eines vollkommen ausgebildeten Feudalorganismus mächtig waltenden Herrscher. Zunächst ist nämlich von einem Feudalstaate in Palästina in jener Zeit noch durchaus keine Spur vorhanden, denn

zur Bildung und Erhaltung eines solchen waren gar nicht genug Ritter vorhanden: wissen wir doch, daß nach dem Heimzug der meisten Kreuzfahrerfürsten alles in allem etwa 200 Ritter im Heiligen Lande zurückblieben und daß die vorhandenen Fußtruppen zur Besetzung nur von Jerusalem, Jaffa, Ramla und Kaifa ausreichten[13]), daß im Jahre 1101 nur 900 Mann ins Feld gestellt werden konnten und daß man gar 1105, bei Aufbietung aller Kräfte, bei Einziehung auch des letzten nothdürftig brauchbaren Mannes, es doch nur alles in allem auf 2000 Mann brachte![14]) Mit dem Bürgerthum aber stand es um nichts besser: auch nicht die bescheidensten Anfänge zu communalem Leben sind nachweisbar. Ueberhaupt kann man sich die Bevölkernng Palästinas in jener Zeit nicht dünn und dürftig genug denken. Abendländische Ansiedler gab es erst eine verschwindend geringe Zahl; die Araber waren theils geflohen, theils getödtet, theils wurden sie verjagt, da man durch ihre Nähe die Heiligthümer zu entweihen meinte; die wenigen, die so im Lande blieben, rächten sich durch Diebstahl und Raub für den auf ihnen lastenden Druck; die Surianer aber, d. h. die eingeborenen Christen, entartet und verwildert wie sie waren, theilten in der Hauptsache das Schicksal der Araber. Nach alledem ist es ein sehr klägliches Gesammtbild, das sich uns von den Anfängen der durch den ersten Kreuzzug begründeten christlichen Herrschaft in Palästina ergibt.[15]) Die Herrschaft der Christen war beschränkt auf die Städte; das Land dazwischen war ganz in der Hand der Araber, welche den fremden Eindringlingen bitter verfeindet waren und durch Wegelagerei jeden Verkehr hinderten; ja, auch in den meist trümmerhaften und unbewohnten Städten hausten Diebstahl und Mord, nur in der Nähe der Städte waren die Araber und zum Theil auch die Surianer den im Lande gebliebenen Rittern als Hörige

zugewiesen, vernachlässigten aber absichtlich den Ackerbau, um ihre Unterdrücker auszuhungern und so aus dem Lande zu nöthigen. Kurz, die Lage der ersten fränkischen Ansiedler in Syrien stellt sich uns als eine ganz elende dar. Die ganze Zukunft der christlichen Colonie hing ab von der Menge und der Beschaffenheit des Zuzugs, der aus dem Abendlande nachströmen sollte. Dieser war nun im Anfang sehr dürftig, nahm erst verhältnißmäßig spät einen beträchtlichern Umfang an und brachte dann neue, sehr verderblich wirkende Uebelstände mit sich.

Die gesammte fernere Entwickelung der Franken im Heiligen Lande litt nämlich von vornherein daran, daß die späterhin massenhaft kommenden Zuzügler aus dem Westen mit sich in die neue Heimat alle die Gebrechen, Fehler und Laster brachten, welche die Einwohnerschaft eines blos um leichten Glückes und mühelosen Gewinnes willen aufgesuchten Landes zu charakterisiren pflegen. Zunächst nämlich ergab die aus allen Ländern Europas erfolgende Einwanderung ein so buntes Gemisch aller möglichen Völker- und Stammesbruchtheile, daß eine Durcharbeitung und Zusammenfügung derselben zu irgendeiner Art von nationaler Einheit von vornherein unmöglich wurde. Diesen Eindruck haben alle empfangen, die in jenen Zeiten das Heilige Land besucht haben. Johann von Würzburg[16]) z. B., der im Jahre 1165 Palästina bereiste, zählt als Bewohner Palästinas und insbesondere Jerusalems auf Franzosen, Normannen, Provenzalen, Auvergnaten, Burgunder, Italiener und Spanier und ärgert sich darüber, daß man alle in dem heiligen Kriege vollführten Großthaten den „Franken“ zuschreibe, während doch die tapfern Deutschen auch ihren redlichen Antheil daran gehabt — der biedere Mönch weiß offenbar nicht, daß man unter dem Namen „Franken“ die Gesammtheit der abendländischen Einwanderer verstand im

Gegensatz zu den in Palästina Einheimischen, Arabern sowol wie Christen. Und im 13. Jahrhundert hebt Jakob von Vitry[17]) nachdrücklich hervor, wie das Heilige Land von den verschiedensten Geschlechtern der Menschen erfüllt sei und man dort alle Nationen und alle Sprachen vertreten finde. Interessant ist dabei, wie er die einzelnen kritisirt und charakterisirt. Die „fortitudo gentium", die kriegerische Kraft, läßt er besonders durch die Deutschen und Franzosen vertreten sein, deren militärischen Tugenden er die wärmste Anerkennung zollt; andererseits rühmt er besonders das gute Gedeihen der Italiener in den neuen Verhältnissen, namentlich das der seetüchtigen Venetianer, Genuesen und Pisaner; richtig erklärt er dasselbe aus ihrer Mäßigkeit im Essen und Trinken, ihrer rastlosen Betriebsamkeit und ihrem praktischen, nüchternen Sinn, dem er den allzu leicht entzündbaren Glaubenseifer der Deutschen, Franzosen und Engländer nicht ohne eine gewisse Ironie entgegensetzt. Die außerordentliche Buntheit des im Heiligen Lande sich findenden Volksgemisches wird nun auch durch eine Reihe von urkundlichen Zeugnissen bestätigt und im einzelnen lehrreich veranschaulicht. Bei der Gründung einer Bürgercolonie in Bersabe Jude, d. i. Betgibelin[18]), im Jahre 1108 werden unter den Ansiedlern genannt Leute aus Gascogne, Poitou, Burgund, Carcassonne, aus der Lombardei, Catalonien und Flamland. In den auf die Besitzungen des Heiligen Grabes zu Jerusalem bezüglichen Urkunden kommen in den Jahren 1132—78 Franzosen, Italiener, Spanier, Deutsche und Ungarn vor, und zwar Franzosen aus Périgord, Poitou, Anjou, Tours, Berry und Bourges, so gut wie aus Limoges, Auvergne, Provence, Valence, Gascogne, Bourgogne und aus Cavaillon, Boulogne und der Normandie; die Italiener setzen sich zusammen aus Normannen, Lombarden, Venetianern und Pisanern, die Städte Aversa

und Brindisi sind namentlich vertreten[19]); doch sind dabei die großen venetianischen Communen, zum Beispiel in Tyrus, und die Niederlassung der Genuesen in Acca noch gar nicht in Betracht gezogen; neben Spaniern schlechtweg kommen namentlich Catalonier und dann Leute aus Barcelona vor. Uebrigens muß noch ausdrücklich bemerkt werden, daß bei dieser Uebersicht die Geistlichkeit, in welcher eine noch viel größere Buntheit herrscht und alle abendländischen Nationalitäten vertreten waren, ganz außer Berechnung gelassen ist.

Ein solch wirres Völkergemisch, in ein fremdes Land und ein dem Einzelnen ungewohntes Klima geschleudert, konnte selbstverständlich die Bildung eines einheitlichen und damit lebensfähigen Volkes nicht aufkommen lassen. Schon in der so ungleichartige Bestandtheile rein äußerlich zusammenfügenden Mischung aller möglichen Nationalitätsfragmente lag der Anfang zur Entartung und Verwilderung begründet. Andere Momente kamen hinzu, um die Demoralisation zu steigern und ihr Hereinbrechen zu beschleunigen. Dahin sind zunächst das Klima und die lockere Lebensweise der abenteuernden Einwanderer zu rechnen. Nicht minder trug dazu bei die völlige Rechtlosigkeit der im Lande vorgefundenen Bevölkerung, die mit ihrer Freiheit, ihrem Eigenthum und ihrem Leben ganz in die Hand der Eroberer gegeben war, welche zu allem und jedem berechtigt zu sein glaubten und mit einem sie über jegliches Recht erhebenden göttlichen Privileg ausgestattet zu sein wähnten. So wurde Palästina denn bald das gelobte Land für alle diejenigen, welche daheim social oder wirthschaftlich unmöglich geworden waren, ein beliebter Zufluchtsort namentlich der vor drohender Strafe flüchtenden Verbrecher. Das beweisen die übereinstimmenden Zeugnisse aller mit Land und Leuten vertrauten Zeitgenossen. Burkhard von Monte-Sion[20]) z. B. bezeichnet von all dem nichtsnutzigen Gesindel, das nach

ihm die Heilige Stadt selbst erfüllt, die Lateiner, d. h. die abendländischen Katholiken, als die allerschlimmsten, und als Grund dafür gibt er an: „Wer etwas Böses begangen hat, der Mörder, der Räuber, der Dieb, der Ehebrecher, fährt über das Meer nach dem Osten, angeblich als Büßer, thatsächlich weil er aus Furcht vor Strafe nicht daheim zu bleiben wagt. So strömen sie von den verschiedensten Seiten dorthin zusammen, aber sie wechseln doch nur den Himmelsstrich, nicht ihre Gesinnung: denn nachdem sie ihre mitgebrachte Habe vergeudet haben, müssen sie von neuem erwerben und begehen dazu schlimmere Dinge als zuvor.“ Nach Burkhard's Bericht liebten es solche Abenteurer namentlich als Herbergsväter unehrlichen Gewinn auf Kosten der sich ihnen anvertrauenden Landsleute zu machen; Gaunerei und Liederlichkeit wuchsen so von Generation zu Generation. Auch Jakob von Vitry[21]) läßt den aus dem Abendlande nach Palästina kommenden Zuzug bestehen vorzugsweise aus Dieben, Mördern, Räubern, Piraten, Ehebrechern, Trunkenbolden und Spielern, entlaufenen Mönchen und Nonnen, Buhlerinnen und ihren Männern durchgegangenen Weiber, die dann im Heiligen Lande alle um so zügelloser ihren Leidenschaften fröhnen, je weiter sie der Heimat und der Aufsicht der Ihrigen sich entrückt wissen. Ja, nach demselben Berichterstatter wurden zum Tode verurtheilte Verbrecher begnadigt unter der Bedingung der Auswanderung nach Palästina! Weiterhin entwirft dann Jakob von Vitry ein geradezu abschreckendes Bild von der sittlichen Verkommenheit der Franken in Palästina, von welcher nach ihm namentlich auch der Klerus völlig verdorben ist. Andere Zeugnisse, besonders auch solche von mohammedanischer Seite bestätigen diese trostlose Schilderung im ganzen wie im einzelnen.[22])

Nach alle dem wird man die aus dem Abendlande nach

Palästina verpflanzten Christen als zu einer höhern Culturentwickelung im wesentlichen unfähig bezeichnen dürfen. Was aber in dem Heiligen Lande sonst an christlichen Elementen vorhanden war, taugte sicherlich nicht viel mehr. Denn die Surianer, d. h. die alteinheimischen syrischen Christen waren verdorben durch eine seit Jahrhunderten auf ihnen lastende entsittlichende Fremdherrschaft, erst der Byzantiner, dann der Araber; übereinstimmend werden sie uns geschildert als hinterlistige Füchse, als diebisch, beute- und raublustig; selbst Wilhelm von Tyrus[23]) erklärt, daß sie fast immer mit den Sarazenen gegen die Franken gemeinsame Sache machen. Die Pullanen aber, die Mischlinge, von fränkischen Vätern und arabischen Weibern abstammend, waren physisch und moralisch gleich heruntergekommen, ein verlumptes, feiges und durchaus spitzbübisches Gesindel von Gaunern und Dieben.

Wie hätte nun aber bei einer solchen Beschaffenheit der Einwanderer und einer solchen Verkommenheit der eingeborenen Christen aus dem Frankenthum an sich wol irgendetwas Lebensfähiges und Gesundes hervorgehen sollen? Bei den christlichen Elementen im Heiligen Lande war für dasselbe, wie man wird zugeben müssen, keine Art von geistig oder sittlich fördernder Anregung zu gewinnen. Hat eine solche dennoch stattgefunden, so kann sie füglich nur von den Arabern, von seiten der Mohammedaner ausgegangen sein. Und so stellt sich uns denn das Verhältniß zwischen christlicher und arabischer Cultur auch thatsächlich dar.

Zunächst nämlich kann es für den unbefangenen Beobachter keinem Zweifel unterworfen sein, daß im Beginn der Kreuzzugszeit die Araber nicht blos an wirthschaftlicher Cultur, sondern auch an geistiger und sittlicher Bildung hoch über ihren fränkischen Gegnern standen. Allerdings war

die ehemalige herrliche Blüte des arabischen Geisteslebens damals schon verwelkt; die ganz außerordentliche Höhe aber, welche die geistige Cultur der Araber einst erreicht hatte, läßt darauf schließen, daß auch die davon vorhandenen Reste noch glänzend genug gewesen seien. Waren doch zu Anfang der Kreuzzugsbewegung noch keine zwei Menschenalter verflossen, seit der Osten der Sitz der vollendetsten Cultur gewesen war, welche das Mittelalter überhaupt gezeitigt hat.[24]) Damals aber war Bagdad nicht blos die Hauptstadt eines weiten Reiches, sondern auch der Brennpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen gewesen. Dort hatten arabische Gelehrte sich mit liebevoller Hingabe und hoher Begeisterung in das Studium der dem Abendlande nur als Schemen bekannten griechischen Philosophen, des Aristoteles und des Plato vertieft, hatten andere dem Vorgange des Ptolemäus und des Euklid folgend die Mathematik und Astronomie wirklich wissenschaftlich zu treiben begonnen und noch andere von Hippokrates und Galenus aus die Heilkunde entwickelt und auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung in die Geheimnisse der Natur einzudringen versucht. Auch die juristischen und politischen Disciplinen sind dort zuerst mit wissenschaftlichem Geiste erfaßt worden. Dort zuerst hat man, tiefsinnig und praktisch zugleich, über die Bedingungen staatlichen Lebens speculirt und politische Systeme und juristische Theorien entwickelt, welche alles auf diesem Gebiete von andern Völkern im Mittelalter Geleistete weit hinter sich lassen. Man erstaunt über den ungeahnt humanen Geist, der alles charakterisirt, was aus diesen Reihen der mohammedanischen Gelehrten und Philosophen von Bagdad stammt. Dort perhorrescirte man die Schmach des Eunuchenhandels und eiferte gegen die Thierquälerei; aber nicht minder im Gebiet des Rechtslebens, der Verwaltungslehre und des Finanzwesens lassen sich

20*

merkwürdige Spuren einer hochgehenden Culturbewegung nachweisen. Die ehemals in ihrer Vollkommenheit unübertroffene Steuergesetzgebung war freilich ebenso wie das alte Zollsystem, das zwischen den einzelnen Theilen des gewaltigen Reiches keine durch Zwischenzölle gekennzeichnete Schranke zuließ, mit der zunehmenden Despotie des entartenden Khalifats und der Bildung mehr oder minder unabhängiger Theilfürstenthümer längst außer Wirksamkeit gekommen. Aber trotz alledem und obgleich manche von den großartigen und in der Praxis glänzend bewährten Einrichtungen der ältern Zeit theils ganz geschwunden, theils den selbstsüchtigen Zwecken der Machthaber dienstbar gemacht worden waren, hatte doch die damals entwickelte mächtige intellectuelle Strömung vorzugsweise gerade die Mittelklassen durchdrungen und namentlich die mohammedanischen Bürger der Städte zu Trägern der geistigen Cultur gemacht, sodaß diese und die wesentlichsten von ihren Ergebnissen den Verfall des Khalifats überdauert hatten und auch im Zeitalter der Kreuzzüge noch nachwirkten.

Diese Nachblüte des geistigen Lebens ist nun auch gerade in dem von der fränkischen Eroberung heimgesuchten Syrien deutlich erkennbar. Man lese einmal die arabischen Geschichtschreiber der Kreuzzüge, etwa Ibn-al-Atir's (geb. 1160, gest. 1233) Geschichte der Atabegs, Emad-eddin's (1125—1201) unter dem Titel „Licht Syriens" gehende Geschichte der Eroberungen Saladin's oder des trefflichen Boha-eddin (1145—1235) Leben des großen mohammedanischen Helden und Herrschers und stelle diesen Arbeiten das Beste an die Seite, was in der gleichen Zeit die Historiographie im Abendlande geschaffen hat, und man wird nicht lange in Zweifel sein, wo mehr von wirklich historischem Geist, mehr Sinn für die Form und größere Kunst der Darstellung vorhanden ist. Auch an der reichen Nachblüte der arabischen Dichtung

und der arabischen Wissenschaft hat Syrien seinen vollen Antheil gehabt. Besaß doch das syrische Tripolis zur Zeit des ersten Kreuzzuges durch das wissenschaftliche Interesse und den Sammeleifer der dort herrschenden Familie Ibn-Ammar eine Bibliothek von nicht weniger als 100000 Bänden und wird eben um jene Zeit von Elmacin geradezu als die „Stadt der Gelehrten“ gefeiert.[25]) Welcher Geist damals auch das politische Leben der leitenden mohammedanischen Kreise beseelte, das geht zum Beispiel recht deutlich hervor aus den Instructionen, welche 1190 Saladin den mit der Bitte um Hülfe gegen die Christen nach Marokko geschickten Gesandten mitgab.[26]) Auch das darf als ein Beweis einer bei den Christen jener Zeit zum mindesten sehr seltenen humanen Gesinnung angeführt werden, daß Saladin für seine kranken und verwundeten Soldaten gewissenhaft sorgte, wie er zum Beispiel bei der Belagerung des festen Jaffa Zelte und Chirurgen für die Verwundeten im Lager bereit hielt.[27])

Augenfälliger noch als auf dem Gebiete der geistigen Cultur ist die Ueberlegenheit der Araber den fränkischen Eroberern Palästinas gegenüber auf dem der wirthschaftlichen Cultur. Als ein Wüstenvolk haben sich die Araber von jeher für die Geschenke eines reiche Früchte spendenden Bodens besonders dankbar gezeigt: für die ihnen daheim nicht gewährten Segnungen des Ackerbaues sind sie alle Zeit besonders empfänglich gewesen und haben, wo sie seßhaft wurden, demselben besonders emsig und meistens auch mit besonders gutem Erfolge obgelegen. Söhne eines wasserlosen Landes sind sie geradezu unübertroffen in der geschickten und sorgsamen Benutzung des kostbaren Elements, von dem sie so leicht nicht einen Tropfen unverwerthet sich entlaufen lassen. Bekannt ist, wie außerordentlich vielseitig der Gewerbebetrieb sich bei den Arabern gestaltet hat und

zu wie hoher Vollendung es dieselben in manchen Zweigen (zum Beispiel der Weberei, der Färberei, Metallarbeit und Goldschmiedekunst) gebracht haben. Auch in emsiger Handelsbetriebsamkeit, als Kaufleute zu Land und zur See, über Gebirge und durch Wüsten wandernd, die Küsten entlang segelnd und das offene Meer kühn durchkreuzend, haben die Araber es früh den unternehmungslustigsten Abendländern, wenn nicht zuvor-, so doch sicherlich gleichgethan, und wir müssen nach alledem wol einräumen, daß auch die Mohammedaner Syriens den mit dem Beginn der Kreuzzüge gegen sie anstürmenden Vertretern der damaligen Cultur des Abendlandes in manchen Beziehungen unfraglich überlegen waren, in allen andern denselben aber ebenbürtig zur Seite standen.

Im Hinblick auf diese Thatsache hat es nun ein besonderes Interesse, die Entwickelung zu verfolgen, welche infolge der Kreuzzüge die Beziehungen zwischen Christen und Mohammedanern in Syrien genommen haben. Von einem Gegensatze von so principieller Schärfe, daß von einem sich gegenseitigen Dulden nicht hätte die Rede sein können, daß ein erst mit dem Untergange des einen Theils endender Vernichtungskampf nothwendig gewesen wäre, finden wir nun im Anfange des Kreuzzugszeitalters und noch während der nächsten Menschenalter nicht die geringste Spur, vielmehr treffen wir auf zahlreiche Thatsachen, welche es unwiderleglich darthun, daß außerhalb der Sphäre des politischen und religiösen Gegensatzes ein freundliches Verhältniß zwischen Christen und Mohammedanern damals selbst in Palästina möglich war und vielfach bestanden hat. Vorurtheilslos haben zum Beispiel allezeit die Mohammedaner die guten Eigenschaften und verdienstlichen Thaten ihrer christlichen Gegner, selbst da, wo dieselben auf ihre eigenen Kosten offenbar wurden, anerkannt: feierte doch sogar ein

arabischer Dichter den Grafen von Saint-Gilles wegen seines heldenmüthig erstrittenen Sieges bei Ascalon [28]); Bohaëddin hat Worte warmer Anerkennung für die Tapferkeit der vor Acca gegen Saladin fechtenden Christen; Saladin selbst soll die vielgepriesene Wohlthätigkeit des Johanniterordens erprobt, bewährt befunden und laut gerühmt haben; mit vollster Unparteilichkeit würdigt später Gemal-eddin die persönlichen und militärischen Tugenden Ludwig's IX. von Frankreich. Auch bei vielen Christen finden wir in jener Zeit eine solche Unbefangenheit des Urtheils: jener tapfere Normanne zum Beispiel, der im Gefolge Boemund's und Tancred's den ersten Kreuzzug mitmachte und seine Erlebnisse in den „Gesta Francorum" beschrieb, spendet freigebig den kriegerischen Tugenden seiner ungläubigen Gegner warmes Lob und gefällt sich — anders als die meisten Berichterstatter — nicht in der möglichst breiten und stark gefärbten Schilderung der von unmenschlichen Christen gegen dieselben verübten blutigen Greuelthaten; der syrische Christ Abufaradsch steht nicht an über den von andern so abschreckend dargestellten Zenghi ein außerordentlich günstiges, die guten und großen Eigenschaften desselben nachdrücklich hervorhebendes Urtheil in seinem Geschichtswerke niederzulegen [29]); besonders lehrreich aber ist es, daß im 13. Jahrhundert Ricoldus de Monte Acuto [30]), der als Missionar lange Jahre inmitten der Sarazenen und in der innigsten Gemeinschaft mit denselben gelebt hatte, von denselben mit der höchsten Achtung spricht, ja sogar die sonst bei den Christen so abfällig beurtheilten Mohammedaner seinen eigenen Glaubensgenossen in warmen Worten als nachahmungswürdige Vorbilder hinstellt in Bezug auf sittlichen Eifer und gewissenhafte Treue gegen ihren Glauben und dessen Gebote. Also selbst in jenen Zeiten, wo sich der religiöse Gegensatz zwischen Christen und Mohammedanern

gegen früher doch so sehr verschärft hatte, war zwischen beiden die Möglichkeit friedlichen Nebeneinanderlebens, gegenseitiger Duldung und Förderung nicht ausgeschlossen. Und es blieb nicht bei der bloßen Möglichkeit, sondern wir finden thatsächlich selbst in den Zeiten heftigen Kampfes überraschend milde Formen des Verkehrs zwischen Christen und Mohammedanern im Schwange. Das an die homerischen Helden erinnernde ritterliche Begegnen einzelner Streiter auf dem Schlachtfelde, sowie der zwischen politischen und religiösen Gegnern unterhaltene höfliche Briefwechsel sollen nicht gerade dafür geltend gemacht werden, auch der Zug nicht, daß Saladin dem König Richard Löwenherz von England, als er von dessen Krankheit gehört hat, Eis und Früchte zur Erquickung zuschicken ließ.[31]) Mehr Gewicht ist ohne Frage darauf zu legen, daß verwandtschaftliche Verbindungen zwischen Christen und Mohammedanern durchaus nicht als etwas Unmögliches galten: nicht blos die Entstehung der Pullanen beweist das, sondern wir wissen auch, daß Richard Löwenherz die sich ihm bietenden politischen Schwierigkeiten schließlich durch die Vermählung einer seiner Verwandten mit dem Sultan Malek-el-Adl zu beseitigen dachte. Auch fehlt es nicht an Beispielen für den Abschluß von Waffen- und Blutsbrüderschaften[32]) zwischen christlichen und mohammedanischen Kriegern und Fürsten. Auch darauf darf hier hingewiesen werden, daß Christen und Mohammedaner vielfach durch die Bande des Lehnsverhältnisses verknüpft erscheinen; wir sehen zum Beispiel den Connetable von Toron keinen Anstoß daran nehmen, daß er die Lehnshoheit eines Ungläubigen über sich hat ergehen lassen.[33]) Ebenso fehlt es nicht an Beispielen dafür, daß auch noch im Zeitalter der Kreuzzüge und zwar in Palästina und Syrien selbst Christen mohammedanischen Fürsten als Söldner dienen und umgekehrt.[34])

Zu dieser Erscheinung stimmt es denn nun vollkommen, daß selbst in einer vorzugsweise durch Entflammung des Glaubenseifers charakterisirten Zeit, die, wie wir gesehen haben, ehemals zwischen Christen und Mohammedanern geübte religiöse Duldung noch keineswegs gänzlich geschwunden war, wenn sie auch — und das ist sehr bezeichnend — gewöhnlich nur auf der Seite der Bekenner des Islam zu finden ist. In Konstantinopel freilich, wo man nicht auf die von Rom ausgegebene Parole hörte und die gewichtigsten Gründe hatte, nicht mit den Kreuzfahrern, sozusagen, an demselben Strange zu ziehen, besaßen die seit alten Zeiten in beträchtlicher Anzahl dort lebenden Araber ihre eigene Moschee und durften in derselben offen und ungehindert ihren Cultus üben; im Jahre 1204, bei der Eroberung der griechischen Hauptstadt durch die Kreuzfahrer, wurde dieselbe natürlich zerstört; aber kaum war nach dem Sturze des lateinischen Kaiserthums im Jahre 1261 die griechische Herrschaft wiederhergestellt, so gab man auch den Mohammedanern ihre Moschee und die alte Cultusfreiheit wieder. Dagegen wird die religiöse Duldsamkeit, welche die Mohammedaner selbst während des Kampfes mit den fränkischen Eindringlingen übten, durch eine ganze Reihe von Thatsachen belegt. Der deutsche Geistliche Gerhard von Straßburg[35]) z. B., welcher im Auftrage Kaiser Friedrich's I. im Jahre 1175 als Gesandter an den Hof Saladin's nach Aegypten ging und dann von dort aus über die Sinaihalbinsel und Bosra nach Damascus, Jerusalem und Acca zog, fand nicht blos in Kairo christliche Kirchen, in denen völlig ungehindert der christliche Gottesdienst gehalten wurde, sondern er machte dieselbe ihn überraschende Beobachtung auch in Damascus und auf dem flachen Lande, ja er fand in einem Orte des Libanon eine Kirche mit einem wunderthätigen Marienbilde, zu welchem, wie er berichtet, selbst

Mohammedaner ihre Zuflucht zu nehmen pflegten. Saladin ließ, wenn er auch nach der Eroberung Jerusalems dem Glaubenseifer seiner erbitterten Krieger nicht Einhalt gebieten konnte, doch eine Menge von Kirchen und Klöstern völlig unangetastet bestehen [36]), und noch in einer Zeit, wo die Verbitterung der beiden Religionsparteien ihren höchsten Grad erreicht hatte, im Jahre 1270, fand der Sultan Bibars bei Jerusalem ein Kloster mit 300 Mönchen darin in völlig ungestörter Ruhe. [37])

Solche Züge beweisen jedenfalls das eine, daß auch in jener Zeit des besonders heiß entbrannten Glaubenskrieges tödliche Feindschaft zwischen Christen und Mohammedanern keineswegs das gewissermaßen Naturnothwendige war, daß auch damals noch Bekenner beider Religionen friedlich zusammenwirken und sich in den ihnen gemeinsamen Interessen gegenseitig unterstützen und fördern konnten. Daran hat es denn auch thatsächlich nicht gefehlt: das Zusammenleben von Christen und Mohammedanern in den Städten und die vielfachen Verbindungen, welche Handel und Gewerbe zwischen ihnen stifteten, brachten das ja schließlich ganz unvermeidlich mit sich. Christlicherseits ließ man den anfangs streng festgehaltenen Grundsatz von der absoluten Rechtlosigkeit des Mohammedaners in Bezug auf die in den Städten lebenden Bekenner des Islam, welche den neuen Landesherren oft durch ihre Geschicklichkeit und durch ihren Reichthum unentbehrlich waren, stillschweigend fallen und gestattete den mohammedanischen Bürgern sogar die eigentlich völlig verpönte Erwerbung von Grundbesitz. In einem weitern Kreise wiederholt sich eine ganz ähnliche Abstumpfung und Milderung der in der Theorie allerdings vorhandenen und von der kirchlich eifernden Seite immer nachdrücklichst betonten Gegensätze: Christen und Mohammedaner schließen Verträge zur Herstellung und Sicherung

friedlichen Verkehrs zwischen ihren Gebieten, ja in Syrien selbst sehen wir christliche Fürsten mit mohammedanischen Herrschern Bündnisse zur Bekämpfung gemeinsamer Feinde eingehen, was entschieden den von der Kirche mit allem Nachdruck vertretenen Grundsätzen widersprach. Wie wenig man sich aber an diese gar außerhalb Syriens band, das beweisen die Bündnisse, welche König Manfred mit dem Sultan Bibars und Alfons X. von Castilien mit Bibars' Nachfolger Kelaun eingingen, und der während des ganzen Kreuzzugszeitalters mit ungeminderter Lebhaftigkeit fortdauernde Handelsverkehr zwischen dem südwestlichen Europa und dem nördlichen Afrika, an dem selbst geistliche Corporationen Antheil nahmen, darf wol als ein vollgültiger Beleg dafür angesehen werden, daß man auf seiten der Christen sowol wie der Mohammedaner außerhalb Syriens weit davon entfernt war, den dort seit etlichen Menschenaltern geführten Kampf als eine Sache der Gesammtheit der Christen auf der einen und der Gesammtheit der Mohammedaner auf der andern Seite anzusehen. Also auch hier finden wir die Beobachtung bestätigt, daß jener fanatische Glaubenshaß, der nach der gemeinhin herrschenden Meinung im Zeitalter der Kreuzzüge Christen und Mohammedaner getrennt und, wo sie einander berührten, als Todfeinde den Vernichtungskampf auszufechten getrieben haben soll, thatsächlich nicht nachweisbar ist, sondern höchstens in einzelnen engern Kreisen geherrscht und deren Denken und Handeln entscheidend beeinflußt haben kann, eine Beobachtung, deren Richtigkeit dadurch nicht angefochten wird, daß es auf christlicher Seite sowol wie auf mohammedanischer gelegentlich wol kirchlichen Führern gelungen ist, die ungebildete, leicht entzündbare Masse zu wildem Glaubensfanatismus zu entflammen und hier zum größern Ruhme Gottes; dort zur

Ehre Allahs und seines Propheten die entsetzlichsten Greuelthaten verüben zu lassen.

Angesichts aber des bisher gewonnenen Bildes von dem Verhältniß, das sich während und unter dem Einfluß der Kreuzzüge in Palästina selbst zwischen Christen und Mohammedanern entwickelt hat und das nicht blos die Möglichkeit eines freundlichen Verkehrs und Austausches darbot, sondern einen solchen in vielen Fällen und in weiten Kreisen thatsächlich hat eintreten lassen, drängt sich einem nun unabweisbar die Frage auf, woher im Widerspruch zu alledem gerade in Palästina diese von Geschlecht zu Geschlecht steigende Verfeindung zwischen den Bekennern der beiden Religionen hat eintreten und so der dieselben späterhin trennende, alle Gemeinsamkeit, wenn nicht geradezu ausschließende, doch unendlich erschwerende und leicht ganz vergiftende Glaubenshaß hat emporwachsen können, der bis in unsere Tage hinein dem Verhältniß zwischen Christen und Mohammedanern seine traurige Signatur gegeben hat? Und da scheint es denn für den unbefangenen Beobachter nicht abgeleugnet werden zu können, daß der Anfang zu dieser verhängnißvollen Entwickelung von den Christen gemacht worden ist und daß diese zuerst und vor allem die Verantwortung dafür trifft.

Zunächst liegt ja das eine klar auf der Hand, daß es mit der Stichhaltigkeit der Gründe, aus denen man christlicherseits das Recht, ja eigentlich geradezu die heilige Pflicht zur Eroberung Palästinas herleiten wollte, doch im höchsten Grade zweifelhaft bestellt war. Dem Mohammedaner Palästinas und Syriens mußte die christliche Invasion doch als völlig rechtlos, als ein seinen Frieden und seine Cultur frevelhaft störender Einbruch roher Eroberer erscheinen. Zeitweise hatten die nach den Heiligen Stätten pilgernden Christen allerdings Bedrückungen und Mishandlungen verschiedener

Art zu erleiden gehabt, im ganzen und großen aber war ihnen freie Uebung ihrer frommen Pflichten gestattet und auch der Bestand der christlichen Kirchen und Klöster geschont worden, wie nicht blos die früher angeführten Thatsachen beweisen, sondern namentlich auch die geradezu erstaunliche Massenhaftigkeit der vor dem Beginn der Kreuzzüge nachweisbaren Pilgerfahrten unwiderleglich darthut. Danach nämlich kann die fromme Fahrt nach Palästina nicht mit den Leiden und Gefahren verbunden gewesen sein, welche einzelne von der Ungunst des Geschickes besonders verfolgte Wallbrüder durchzumachen gehabt haben; aber eben nur von diesen letztern und ihren Erlebnissen wurde gesprochen, nicht von den Hunderten und Tausenden, welche, ohne besondere Fährlichkeiten bestanden zu haben, gesund und unversehrt in ihre Heimat zurückkehrten. Ferner aber muß auch hier daran erinnert werden, daß die an den Kreuzfahrten theilnehmenden Abendländer, die Gesammtheit so gut wie jeder einzelne, sich als auserwählte Streiter Gottes fühlten und, wie sie alles im Namen und zur Ehre Gottes zu thun glaubten, auch der Meinung waren, daß ihnen als Vorkämpfern des Christenthums alles und jedes erlaubt, ja, auch die scheußlichste gegen Ungläubige verübte Gewaltthat als ein Verdienst um die christliche Kirche anzurechnen sei: der Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck ist vielleicht niemals mit solchem Frevelsinn geltend gemacht und praktisch bethätigt worden, wie durch die sich für Auserwählte Gottes haltenden Träger des rothen Kreuzes. Was in dieser Hinsicht zu erwarten war, das hatten ja gleich im Anfange der Kreuzzugsbewegung die Schreckensscenen der Judenverfolgungen in den Rheinlanden zur Genüge gezeigt. Dem Ungläubigen gegenüber, der gewissermaßen als außerhalb der Gesetze stehend angesehen wurde, die sonst einem lebenden Wesen gegenüber zu beobachten für Christenpflicht

galt, ist dem Glaubenskämpfer alles und jedes, auch das Allerunmenschlichste ganz unbedenklich erlaubt, ja, an ihm verübt gilt die gräßlichste Blutthat noch für verdienstlich. Um nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, verweisen wir auf die zahlreichen Beispiele, welche sich hierfür bei Albertus Aquensis und Raimund von Aguiles finden, Schriftstellern, denen man die Freude und das Wohlbehagen ordentlich anmerkt, womit sie sich in der Detailmalerei der von den Christen gegen die Ungläubigen verübten Greuelthaten ergehen. Nicht minder war es unter den Kreuzfahrern und den in Paläſtina heimisch gewordenen Franken ein so gut wie unangefochtener Grundsatz, daß der Christ dem Mohammedaner das gegebene Wort und selbst den feierlich geschworenen Eid nicht zu halten brauche. Es genügt dafür an König Balduin II. zu erinnern, welcher den in der Gefangenschaft Balak, dem Herrn von Aleppo, bewilligten Frieden nicht erfüllte, da er ihn ja ohne Zustimmung des Patriarchen von Jerusalem geschlossen habe, und auf die Mahnung, dann wenigstens das für seine Freilassung stipulirte Lösegeld zu bezahlen, mit herausforderndem Hohn erwiderte, erst wolle er auf einem neuen Raubzuge den Aleppinern die betreffenden Summen abnehmen. Wie viel gewissenhafter nahm es dagegen im allgemeinen der Mohammedaner mit dem einmal gegebenen Worte! Doch war es natürlich, daß die Christen eine ähnlich perfide Handlungsweise, wie sie sie anzuwenden keinen Augenblick Bedenken trugen, auch bei den Gegnern fortwährend voraussetzten und deshalb dem Sarazenen, auch dem zuverlässigsten und ehrlichsten, mit verletzendem Mistrauen und kränkendem Argwohn begegneten.[38])

Auch das eine darf hierbei nicht übersehen werden, daß eigentlich die Christen den Anfang gemacht haben mit der rohen, aber durchaus systematisch betriebenen Entweihung

der Heiligthümer ihrer Gegner, daß dadurch erst die Mohammedaner, welche die Cultstätten der Christen im allgemeinen zu schonen und mit Achtung zu behandeln gewohnt waren, tödlich gereizt und erbittert und natürlich zur Ergreifung von Repressalien bestimmt wurden. Es ließe sich auf diesem Gebiete ein gar arges Sündenregister für die Christen zusammenstellen, dessen abschreckende Einzelheiten das, was die Mohammedaner schließlich zur Vergeltung geübt hatten, in einem wesentlich mildern Lichte erscheinen lassen würden. Man muß es lesen, wie die fränkischen Krieger im Jahre 1123 bei dem Angriffe auf Aleppo angesichts der Stadt und ihrer zur Vertheidigung auf den Zinnen derselben versammelten Einwohner die mohammedanischen Moscheen und Kapellen zerstörten und selbst die Kirchhöfe mit ihren Gräbern nicht schonten; und Aehnliches geschah in den Jahren 1124 und 1125.[39]) Ja, im Jahre 1182, als die fränkische Eroberung eine Zeit lang mit vielverheißendem Anfang nach dem Süden strebte und bis an die Küste des Rothen Meeres vorgedrungen war, da unternahmen etliche christliche Ritter eine Expedition nach der arabischen Küste, um Mekka selbst zu überfallen und insbesondere den Leichnam des Propheten von dort zu entführen, in der Meinung, daß, wenn ihnen dieser tolle Streich gelungen sei, der Islam überhaupt unhaltbar werden und schnell in sich zusammenstürzen werde. Ist es unter solchen Umständen bei dem Fanatismus gerade der Mekkaner besonders zu verwundern, wenn dieselben die in ihre Hände gefallenen Frevler sämmtlich dem Tode überlieferten?[40]) Auch die Art, wie die fränkischen Eroberer denjenigen Mohammedanern, die in ihrem Gebiete blieben, begegneten, konnte etwa vorhandene Antipathien, statt sie zu mildern, nur steigern und verschärfen: galt doch den Franken durch ihre Eroberung jeder Araber ohne weiteres als depossedirt,

sodaß Hab und Gut des völlig rechtlosen Ungläubigen ganz in das Belieben des ersten besten ins Land gekommenen Abenteurers gestellt waren; nöthigte man doch diejenigen, welche in der Nähe christlicher Kirchen und Klöster saßen, von dort auszuwandern, weil die Nähe von Mohammedanern die christlichen Cultusstätten entweiht haben würde!

Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Lage der einheimischen Christen sich nicht wesentlich von der der mohammedanischen Einwohner Syriens unterschied. Denn zunächst wurde auch ihnen gegenüber das Recht der Eroberung in seiner ganzen barbarischen Strenge geltend gemacht, und wo man sie im Besitz ihres Eigenthums ließ, war das eine Gnade, für deren dauernde Gewährung durchaus keine Sicherheit gegeben war. Auch den Christen gegenüber beobachteten die fränkischen Gebieter, die schließlich ja nur um ihr Glück zu machen und Reichthümer zu sammeln in das Land gekommen waren, das System der Raubwirthschaft, das sie vom ersten Augenblick ihrer Herüberkunft angewandt hatten und das — von wenigen rühmlichen Ausnahmen, etwa den venetianischen Communen und dem Deutschen Orden, abgesehen — im Laufe der Zeit statt gemildert zu werden und vernünftigen Grundsätzen Platz zu machen, nur noch gesteigert wurde und so schließlich zum vollkommenen Ruin eines ehemals reich cultivirten und herrlich blühenden Landes führte. Unter solchen Umständen ist es denn freilich erklärlich, wenn die christliche Bevölkerung Palästinas und Syriens weit davon entfernt war, in den Kreuzfahrern mit Jubel zu begrüßende Befreier willkommen zu heißen, wenn sie gerade im Gegentheil in ihnen nur die Urheber des großen Elends zu sehen vermochten, das sie gegen die verhältnißmäßig noch erträgliche mohammedanische Herrschaft eingetauscht hatten. Dem entspricht es denn auch, daß die Christen Syriens den spätern Kreuzzügen nicht nur gleich=

gültig und ablehnend gegenüberstanden, sondern in ihnen nur die unliebsame Quelle zu neuen Unglücksfällen sehen mochten und sich ihren abendländischen Glaubensgenossen daher meistens mit entschiedener Feindseligkeit entgegenstellten, dem Unternehmen derselben, statt es zu fördern, vielmehr jede Art von Hinderung zu bereiten suchten — wie das ja schon der zweite Kreuzzug in der schlagendsten Weise offenbart hat.

Aus solchen Thatsachen erhellt nun wol zur Genüge, daß die Mohammedaner doch so unrecht nicht hatten, wenn sie in den im Abendlande als eine herrliche Glaubensthat gefeierten Kreuzzügen nichts sehen mochten als eine auf höchst fragwürdige Rechtstitel hin unternommene feindliche Invasion, einen durch die Roheit der Ausführung doppelt verletzenden und tödlich erbitternden Raubanfall, und es wird nun vollkommen begreiflich, daß die Mohammedaner in dem Menschenalter hindurch währenden Kampf dagegen durch die absolute Gesetzlosigkeit, welche die Franken ihnen gegenüber förmlich zum Princip erhoben hatten, dahin gedrängt wurden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und auf diesem Wege ist dann im Laufe langer Jahrzehnte der leidenschaftliche Haß, die geradezu tödliche Verfeindung entwickelt und großgezogen worden, welche wir namentlich gegen das Ende des Kreuzzugszeitalters gerade in Syrien Christen und Mohammedaner trennen sehen.

III.

Wenden wir uns nunmehr zu der wichtigen und für die gesammte Auffassung und Beurtheilung einer der merkwürdigsten Epochen aus der Geschichte der Menschheit besonders entscheidenden Frage nach den culturgeschichtlichen Ergebnissen der Kreuzzüge, nach der Anregung und nach den Neuerungen, welche aus denselben für die in ihnen zu-

sammenstoßenden beiden Welten entsprungen sind, so werden für die Beantwortung derselben nach den bisher angestellten Erörterungen folgende, gewöhnlich verkannte oder doch nicht entschieden genug betonte Sätze festzuhalten sein, — einmal nämlich, daß im allgemeinen die Mohammedaner an Cultur, und zwar geistiger sowol wie wirthschaftlicher, den Christen überlegen waren, und dann, daß der in den Kreuzzügen ausgefochtene Kampf zu einem tödliche Feindschaft erzeugenden Vernichtungskriege zuerst durch die Christen gemacht worden ist. Daraus aber ergeben sich für den jetzt in Rede stehenden Gegenstand unmittelbar zwei nicht minder wichtige Folgerungen, daß nämlich bei einem derartigen Verhältniß der beiden Culturen ein sozusagen culturhistorischer Gewinn auf seiten der Mohammedaner füglich nicht eintreten konnte, daß vielmehr die schon wankende, schon im Sinken begriffene arabische Cultur durch den fränkischen Einfall noch schwerer erschüttert und damit vollends dem Untergange geweiht werden mußte. Dem aber entspricht es nun auf der andern Seite vollkommen, daß die Christen, so ablehnend und feindlich sie sich unter dem Einfluß der kirchlichen Stimmung jener Zeit den Mohammedanern und deren Glauben entgegensetzten, sich doch ebenso zugänglich und empfänglich erwiesen haben für die von ihrem ungläubigen Gegner ausgehenden Culturanregungen. Wir sehen dabei hier ab von den allgemeinern Einwirkungen der Art, von dem tiefgehenden, mächtig förderndem Einfluß, den die Kreuzzüge und die durch sie bewirkte Erschließung der mohammedanischen Welt auf die Völker des Abendlandes ausgeübt haben durch die ihnen entspringende Erweiterung des Gesichtskreises, die unendliche Anregung und Befruchtung der Phantasie, sowie die Eröffnung neuer Handelswege und die Schaffung neuer Handelsformen; wir wollen aus der reichen, aber bisher kaum recht

gewürdigten Fülle des hierher gehörigen Stoffes nur eine Reihe von charakteristischen Einzelheiten hervorheben, welche am besten dazu dienen können, zu zeigen, auf wie viele Gebiete des privaten und des öffentlichen, des wirthschaftlichen und des geistigen Lebens der abendländischen Christenheit deren Berührung mit der Cultur des Islam eingewirkt hat, wie überraschend tief und dauerhaft diese Einwirkung gewesen ist.

Beginnen wir mit einigen Beispielen, welche zeigen können, wie die äußern Formen des Lebens im Abendlande durch die Erfahrungen beeinflußt nnd zum Theil umgestaltet worden sind, welche die Kreuzfahrer in Palästina gemacht hatten und die dann durch die heimkehrenden und die lebhaften Verkehr mit ihrem Geburtslande unterhaltenden, im Osten seßhaft gewordenen Franken im Westen eingebürgert wurden. Verlangte doch schon das Klima von dem Einwanderer eine gewisse Accommodation und die Annahme manches orientalischen Gebrauches; dann aber war es ganz natürlich, daß das im Osten Bewährte namentlich in den ganz ähnliche Bedingungen darbietenden Landschaften Südeuropas Nachahmung fand und bald allgemein üblich wurde. Diese Beobachtung drängt sich uns namentlich in Bezug auf Kleidung und Tracht auf. Wie noch heutigentags der im Orient reisende Abendländer gern irgendetwas von orientalischer Kleidung anlegt, und sollte er auch nur sich den Kopf mit dem rothen, blau betroddelten Fes bedecken, so haben auch in jenen frühen Zeiten namentlich die christlichen Fürsten Palästinas, wenn sie nicht kriegerisch gerüstet einhergingen, sehr gern arabische Kleidung angelegt. Eine ganze Anzahl von Kleidungsstücken sind geradezu orientalischen Ursprungs; das sachliche Verhältniß wird dabei bestätigt dadurch, daß die Namen für diese dem Osten entlehnten Gewandtheile nicht blos erst nach den Kreuzzügen,

meistens im 13. Jahrhundert, in den abendländischen Sprachen vorkommen, sondern in fast allen Fällen auch geradezu dem Arabischen entlehnt sind. So stammen der Sache und dem Namen nach von den Arabern her der Kaftan, der Burnus, das französische hoqueton, — ja, unsere gemeinhin für Altbayern eigenthümlich angesehene Joppe (französisch: la jupe, italienisch: giuppa) ist vielmehr von dem arabischen djoubba herzuleiten. Die orientalischen Pantoffeln, les babouches, sind desselben Ursprungs: wenn das Wort auch eigentlich den Persern angehört, so ist es doch, wie die Form zeigt, erst durch Vermittelung der Araber zu den Franzosen gekommen.[41]) Man wird ferner behaupten dürfen, daß die Sitte des Barttragens durch die Kreuzzüge wesentlich gefördert worden ist. Den Bart zu scheren ist im Anfang des 12. Jahrhunderts im Osten das charakteristische Kennzeichen des Abendländers[42]); dem Orientalen galt es für eine Schande, mit der man zum Beispiel feige Soldaten bestrafte[43]), und im Jahre 1109 nöthigte Balduin von Edessa seinen Schwiegervater Gabriel von Meletenia seinen Söldnern den rückständigen Sold zu zahlen, indem er vorgab, er habe denselben dafür seinen Bart verpfändet und sei so von trauriger Schande bedroht[44]); noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts werden in fränkischen Urkunden, die im Heiligen Lande ausgestellt sind, Leute abendländischer Abkunft, wenn sie einen Bart tragen, ausdrücklich als „mit dem Barte" bezeichnet[45]); am Ende des 12. Jahrhunderts werden die Abendländer in Palästina gekennzeichnet als „mit bloßem Kopf", d. i. ohne Turban, gehend und als die einzigen unter allen, welche den Bart scheren.[46]) Jakob von Vitry[47]) führt es als einen für die syrischen Christen besonders charakteristischen Zug an, daß dieselben gerade wie die Araber den Bart so hoch halten, und noch in den Miniaturgemälden einer dem 14. Jahrhundert entstammenden

Handschrift des Joinville sind, von der Kleidung und Bewaffnung abgesehen, Christen und Muselmänner immer als bartlos und bärtig unterschieden.[48])

Sehr hoch darf ferner der Einfluß angeschlagen werden, welchen die den Franken in Palästina bekannt und lieb gewordenen arabischen Vorbilder auf die Entwickelung des Schmuckes, des Geschmeides und verwandter Kostbarkeiten ausgeübt haben. Gerade die Goldschmiedekunst hat von dieser Seite her eine lange anhaltende Anregung erfahren, die zum Theil noch heute erkennbar nachwirkt. Viele fränkische Einwanderer finden wir in den syrischen Küstenstädten als aurifabri, Goldschmiede, Juwelier, seßhafte[49]), und noch heutigentags wird der aufmerksame Beobachter die auffallende Familienähnlichkeit sofort herausfinden, welche zwischen ältern arabischen Schmucksachen und den bekannten italienischen, namentlich venetianischen Silber- und Goldarbeiten vorhanden ist. Ueberhaupt wird die fortschreitende Erforschung der Geschichte des Kunsthandwerks für die schärfere Klarlegung des uns hier beschäftigenden Verhältnisses ohne Frage noch eine reiche Fülle von werthvollen Beiträgen liefern. Denn nicht blos in Bezug auf die von ihm benutzten Stoffe, sondern auch rücksichtlich der von ihm geschaffenen Formen und des von ihm entwickelten Stils hat das Mittelalter lange Jahrzehnte hindurch unter dem Einfluß der durch die Kreuzzüge dem Abendlande zugänglich gemachten orientalischen und zwar vorzugsweise arabischen Formen gestanden, — ein Verhältniß, das wiederum auch in sprachlichen Entlehnungen seinen Ausdruck gefunden hat. Es genügt daran zu erinnern, daß, wie der mit eingebürgerte arabische Name beweist, der aus Baumwolle bereitete Kattun über Syrien und durch die von den Kreuzzügen herrührenden Handelsverbindungen im Westen bekannt geworden und allgemein verbreitet ist[50]); der Damast ist auf demselben

Wege von Damascus gekommen, der Musselin von Mosul; welche Bedeutung die Cultur der Seide für Syrien hatte und welche Rolle dieser Stoff namentlich seit den Kreuzzügen in dem Handel gespielt hat, bedarf ja kaum eines nähern Nachweises; es genügt anzuführen, daß noch zu Ende der christlichen Herrschaft in Syrien, um das Jahr 1290, allein in dem einen Tripolis 4000 Seidenweber lebten.[51]) Auch der Baldachin, ursprünglich einen in Baldac, d. i. Bagdad, bereiteten schweren Stoff bezeichnend, ist arabischen Ursprungs und dem Westen erst durch die Vermittelung der Kreuzfahrer und der fränkischen Cultur bekannt geworden. Von den besonders beliebten Farben ergeben sich Karmoisin und Lila schon sprachlich als den Arabern entlehnt. Von späterhin allgemein üblich und uns allen ganz unentbehrlich gewordenen Hausgeräthen sind, um nur ein paar recht schlagende Beispiele anzuführen, das Sofa, die Matratze, die Caraffe (langhalsige, bauchige Flasche) und französisch la jarre, der henkellose Topf, ebenfalls arabischer Herkunft.[52])

Daß auch die abendländische Kunst von der so mächtig wirkenden Eigenart arabischen Wesens infolge der Kreuzzüge tief getroffen und in ihrer Weiterentwickelung nicht unbeträchtlich beeinflußt worden ist, liegt ja in der Natur der Dinge und wird durch eine beträchtliche Anzahl kleiner Züge noch ausdrücklich bestätigt. So waren zum Beispiel die kunstreichen Stickereien, welche ja einen besonders wichtigen Zweig der mittelalterlichen Kunsttechnik ausmachten, bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ganz und gar von arabischen Mustern beherrscht, wie das ja schon in der von dorther stammenden Bezeichnung der hierhin gehörigen Zierathen als „Arabesken" seinen bestimmten Ausdruck findet; erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts schwindet die Alleinherrschaft des arabischen Vorbildes

und fängt ein unabhängiger, deutscher Stil an sich zu entwickeln.[53])

Schwieriger und nicht ganz so klar ist die Frage nach einem durch die Kreuzzüge vermittelten arabischen Einfluß auf die abendländische Baukunst. An sich kann es ja freilich nicht zweifelhaft sein, daß, wie in Kleidung und Lebensweise, so auch in der Art zu bauen die Franken viele in Palästina und Syrien fertig vorgefundene Einrichtungen sich zu eigen gemacht und, je nach den Verhältnissen, mehr oder minder umgestaltet in ihre Architektur hinübergenommen haben. Eine derartige Mischung abendländischer und orientalischer Züge tritt uns z. B. sehr deutlich entgegen in der Beschreibung, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts Wilbrand von Oldenburg[54]) von dem prachtvollen Palast gibt, den sich das zu Beirut gebietende fürstliche Haus der Ibelim errichtet hatte. Wenn man nun auch darüber streiten mag, ob ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem arabischen Spitzbogen und dem gothischen Stil anzunehmen sei oder nicht — und es will uns doch scheinen, als ob sehr gewichtige Momente für das Vorhandensein eines Zusammenhangs sprächen[55]) — so wird doch das Eine sicherlich nicht geleugnet werden können, daß sehr wesentliche Züge der spätern mittelalterlichen Baukunst, und zwar ganz besonders der gothischen, als ganz directe Entlehnungen aus der der Araber bezeichnet werden müssen. Dahin gehört namentlich der Hufeisenbogen sowie der aus mehrern kleinern Bogen componirte Halbkreisbogen; die Aufnahme dieser Elemente hatte dann wiederum die Ausbildung anderer Schmuckgliederungen, wie etwa die des Kleeblattbogens und mancherlei verzierten Stabwerks, überhaupt aber die einer freiern und beweglichern Darstellungsweise in dem bildnerischen Zierath zur Folge[56]), wie z. B. die sozusagen hängende Ornamentik der

arabischen Kuppelbauten zuweilen ganz überraschend an die so ähnlichen Motive der spätern Gothik gemahnt. Ganz augenfällig aber ist der Einfluß, welchen die in Palästina gegebenen Verhältnisse und die durch sie gestellten Anforderungen auf den Burgenbau und die gesammte Militärarchitektur der Franken und durch deren Vermittelung dann auch die der Franzosen und Deutschen ausgeübt haben.[57]) Wenn, wie wir früher sahen, die Araber sehr wesentliche Momente der Befestigungskunst wie überhaupt der militärischen Einrichtungen den Byzantinern entlehnt hatten, so haben sie dieselben doch im Laufe der Zeit selbständig und eigenartig weiter entwickelt, aus- und umgebildet und sind darin dann wieder die Lehrer der Abendländer geworden. Von den Arabern stammt zum Beispiel das den abendländischen Rittern bis in das 12. Jahrhundert hinein unbekannt gebliebene System der Doppelbefestigung, wie es, wahrscheinlich vorzugsweise durch die Vermittelung der großen Ritterorden und der von diesen in den westlichen Ländern gebauten Burgen, später in Deutschland, England und Frankreich gleichmäßig eingebürgert worden ist und durch den zwischen zwei Befestigungslinien beschlossenen, dem eigentlichen festen Hause vorgelegten Zwinger charakterisirt wird. Ja selbst die sozusagen elementare Bautechnik des Abendlandes ist durch die im Osten gemachten Erfahrungen beeinflußt worden: von dorther ist zum Beispiel der Brockenbau, das sogenannte opus mixtum, entlehnt.

Waren die Kreuzzüge zunächst eben ein gewaffneter Zusammenstoß zwischen Christen und Mohammedanern, so gaben sie selbstverständlich in dem Gebiete der Kriegskunst, der Kampfesweise und der Bewaffnung den streitenden Theilen Gelegenheit und Anlaß einander nachzuahmen und von einander zu entlehnen, und auch hier waren es vorzugsweise die Abendländer, welche von ihren Gegnern profitirten.

Zunächst erfuhr die Bewaffnung des fränkischen Kriegers nothgedrungen eine Aenderung: die Armbrust wurde vervollkommnet[58]), von den Arabern entlehnten die christlichen Streiter den kleinen runden, leichtbeweglichen Schild — wie denn auch der Name Tartsche, französisch targe, von dem arabischen ad-daraka, herkommt[59]), ferner die später im Abendlande allgemein verbreiteten Kettenpanzer, namentlich jene Art, wo je vier Ringe von einem fünften zusammengehalten sind und der ganze Panzer sich aus einer Unmenge solcher Gruppen zusammensetzt.[60]) Wahrscheinlich ist auch die später im Abendlande üblich gewordene Vollpanzerung der Pferde auf den gleichen Ursprung zurückzuführen.[61])

Ueberhaupt möchte es wol kaum ein Gebiet geben in den Gewohnheiten und Einrichtungen, Gebräuchen und Benennungen, sei es des öffentlichen, sei es des privaten Lebens, auf dem nicht wenigstens in einzelnen Zügen ein gewisser Einfluß der durch die Kreuzzüge vermittelten arabischen Cultur auf die Völker des Westens uns entgegenträte. Nur einzelne, von sehr verschiedenen Seiten her entnommene Beispiele mögen das darthun. Die Douane, dogana, ist wie der Name von dem arabischen ad-diwân herkommt, eine ursprünglich im Khalifat entwickelte, arabische Institution; ein Gleiches gilt in Bezug auf die Benennung sowol wie die Sache von der in Frankreich bis in die Revolutionszeit hinein eine so große Rolle spielenden Abgabe, la gabelle (arabisch al-cabala); sachlich und sprachlich ist auch unser „Tarif" dem arabischen entlehnt (arabisch ta'-ârif, d. i. die Bekanntmachung); die italienischen Benennungen für die Münze und einzelne Münzen, Zecca, Zecchine und Dinero, sind desselben Ursprungs, auf den auch die Laute, das Saiteninstrument, zurückzuführen ist, welche nichts mit dem deutschen lauten, klingen zu thun hat, sondern, wie schon das italienische lindo, das französische luth, das portugiesische

alaude, das spanische laud auf eine andere Abstammung hinweisen, von dem arabischen a'loud herkommt. Und ganz ähnlich verhält es sich ja in Bezug auf Namen und Gegenstand mit Admiral, Arsenal, Felucke und dem französischen chébec, mit Bazar, Magazin, Fondaco, Baracke und Alkoven, um ganz abzusehen von der großen Menge von Benennungen von Pflanzen und Stoffen, welche die Abendländer erst durch die Kreuzzüge und die von denselben geschaffenen neuen Handelsverbindungen kennen gelernt haben, z. B. Ingwer, Aprikose, la jugeoline (d. i. Sesam), Ambra, Sirop, Safran, Limone, Orange, Sorbet u. a. m.[62]) Ja, auf Gebieten, wo man sich dessen eigentlich am wenigsten versieht, trifft man auf solche im Westen eingebürgerte Entlehnungen aus dem Orient: ob — um nur ein paar Beispiele noch anzuführen — die Sitte, bei festlichen Gelegenheiten seine Freude öffentlich durch Illumination und Teppichaushängen darzuthun, wirklich, wie sie scheint, den Arabern entlehnt ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; dagegen scheint es als sicher angenommen werden zu können, daß die Benutzung der Taube als Briefbotin dem Abendlande erst infolge der Kreuzzüge von den Arabern her bekannt geworden ist.[63]) Viel überraschender aber und charakteristischer sind zwei andere Thatsachen, einmal nämlich die, daß die französische Bezeichnung für Mörder, assassin, auf eine ganz unmittelbare und anfangs auch ganz bewußte Entlehnung aus dem Arabischen zurückzuführen ist: bekanntlich waren die in den nördlichsten Bergen des Libanon sitzenden Assassinen (eigentlich Haschisch- d. i. Hanfraucher) eine fanatische Sekte religiöser und politischer Schwärmer, welche den planmäßig organisirten und als eine religiöse Pflicht geübten Meuchelmord als Hauptwaffe zur Beseitigung ihrer Gegner anwandten; ihr Name ist den Franken zur Bezeichnung der Mörder überhaupt geworden. Nicht minder lehrreich aber

ist es, daß ein Gebrauch, wie der des Rosenkranzes, den wir doch auf den ersten Blick als specifisch christlich anzusehen geneigt sind, nicht blos auf orientalischen Ursprung zurückgeht, sondern erst infolge der Kreuzzüge in der abendländischen Christenheit bekannt geworden und eingebürgert ist. Der Rosenkranz ist zwar keine Erfindung der Araber und schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts bei den Asceten und Pietisten des Orients ganz gebräuchlich gewesen, denen er aus Indien und insbesondere von dem Buddhismus her zugekommen war, der mit seinen endlosen Gebetlitaneien und dem mechanischen Ableiern langer Liturgien eines solchen äußerlichen Hülfsmittels für die Erledigung der Andacht allerdings bedurfte; so ist der Rosenkranz den Arabern bekannt geworden und hat sich bei ihnen so sehr eingebürgert, daß man noch heutigentags kaum einen Muselmann sieht, der nicht, auch wenn es nicht die vorgeschriebenen Gebete zu absolviren gilt, den Rosenkranz bei sich trüge und gewöhnlich gar als gedankenlos gebrauchtes Spielzeug, während er halb träumend seine Pfeife raucht, durch die Finger gleiten ließ. Von den Arabern erst haben ihn dann die abendländischen Christen kennen gelernt und erst durch die Vermittelung der Kreuzzüge hat dieses mechanische Gebetsgeräth in der katholischen Kirche allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden, eine Thatsache, welche ihre Bestätigung auch erhielt durch die Sage, Peter von Amiens, den die Legende ja zu dem eigentlichen Urheber der Kreuzzüge gemacht hat, habe den Rosenkranz aus Palästina mit nach Italien und Frankreich gebracht.[64])

Damit aber sind wir schon bis unmittelbar an die Grenze eines Gebietes gekommen, auf welchem die Einwirkungen der Kreuzzüge auf die abendländische Cultur nachzuweisen seine ganz besondern Schwierigkeiten hat, weil die uns aus jener Zeit erhaltenen Quellen eigentlich aus=

nahmslos beherrscht sind von den kirchlicherseits erzeugten und geflissentlich genährten christlichen Vorurtheilen gegen den Islam und alles, was mit demselben in Verbindung steht, und es sich zudem um Vorgänge handelt, welche sich nicht blos ganz allmählich, im Laufe von langen Jahrzehnten vollzogen, sondern auch so durchaus innerlicher, geistiger Natur waren, daß sie nur dem weit- und tiefblickenden Beobachter recht bemerkbar werden konnten. Und doch ist es für das uns beschäftigende culturgeschichtliche Problem von der allerhöchsten Wichtigkeit, ja es ist eigentlich eine Lösung desselben anders gar nicht denkbar, als daß auch der Umfang und die Art des Einflusses untersucht und festgestellt werde, welchen die in den Kreuzzügen erfolgte Berührung zwischen Christenthum und Islam auf das geistige Leben der abendländischen Völker ausgeübt hat. Auch hier soll es sich nicht um allgemeine Gesichtspunkte handeln: denn das liegt ja auf der Hand, daß die Fülle der neuen Eindrücke, welche dem Abendlande durch die Erschließung der farbenprächtigen Welt des Ostens zutheil wurde, nicht blos den Gesichtskreis der abendländischen Völker mächtig erweiterte, sondern auch die Phantasie wie des Einzelnen so auch der Gesammtheit auf das nachhaltigste anregte und befruchtete, und es darf deshalb hier nicht noch des Nähern ausgeführt werden, wie unaustilgbar tiefe Spuren davon in der seit den Kreuzzügen erst recht erblühenden Poesie der abendländischen Völker zurückgeblieben sind, wie sich die Intensität dieser Einwirkung namentlich darin so eigenartig offenbart, daß uralte, aus ihrer Jugendzeit her den Völkern liebe und vertraute Stoffe nun noch einmal vorgenommen und umgedichtet und dabei namentlich in die romantisch schillernde Farbenpracht, die von den Kreuzzügen ausstrahlte, getaucht und damit förmlich gesättigt wurden. Von diesen allgemeinern und in den Grundzügen

ja feststehenden Verhältnissen sehen wir hier ab, obgleich auch da manches hochinteressante Problem zu lösen wäre — z. B. durch eine Feststellung des Einflusses, welchen wenigstens in einigen Ländern die arabische Dichtung auf die Formen der einheimischen Poesie geübt hat, oder eine Nachweisung der Art, in der sich die Eindrücke der Orientfahrten in der dichterischen Ausdrucksweise, den Bildern u. s. w. der abendländischen Poeten der nächsten Menschenalter widerspiegeln; — es soll hier nur ein Punkt noch näher erörtert werden, der den tiefgehenden Einfluß der Kreuzzüge auf einem Gebiete erkennen läßt, wo man von vornherein am wenigsten geneigt sein wird denselben vorauszusetzen: es handelt sich um die von den Eindrücken und Erfahrungen der Kreuzzüge ausgehende Umgestaltung des religiösen Denkens in einem großen Theil der abendländischen Christenheit.

So sehr nämlich die kirchlichen Autoritäten und vorzugsweise die Römische Curie es sich angelegen sein ließen, die seit dem ersten Kreuzzuge in Fluß gekommene Völkerbewegung zu leiten und als eine von ihnen veranlaßte und nur religiösen, heiligen Zwecken dienende darzustellen, so entschieden haben gerade diese Gesichtspunkte für die große Masse der Theilnehmer sehr bald irgendwie maßgebend zu sein aufgehört, und haben namentlich bei allen denen, welche nicht blos ein frommes Gelübde zu lösen nach Palästina pilgerten, sondern sich dort dauernd niederlassen und das in der Heimat ihnen nicht zutheil gewordene Glück dort machen wollten, die materiellen Interessen sehr bald unbedingt das Uebergewicht erlangt. Von der moralischen Verkommenheit der aus der Vermischung der fränkischen Ansiedler mit den Eingeborenen entstandenen Pullanen ist schon die Rede gewesen; daß dieselben in Bezug auf ihr religiöses Denken und kirchliches Leben nicht wesentlich höher gestanden haben werden, darf man wol ohne weiteres als

sicher annehmen; auch bezeugen kundige Beobachter übereinstimmend, daß das vorgebliche Christenthum der Pullanen nicht weit her gewesen und von der einen Seite durch kalte Gleichgültigkeit, von der andern durch wüsten Aberglauben überwuchert und so schließlich ganz erstickt worden sei. Zudem konnte es ja gar nicht anders geschehen, als daß, wie die Lebensweise des Pullanen orientalisch war[65]), auch der Glaube desselben von der dem Islam entstammenden, das Hauswesen regelnden Sittenordnung manches in sich aufgenommen hat, um so mehr, als die von den fränkischen Ansiedlern gewählten Frauen arabischer Abkunft sicherlich für gewöhnlich nur aus äußerlichen Rücksichten zum Christenthum übertraten und weit davon entfernt waren, innerlich wirklich bekehrt und zu christlichem Denken und Fühlen gelangt zu sein, sodaß das Mitmachen der christlichen Ceremonien nur ein inhaltsloses oder gar einen mohammedanischen Inhalt deckendes Formenwesen war. Die Kinder aus solchen Ehen aber wurden Mischlinge nicht blos dem Blute nach, sondern auch nach dem religiösen Bekenntniß, ja in vielen Fällen wol geradezu Bekenntnißlose, welche, sowol im Denken und Leben, über alle durch die religiöse Frage möglicherweise anzuregenden Zweifel und Irrungen sehr leichten Herzens hinwegkamen.[66])

Aber noch in einer andern Weise haben die Kreuzzüge auf die Umgestaltung des religiösen Lebens eingewirkt. Hat es ja nicht an oft langjährigen Friedensperioden gefehlt, während deren Christen und Mohammedaner in mannichfache friedliche Beziehung zueinander traten, so wird in denselben auch die unter solchen Verhältnissen gerade besonders bedeutende und entscheidende religiöse Frage zwischen beiden Theilen angeregt und in mannichfachem Meinungsaustausch erörtert und durchgesprochen worden sein, wenn auch nicht gerade immer in den feierlichen und anspruchs=

vollen Formen, wie sie Friedrich II. bei den von ihm veranstalteten religiösen Disputationen beobachten ließ. Wie sich dieser Verkehr nun auch im einzelnen Falle gestalten mochte, immer lief er doch hinaus auf eine Vergleichung der beiden Religionen, ein Abwägen derselben gegeneinander in Hinsicht auf ihre vermeintlichen Vorzüge und Mängel. Vergegenwärtigt man sich dazu dann die Vielseitigkeit der arabischen Bildung und die Schulung der Mohammedaner in scharfsinnigen Distinctionen auf der einen, die Engheit und Schablonenhaftigkeit der durchaus kirchlich und scholastisch beschränkten Bildung selbst des gelehrten Franken jener Zeit auf der andern Seite, so wird man der Vermuthung zustimmen, daß bei solchen religiösen Discussionen der Verfechter des Christenthums in Bezug auf Gewandtheit der Dialektik seinem Gegner oft genug nicht gewachsen gewesen und daher ziemlich arg ins Gedränge gerathen sein mag. Der Eindruck aber, den das hervorbringen mußte, wurde nun durch andere Beobachtungen noch verstärkt. Den Reden der christlichen Priester nach und nach den landläufigen Schilderungen des mohammedanischen Sündenlebens mußte der unbefangene Franke in jedem Bekenner des Islam das böse Princip selbst verkörpert vor sich zu sehen erwarten; das aber war nachher thatsächlich nicht der Fall, ja, wenn er die sittliche Verkommenheit seiner Glaubensgenossen in Palästina zu beobachten Gelegenheit hatte, dann mußten dem Abendländer gegen die Richtigkeit jener Angaben die bedeutendsten Zweifel aufsteigen und mehr als einmal mag er durch die Erfahrungen des persönlichen Verkehrs zu der anfangs gewiß nur mit Widerstreben aufgenommenen, sich aber schließlich aufdrängenden Erkenntniß gekommen sein, daß hier nicht nur in der ärgsten Weise übertrieben werde, sondern daß ganz im Widerspruch mit dem ihm aufgenöthigten Vorurtheil der Mohammedaner in Bezug auf Sittlichkeit geradezu

über dem Christen stehe. Wer aber diese Erfahrung gemacht hatte, der mußte daraus doch sehr bald den Schluß ziehen, daß das religiöse Dogma doch nicht so unbedingt maßgebend sei für den moralischen Stand des Menschen, wie er das in seiner Kirche verkündet zu hören gewohnt war; es mußte für ihn der religiöse Gegensatz, in dem er zu dem Mohammedaner gestanden hatte, wenn nicht gleich ganz schwinden, so doch jedenfalls wesentlich gemildert und abgestumpft werden, nicht mehr als völlig unüberwindlich und unausgleichbar erscheinen. Von diesem Standpunkte aber war es dann nur noch ein Schritt zu dem Versuche, das bis dahin als absolut trennend angesehene religiöse Moment weniger oder gar nicht zu betonen und sich mit dem Mohammedaner auf dem Boden der religionslosen, allgemein menschlichen Sittlichkeit zu stellen. Wer diese Entwickelung durchgemacht hatte, der negirte nun aber doch unfraglich stillschweigend schon alle die Sätze, von denen aus seine Kirche ihm den Vernichtungskampf gegen die Bekenner des Islam als eine heilige Pflicht, als ein bei Gott Gnade und Lohn auswirkendes frommes Unternehmen dargestellt hatte, der stand auf dem Punkte, gegen die Fundamentalanschauungen der mittelalterlichen Kirche offenen Protest einzulegen.[67])

Ein solcher Protest ist denn auch thatsächlich nicht ausgeblieben, wenn er sich natürlich auch nicht an die Oeffentlichkeit wagte, sondern auf einen eng abgeschlossenen, durch feierlichen Eid zu strengem Geheimniß verbundenen Kreis beschränkte, in diesem aber mit einer überraschenden Deutlichkeit und fast gewaltsamer Energie zum Ausdruck gebracht wurde, — nämlich innerhalb des Ordens der Tempelherren.

So streitig nämlich die eine und die andere der hier in Betracht kommenden Einzelheiten auch noch sein mag,

das eine können wir heute als sicher erwiesen ansehen, daß innerhalb des Templerordens wirklich eine geheime Tradition existirte, welche nur den besonders Eingeweihten erschlossen wurde[68]), von der aber dennoch ziemlich frühzeitig wenigstens eine Andeutung auch in die draußen stehenden Kreise eindrang. So übertrieben nämlich und zum Theil unsinnig die Anklagen waren, die späterhin, als es die Reichthümer des Ordens dem habgierigen Könige von Frankreich in die Hand zu liefern galt, gegen die Genossenschaft der Tempelherren erhoben worden sind, in dem einen Punkte stimmen die Aussagen alle überein, daß der Eintrittt in den engern Kreis des Tempels nur durch eine feierliche und ausdrückliche Verleugnung Christi erlangt werden konnte. Auch hat man mit Recht bemerkt, daß von dem äußerlichen Bezeugtsein ganz abgesehen diese Angabe auch innerlich sehr viel Wahrscheinlichkeit enthält und namentlich vom psychologischen Standpunkte aus ihre vollständige Erklärung findet.[69]) Denn es konnte ja doch nicht anders geschehen, als daß die Tempelherren, deren Gemeinschaft in Palästina lange Zeit eine Art von Großmachtstellung eingenommen hatte und ganz besonders hell von dem Glanze ruhmwürdigster ritterlicher Großthaten umstrahlt wurde, durch den jähen und entscheidenden Umschwung des Glückes, der sich gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts vollzog und durch nichts rückgängig gemacht werden konnte, auf das tiefste getroffen und um ihren eigentlichen Halt gebracht wurde. Nach den gewaltigsten Anstrengungen, den kühnsten Thaten, den erschütterndsten Wechselfällen hatte schließlich der Erfolg doch gegen die Christen und die von denselben verfochtene Sache entschieden. Das mußte wie eine Art von Gottesgericht erscheinen, das natürlich um so tiefern Eindruck machte, als der Tempelherrenorden lange Zeit hindurch ganz besonders in seinen eigenen Augen als das erwählte und vorzugs=

weise begnadigte Werkzeug Gottes zur Vertilgung der Ungläubigen gegolten hatte. Jetzt mußte der Orden gewissermaßen den Boden unter seinen Füßen wanken fühlen, Himmel und Erde zusammenzustürzen und ihn mit seiner glänzenden Vergangenheit und seinen nun plötzlich als haltlos erkannten gewaltigen Ansprüchen unter ihren Trümmern begraben zu sehen fürchten. Das heilige Zeichen der Christenheit, das den Mantel der Templer zierte und das von dem einzelnen wie von der Gesammtheit als eine Art von Talisman angesehen werden mochte, hatte seine sieghafte Kraft eingebüßt und schien durch die mächtigen Zauberkünste der Sarazenen zum Gespött werden zu sollen. In dieser verzweifelten Lage nahm man seine Zuflucht zu andern Mitteln. Die Widerstandskraft der Fahne des Propheten zu brechen ging man zur Verleugnung des Namens über, dessen Anrufung ehemals zum Siege geführt hatte, nun aber nur Niederlage auf Niederlage zu veranlassen schien. Und so kam jene geheimnißvolle Ceremonie auf, welche mit der feierlichen Lossagung von Christus begann und mit dem Anspeien des Kreuzes endete. Ursprünglich ist dieselbe vielleicht nicht so ernstlich gemeint gewesen und durch die gleich darauf folgende Adoration wieder aufgehoben worden; unvermeidlich aber mußte diese Handlungsweise schließlich sehr viel zur Förderung des Unglaubens beitragen, und die Genossenschaft, in der sie üblich wurde, erschien damit ganz unwillkürlich bezeichnet als die Stätte, wo alle freidenkerischen Ideen, alle religiöse Gleichgültigkeit, ja alle Feindseligkeit gegen das Christenthum Aufnahme, Pflege und Förderung zu erwarten hatten.

Auch fehlt es nicht an Thatsachen, aus welchen die hier gewonnene Anschauung, daß die Kreuzzüge durch ihren schließlichen Ausgang ganz im Gegensatz zu den in ihnen durch die Kirche vertretenen Tendenzen der Kirchlichkeit Ab=

bruch gethan, religiösen Indifferentismus und selbst eine offene Feindseligkeit gegen das Christenthum erzeugt haben, eine überraschende Bestätigung erfährt. Das Sirvente eines französischen Dichters[70]), entstanden 1265 nach einer furchtbaren Niederlage des Templerordens in Palästina, spricht geradezu die Mahnung aus, das Schwert zu Ehren Christi nicht mehr zu ziehen, denn dieser wolle ja, wie er durch die jüngsten Ereignisse deutlich genug gezeigt, nicht mehr vertheidigt werden. Ja, „der Gott", sagt der Dichter am Schluß, „der ehemals wachte, schläft jetzt"; man zweifelte also geradezu an dem Dasein Gottes. Hierhin gehört auch eine Angabe, welche der treuherzige Joinville in seiner Geschichte Ludwig's IX. von Frankreich gelegentlich macht.[71]) Er berichtet nämlich, daß er, aus Palästina nach Frankreich zurückgekehrt, dort zu seinem Erstaunen etliche verworfene Christen gefunden habe, welche dem Glauben der Beduinen anhingen und sagten, niemand könne an einem andern als dem ihm einmal bestimmten Tage sterben, womit sie doch nichts anderes sagen wollten, als daß Gott nicht die Macht habe, uns zu helfen. „Denn", so fügt der Ritter mit überraschender Naivetät hinzu, „es würde doch niemand so thöricht sein, Gott zu dienen, wenn er nicht dächte, daß derselbe die Macht habe, unser Leben zu verlängern und uns vor dem Bösen und dem Unglück zu beschützen." Man sieht, der mohammedanische Fatalismus hat die naive Gläubigkeit schon arg erschüttert und zum Theil aus ihrer Herrschaft verdrängt. Ein anderer Zug aus derselben Zeit etwa bestätigt den aus Joinville erkennbaren Sachverhalt in überraschender Weise. Als im Jahre 1251, so wird berichtet[72]), die Dominicaner und Franciscaner in Frankreich umherzogen, um fromme Gaben für das Heilige Land „im Namen Christi" zu erbitten, da wurden sie unter Schmähungen abgewiesen; ja an einem Orte, dessen Name nicht genannt ist, kam es so weit, daß

die um Spenden Gebetenen beim Aussprechen des Namens Christi mit den Zähnen knirschten und einen Armen herbeiriefen, dem sie Geld in die Hand drückten, mit den Worten: „Nimm zur Ehre Mohammed's, der mächtiger ist als Christus." Solche Gefühle, wie sie hierin zum Ausdruck kommen, werden auch in den Kreisen der eingeweihten Tempelherren geherrscht haben; daß dieselben nicht auf diese kleine Zahl beschränkt blieben, ist natürlich. Denn je mehr sich der Tempelherrenorden im Laufe der Zeit im Widerspruch befand eigentlich mit der gesammten Entwickelung der Dinge im Heiligen Lande, um so mehr wußte er für seine Ansichten Propaganda zu machen und dieselben auch in weitern Kreisen Anhänger zu verschaffen suchen. Dazu aber bot die planmäßige und praktisch ausgebildete Organisation des Ordens einen vortrefflichen Anhalt. Der lebhafte Verkehr, der zwischen den einzelnen Zweigen der großen Gemeinschaft in den verschiedenen Ländern herrschte, die häufigen Reisen der Ritter von Palästina nach Europa, die Gründung der großen Ordenshäuser daselbst und die Stiftung der Gemeinden der Affiliirten waren außerordentlich wirksame Mittel, um den Strom dieser neuen Ideen auch in die abendländische Christenheit hinüberzuleiten[73]), wo dieselben sich dann mit aufklärerischen Anfängen und Bestrebungen anderer Art und anderer Herkunft zu gemeinsamem und dann doppelt energischem Wirken verbanden.

Anmerkungen.

---

1) Heeren, Gesammelte Werke (Bd. 2, Göttingen 1821).

2) Choiseul d'Aillecourt, De l'influence des croisades sur l'état de l'Europe (Paris 1809). Vgl. auch Joh. Regenbogen, Commentatio de fructibus, quos humanitas, libertas, mercatura, industria atque disciplinae per cunctam Europam perceperunt bello sacro (Amsterdam 1809), und Michaud, Histoire des croisades, Bd. 6.

3) A. von Kremer, Streifzüge im Gebiete der Culturgeschichte des Islam (Leipzig, 1870), S. 11.

4) Ebend., S. 4.

5) Ebend., S. 7.

6) Ebend., S. 8.

7) Ebend., S. XII.

8) Robinson, Neue Forschungen in Palästina, S. 601.

9) Commemoratorium de casis Dei et monasteriis, bei Tobler, Descriptiones terrae Sanctae saec. VIII — saec. XV, S. 363.

10) Vgl. Pélerinage de l'Jgoumène Russe Daniel en Terre Sainte — — publié et traduit par Noroff (Petersburg 1869).

11) Vgl. Latrie Mas, Traités de paix et de commerce et documents divers concernants les relations des Chrétiens avec les Arabes de l'Afrique septentrionale au moyen-âge (Paris 1836), besonders die ausführliche Einleitung.

12) Vgl. H. von Sybel, Der erste Kreuzzug.

13) Radulf Codom, im Recueil des historiens des croisades, II, S. 700.

14) Wilhelm von Tyrus, XI, 3.

15) Ebend., IX, 19.

16) Bei Tobler, Descript. Terrae Sanctae saec. IX—XV.

17) Jacobus a Vitriaco, I, c. 67 (Ed. Duaçensis).

18) Soweit ich sehe, dem einzigen Versuche der Art, der nachweisbar ist.

19) Vgl. die Urkunden und besonders die Zeugenreihen derselben bei Rozière, Cartulaire de l'Eglise du S. Sépulcre (Paris 1843).

20) XIII, 1 bei Laurent, Peregrinatores medii aevi quatuor 88.

21) I, 83 (Ed. Duac., S. 162 fg.).

22) Vgl. Caesarius Heistabac., bei Michaud, Bibliothèque des croisades, III, 277—278.

23) A. a. O., S. 640.

24) A. von Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen (Bd. 2, Wien 1877—78).

25) Vgl. Reinaud, Extraits des historiens arabes concernant l'histoire des croisades (Bd. 4 von Michaud, Bibliothèque des croisades), S. 24.

26) Ebend., S. 290.

27) Ebend., S. 496.

28) Ebend., S. 13.

29) Ebend., S. 91.

30) Laurent, Peregrinatores quatuor, S. 133 fg.

31) Reinaud, a. a. O., S. 354—355.

32) Michaud, Bibliothèque, III, 340. Vgl. Ducange bei Pétitot, Mémoires relatifs à l'histoire de France, III, 347 fg. und 368 fg.

33) Wilhelm von Tyrus, XVIII, 17.

34) Z. B. Reinaud, a. a. O., S. 437.

35) Arnold von Lübeck, Chron. Slavorum, VII, 10.

36) Reinaud, a. a. O., 346.

37) Ebend., S. 517.

38) Albertus Aquensis, III, 25 (bei Bongars, Gesta Dei per Francos, I, 223).

39) Reinaud, a. a. O., S. 47, 51—52, 215.

40) Ebend., S. 186—187, 214.

41) Dozy und Engelmann, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe. IIe Edition (Leyden 1869). — Dozy, Oosterlingen. Verklaarende lijst der neederlandsche woorden, die uit het Arabisch — — afkomstig zijn (Haag 1867). — Devic, Dictionnaire étymologique des mots français d'origine orientale (Paris 1876). (Supplement zu Littré's Dictionnaire de la langue française.)

42) Reinaud, a. a. O., S. 287, 365.

43) Ebend., S. 43.

44) Wilhelm von Tyrus, XI, 11.

45) Rozière, Cartulaire de l'Eglise du S. Sépulcre, S. 64, 200, 244.

46) Vgl. Tractatus de locis et statu terre Hierosolimitane ed. Thomas in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1865, II, 144 fg.: „Franci, Latini . . . homines bellicosi, armis exercitati, nudi capite et soli, qui inter omnes gentes barbam abradunt."

47) Ed. Duac., S. 138.

48) Joinville ed. de Wailly (Paris 1875).

49) Rozière, Cartulaire, S. 162, 200, 204, 207.

50) Vgl. Dozy und Engelmann, a. a. O.; Dozy, Oosterlingen, unter den betreffenden Artikeln.

51) Reinaud, a. a. O., S. 275, Anmerkung.

52) Dozy und Engelmann, a. a. O.

53) Weiß, Costümkunde, Mittelalter, S. 549.

54) Laurent, Peregrinatores quatuor, S. 177.

55) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, III, 370 fg.

56) Weiß, a. a. O., S. 758—759.

57) Vgl. Rey, Etude sur l'architecture militaire des croisés en Syrie (Paris 1871). (Documents inédits sur l'histoire de France.)

58) Vgl. Weiß, a. a. O., S. 48, 655, 628, 864.

59) Ebend., S. 243. Vgl. Dozy und Engelmann, a. a. O.

60) Weiß, a. a. O., S. 245, 617, 620, 633—634. Reinaud, a. a. O., 196.

61) Weiß, a. a. O., S. 256, 620, 637.

62) Vgl. durchweg Dozy und Engelmann, a. a. O.

63) Reinaud, S. 28. Pétitot, Mémoires, III, 25 (Anmerkung 2).

64) A. von Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen, II, 39. Alt, Christlicher Cultus, I, 87. Otte, Kirchliche Kunstarchäologie, S. 859.

65) Vgl. hier und zu dem folgenden Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter (Bd. 2, Berlin 1878), wo diese Seite der von den Kreuzzügen ausgegangenen Wirkungen zum erstenmal behandelt ist und dessen Resultate ich durchweg acceptire.

66) Reuter, a. a. O., S. 30.

67) Ebend., S. 33.

68) Vgl. Michelet, Le procès des Templiers (2 Bde., Paris 1851). (Documents inédits sur l'histoire de France.) Wilcke, Geschichte des Tempelherrenordens, Bd. 2. Merzbach, Die Geheimstatuten des Tempelherrenordens (Halle 1876).

69) Reuter, a. a. O., S. 33—35.

70) Ebend., S. 27.

71) Ed. de Wailly, S. 253 (S. 141).

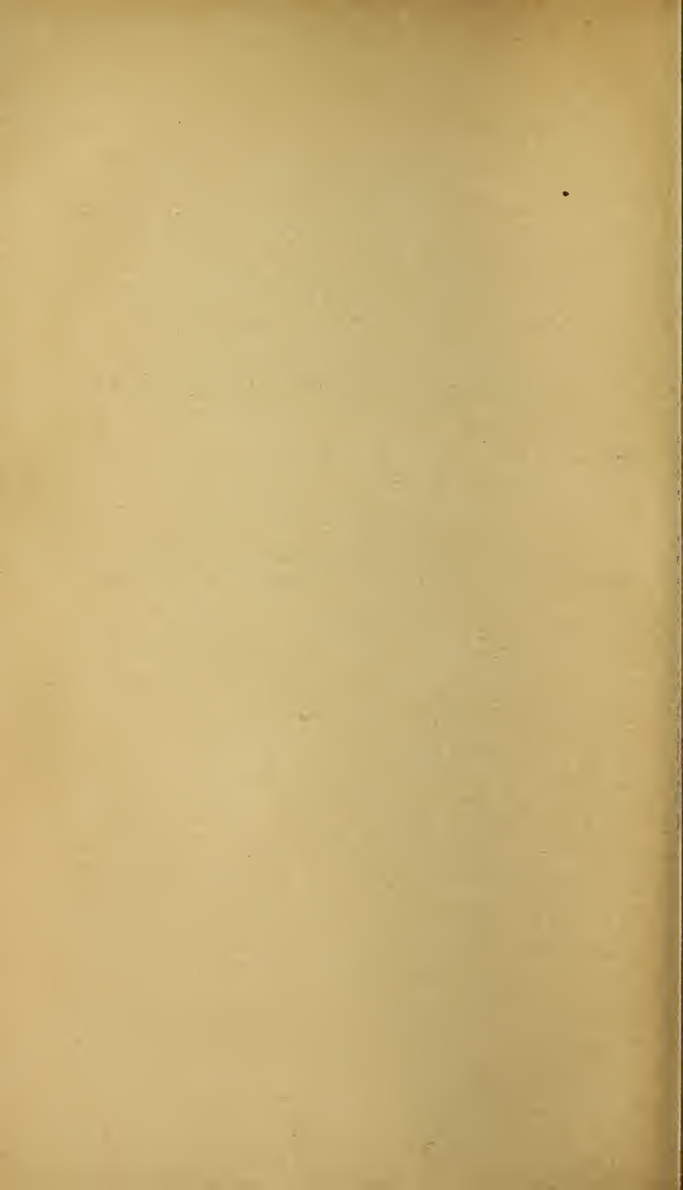
72) Chronik Salimbenes, S. 235 (Parma 1834).

73) Reuter, a. a. O., S. 35.

Die französische Krisis im Jahre 1877.

Von

Wilhelm Müller.



Seit dem 12. December 1876 war Jules Simon, das ehemalige Mitglied der „Regierung der nationalen Vertheidigung", Chef des französischen Cabinets. Neben dem Präsidium leitete er auch das Ministerium des Innern. Als er sich am 14. December den beiden Kammern als neuer Ministerpräsident vorstellte, erklärte er, er bringe kein förmliches Programm; aber man kenne ihn; er sei von Grund seines Herzens Republikaner und doch streng conservativ, den Grundsätzen der Freiheit ergeben und beseelt von der aufrichtigsten Achtung für die Gewissensfreiheit wie für die Religion. Das Cabinet werde ein parlamentarisches bleiben und brauche hierin nur dem Beispiele des Marschall-Präsidenten zu folgen, der stets bestrebt sei, die Grundsätze des constitutionellen Regiments zu befolgen. Vom December bis zum Mai führte Simon sein Amt mit Geschick und Glück. Bei mehrern Gelegenheiten beschwichtigte er das heiße Blut vorgeschrittener Republikaner, die Ultramontanen faßte er möglichst schonend an; den Marschall-Präsidenten suchte er mit dem diesem nicht gerade sympathischen Ministerium der Linken nach und nach zu befreunden. Jules Simon war der rechte Mann für die damalige Situation: die republikanische Kammermehrheit duldete kein Cabinet, das weiter rechts ging, als Simon; Marschall Mac-Mahon war bei der Berufung des Simon'schen Cabinets schon viel weiter links gegangen, als er es für möglich gehalten hätte; einen noch weitern Schritt in dieser Richtung zu thun, dazu hatte er

absolut keine Lust; was über Simon hinausging, das war ihm Radicalismus, Commune, Chaos. Die umsichtigsten Wetterpropheten waren daher darüber einig, daß das Cabinet Simon alle Bedingungen, welche auf ein langes Leben schließen ließen, in sich vereinige.

Am Vormittag des 16. Mai 1877 erhielt Simon folgenden Brief: „Herr Ministerpräsident! Ich habe soeben im Amtsblatt den Bericht über die gestrige Sitzung gelesen. Ich habe mit Ueberraschung gesehen, daß weder Sie noch der Herr Justizminister auf der Tribüne die wichtigen Gründe geltend gemacht haben, welche die Abschaffung eines Preßgesetzes hätten verhindern können, das vor weniger als zwei Jahren auf den Vorschlag des Herrn Dufaure votirt worden und dessen Anwendung Sie selbst kürzlich von den Gerichten verlangten. Und doch war in mehrern Ministerberathungen, selbst noch in der gestrigen entschieden worden, daß der Ministerpräsident und der Justizminister es übernehmen würden, die Aufhebung dieses Gesetzes zu bekämpfen. Man hatte sich schon darüber wundern können, daß die Abgeordnetenkammer in ihren letzten Sitzungen ein ganzes Gemeindegesetz berathen, daß sie sogar mehrere Bestimmungen, wie die Oeffentlichkeit der Gemeinderathssitzungen, annehmen konnte, das alles, ohne daß der Minister des Innern an der Berathung theilnahm. Diese Haltung des Cabinetschefs gibt Anlaß zu der Frage, ob derselbe den nöthigen Einfluß auf die Kammer bewahrt hat, um seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Eine Aufklärung in dieser Hinsicht ist unvermeidlich; denn wenn ich nicht, wie Sie, dem Parlament gegenüber verantwortlich bin, so habe ich meine Verantwortlichkeit Frankreich gegenüber, welche mich heute mehr als jemals in Anspruch nehmen muß. Genehmigen Sie, Herr Ministerpräsident, die Versicherung meiner Hochachtung!

Der Präsident der Republik, Marschall Mac-Mahon."

Es war für Jules Simon nicht schwer, auf die gemachten Vorwürfe sich zu rechtfertigen. Der Berathung des Gemeindegesetzes konnte er wegen einer Unpäßlichkeit nicht anwohnen; auch war ausgemacht worden, daß die Frage der Oeffentlichkeit der Gemeinderathssitzungen erst bei der zweiten Berathung erörtert werde, und nur durch eine Art Ueberrumpelung war sie schon früher auf die Tagesordnung der Kammer gekommen. Bei dem Preßgesetz hatte es sich darum gehandelt, daß die Preßvergehen nicht mehr von dem Zuchtpolizeigericht, sondern von dem Geschworenengericht abgeurtheilt werden sollten, und sowol im Ministerrath als in der Kammer hatte Simon mit dieser Aenderung sich einverstanden erklärt und nur verlangt, daß für alle Processe wegen Beleidigung des Präsidenten Mac-Mahon oder fremder Souveräne eine Ausnahme gemacht und diese nach wie vor an das Zuchtpolizeigericht verwiesen werden sollten. In dem Antwortschreiben, welches Simon sofort an den Marschall richtete, theilte er demselben diese ihm zum Theil bekannten Thatsachen mit, verlangte aber sogleich seine Entlassung und drückte nur noch den Wunsch aus, durch Männer ersetzt zu werden, welche, wie er, der conservativ-republikanischen Partei angehörten. Die übrigen Minister folgten dem Beispiele ihres Chefs und gaben alle ihre Entlassung ein.

Mac-Mahon hatte nicht die geringste Lust, dem Wunsche Simon's zu entsprechen. Nicht darum hatte er dem Ministerpräsidenten einen nach Ton und Inhalt so auffallenden Brief geschrieben und unter den nichtigsten Vorwänden, die etwas ganz anderes vermuthen ließen, ihn zur Einreichung seines Entlassungsgesuches moralisch genöthigt, um Männer von der nämlichen Farbe bei der Bildung seines Cabinets auszuwählen. Vielmehr sollte mit dieser Heuchelei, als ob der Marschall von der Nothwendigkeit eines Ministeriums der Linken sich selbst überzeugt und mit dieser Partei sich aus-

gesöhnt habe, vollständig gebrochen und zu jenen Parteien zurückgegriffen werden, welche am 24. Mai 1873 den Marschall auf ihren Schild erhoben und zum Präsidenten der Republik gemacht und noch im nämlichen Jahre das Septennat für ihn ausgewirkt hatten. Dies waren die vereinigten monarchischen Parteien: Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten. Nicht aus Dankbarkeit, sondern aus natürlicher Sympathie und vermöge seiner Antecedentien und Familienbeziehungen fühlte er sich zu den monarchischen Parteien hingezogen und von den Republikanern durch eine tiefe Kluft getrennt. Was ihm dabei allein sein Amt schwer machte, das waren die verschiedenen Ansprüche dieser drei monarchischen Parteien. Thiers war der Monarchie untreu geworden, weil er fand, daß, wenn die Anhänger derselben untereinander selbst uneins seien und drei verschiedene Thronprätendenten aufstellen, einem verständigen Politiker nichts anderes übrigbleibe, als die conservative Republik zu organisiren und an dieser festzuhalten. Sein Sturz war die Folge dieser Einsicht. Anders dachte Mac-Mahon. Den Bonapartisten stand er sehr nahe; denn alle seine militärischen, höchst einträglichen Würden hatte er dem zweiten Kaiserreiche zu verdanken; in seinen jüngern Jahren, während seiner Feldzüge in Algerien, hatte er viel mit den Prinzen von Orléans verkehrt; mit den Legitimisten hatte er vermöge seines alten Stammbaumes Fühlung, und da Legitimismus und Klerikalismus in Frankreich identisch waren, so sorgte seine bigote, von dem Bischof Dupanloup von Orléans geleitete Gemahlin dafür, daß die Fühlung bis zur Intimität ging. Seine nächste Umgebung bestand vorzugsweise aus Legitimisten; die Klerikalen waren Hausfreunde in seinem Palast. Daß er mit diesen Anschauungen sich in Widerspruch setzte mit der Mehrheit des französischen Volkes, merkte er nicht; denn der Herzog von Magenta war zwar der glor-

reiche Besiegte von Wörth und der glücklich Verwundete von Sedan, aber ein Politiker war er nicht. Was für eine Politik der jeweilige Augenblick erfordere, ob irgendeine politische Maßregel möglich oder unmöglich sei, ob bei irgendeiner Krisis sein Schlachtenruf Sieg oder Niederlage bedeute, das vermochte er nicht zu durchschauen, obgleich er fest überzeugt war, daß er es genau wisse. Seine Politik war mehr eine Politik des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung als die Politik eines mit realen Factoren rechnenden Staatsmannes. Was ihm über alles ging, das war sein Septennat. Daß er während desselben die Rolle des Generals Monk spielen und sei es den Grafen Chambord oder den Grafen von Paris oder den Prinzen Louis Napoleon auf den Thron von Frankreich setzen werde, daran war gar nicht zu denken. Diese drei Prätendenten und ihre Anhänger mußten sich jedenfalls bis zum Jahre 1880, wo das Septennat ablief, gedulden. Was dann kam, das war dann ihre Sache; er hatte aber auch nichts dagegen, wenn er dann selbst wiederkam und wenn ihm ein zweites Septennat von der Volksvertretung übertragen wurde. Hierüber sprach er sich gegenüber dem Herzog von Broglie, einem seiner intimsten Rathgeber, sehr offen aus. „Ich will wol", sagte er, „die Wohnung rein und frei halten, aber verlangt nicht von mir, daß ich einen Miethsmann hineinsetzen soll. Alles, was ich versprechen kann, das ist, daß im Jahre 1880 der Platz frei sein wird. Inzwischen bin ich darin und bleibe darin (j'y suis et j'y reste); das ist meine Devise." Somit durften die monarchischen Parteien auf ihn zählen, sofern er ihre politischen Anschauungen theilte, sich als Retter der Gesellschaft fühlte und als solcher seine Aufgabe darin sah, daß er den Radicalismus, welcher ihm ziemlich gleichbedeutend war mit Republikanismus, in Schranken hielt; weiter aber durften sie nicht gehen, sie hätten denn auf seine Mitwirkung verzichten und

die Ausführung ihrer Plane selbst in die Hand nehmen müssen.

Dieses Frontmachen gegen alles Republikanische, dieses offene Sympathisiren mit allem Antirepublikanischen paßte freilich nicht so ganz für den Präsidenten einer Republik. Allein es stand ihm auch diese Würde viel weniger gut an als die eines Marschalls von Frankreich. Zum Marschall war er geboren, zum Präsidenten hatte man ihn gemacht, und zwar nicht wegen seiner selbst, sondern weil die Wähler, die nur an sich dachten, ihn für ihre Zwecke gebrauchen zu können hofften. So ist es denn kein Wunder, daß dem Marschall das Resultat der Wahlen vom 20. Februar 1876 höchst unbequem war; denn unter 532 Abgeordneten befanden sich mindestens 360 Republikaner verschiedener Schattirungen. Und dieses Wahlresultat hatte sich ergeben, trotzdem daß das reactionäre Ministerium Buffet mit antirepublikanischem Hochdruck arbeitete! Die einzige Hoffnung war noch der Senat, in welchem 75 lebenslängliche und 225 auf neun Jahre gewählte Senatoren saßen, von denen alle drei Jahre ein durch das Los zu bestimmendes Drittheil auszuscheiden hatte. Zwar waren auch diese Wahlen unter Auspicien vor sich gegangen, die nicht gerade günstig für Mac Mahon waren; allein eine antirepublikanische Mehrheit, wenn auch eine schwache und nicht für alle Fälle zuverlässige, ergab sich denn doch, und da die 75 lebenslänglichen Senatoren die durch Tod in ihren Reihen entstehenden Lücken durch Cooptation wieder auszufüllen hatten, so bildeten diese 75 allmählich eine treue Garde des Marschalls. Zu Ende des Jahres 1878 oder zu Anfang des folgenden Jahres hatte von den 225 Senatoren das erste Drittheil auszutreten und hatten Neuwahlen stattzufinden. Es war für die monarchischen Parteien von großer Wichtigkeit, ob diese 75 neuzuwählenden Senatoren unter einem republikanischen oder einem

antirepublikanischen Ministerium gewählt wurden, und da bei dieser Wahl die Generalräthe ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen hatten und diese im Jahre 1878 selbst auch theilweise neu gewählt werden mußten, so war es auch für die Wahl der Generalräthe nicht gleichgültig, ob der Chef des Cabinets Jules Simon oder Herzog von Broglie hieß. Mac-Mahon hatte noch seine besondern Gründe, für beide Wahlen sich zu interessiren. Es ist ihm gar nicht übel zu nehmen, wenn er an seine Wiederwahl im Jahre 1880 dachte. Aber bei der Zusammensetzung der damaligen Abgeordnetenkammer war eine solche unmöglich. Frankreich wird sich in jenem Jahre vor drei Möglichkeiten gestellt sehen. Es wird sich darum handeln, ob Mac-Mahon wiedergewählt, ob ein anderer auf den Präsidentenstuhl erhoben wird, ob eine Revision der Verfassung eintreten soll, welche bis dahin nur der Präsident selbst beantragen kann. Ueber jede dieser drei Fragen kann nur die Nationalversammlung in welcher Senat und Abgeordnetenkammer sich vereinigen, entscheiden, und zwar mit einfacher Stimmenmehrheit. Diese Entscheidung fiel bei dem numerischen Uebergewicht der Republikaner für Mac Mahon sicherlich ungünstig aus. Es war anzunehmen, daß ein entschiedener Republikaner, wenn auch von conservativer Färbung, von der vereinigten Kammer zum Präsidenten ernannt werde. Dann aber war es nicht blos mit Mac-Mahon aus, sondern auch mit den Restaurationsplanen der Monarchisten und mit den Schlummerliedern der Klerikalen. Die Republik wurde dann zur Wahrheit und mit den antirepublikanischen Generalen ebenso aufgeräumt wie mit den Präfecten dieser Richtung. Dieser Eventualität ließ sich nur dadurch vorbeugen, daß die nächsten Generalrathswahlen im conservativen Sinne ausfielen, daß dann infolge derselben die 75 neuzuwählenden Senatoren wenigstens größtentheils den monarchistischen Kreisen ange-

hörten, und daß zuletzt, wenn dadurch die Stellung des Marschall-Präsidenten sich befestigt hatte, die Abgeordnetenkammer aufgelöst und durch Aufbietung aller monarchischen und klerikalen Kräfte eine möglichst reactionäre Kammer gewählt, jedenfalls die bedeutende Mehrheit der Republikaner auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt würde. Nur dann war Mac-Mahon seiner Wiederwahl sicher, nur dann konnte auch ein Antrag auf eine in reactionärem Sinne auszuführende Revision der Verfassung auf Annahme rechnen. Aber alle diese Plane zerfielen in Nichts, wenn nicht ein monarchistisches Ministerium aufgestellt wurde, um eben diese Wahlen zu leiten.

Die Tage Jules Simon's waren also längst gezählt. Der Marschall war längst entschossen, ihn bei nächster Gelegenheit über Bord zu werfen und dann wieder zu den Männern seines ersten Ministeriums, das am 25. Mai 1873 gebildet wurde, zurückzukehren. Dies wollte er schon damals, als Dufaure seine Entlassung nahm und es sich um Berufung Simon's handelte. Nicht diesem wollte er die Bildung des neuen Ministeriums übertragen, sondern dem Senatspräsinenten Herzog von Audiffret-Pasquier. Aber sowol dieser als auch der Herzog von Broglie waren der Ansicht, die Zeit zur Bildung eines solchen Cabinets sei noch nicht gekommen, und riethen dem Marschall, sogar noch etwas weiter links zu gehen und dem Lande den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß ein republikanisches Ministerium an den Grundlagen des Staates rüttle und diesen zuletzt dem Radicalismus und der Commune überliefere. In dieser Erwartung wurde Jules Simon berufen, und die Empfangsäle des Elysée öffneten sich den republikanischen Staatsmännern. Neue Physiognomien tauchten dort auf. „Nous aurons le monstre!“ sagte die Frau Marschallin zu einer Vertrauten, als es hieß, auch Gambetta werde erscheinen. Je rascher Jules Simon

und seine Collegen abwirthschafteten, desto lieber war es den Bewohnern des Elysée. Aber jener war vorsichtig, ließ sich von der Linken nicht zu weit treiben und machte es dem Marschall und dessen Rathgebern schwer, einen günstigen Vorwand zu seiner Entlassung zu finden. Wenn aber die Monarchisten keinen fanden, so waren die Klerikalen glücklicher bei ihren mikroskopischen Untersuchungen. Die Bischöfe hatten es eben damals wieder einmal ziemlich toll gemacht. Ihre Hirtenbriefe strotzten von Aufreizungen zum „heiligen Kriege“ gegen Italien und Deutschland, der Bischof von Nevers richtete an den Marschall selbst ein Schreiben, worin er ihn aufforderte, dem Gefangenen des Vatican wieder die zur Ausübung seiner Gewalt erforderliche Freiheit zu verschaffen, und hatte die Taktlosigkeit, eine Abschrift dieses Briefes an sämmtliche Beamte seiner Diöcese, vom Präfecten bis zum Bürgermeister, nebst einem aufreizenden Rundschreiben zu senden. Die Republikaner hatten lange genug diese klerikalen Umtriebe geduldet, ja aus Haß gegen das antijesuitische Deutschland denselben ihre Sympathie zugewandt und die Allianz mit der Soutane und mit den Wallfahrern von Lourdes mit Freuden angenommen. Hatte ja selbst Gambetta sich so weit verirrt, daß er, in der Meinung, der Klerikalismus sei für Frankreich eine Stärkung und helfe zur glücklichen Führung des Revanchekrieges gegen das von confessioneller Zwietracht zerklüftete und unmächtige Deutschland, von einer katholischen Mission Frankreichs sprach. Diese Leute sahen aber bald ein, daß das erste Opfer dieser katholischen Mission sie selbst wären, und so waren sie es, welche zuerst gegen die Rundschreiben der Bischöfe Lärm schlugen und an die Regierung das Ansinnen stellten, daß sie die Uebergriffe derselben auf das politische Gebiet zurückweise und auch von dem Klerus Gehorsam gegen die Staatsgesetze verlange. Am 3. Mai begründete der Abgeordnete Leblond

seine Interpellation über die Maßregeln, welche die Regierung zu treffen gedenke, um die ultramontane Aufwiegelung zu unterdrücken, und bezeichnete diese Agitation sehr richtig als eine „Kriegserklärung gegen Italien". Der Ministerpräsident Jules Simon, von den Hirtenbriefen und sonstigen Schreiben der Bischöfe sprechend, erklärte: „Diese Documente beruhen auf der Idee, daß der Papst Gefangener in Rom ist und daß die Freiheit der Katholiken deshalb leidet. Es ist aber nicht richtig, daß der Papst Gefangener ist. Die betreffenden Erklärungen sind, wenn nicht ganz falsch, doch zum wenigsten übertrieben. Das italienische Garantiegesetz hat alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, damit die geistliche Unabhängigkeit des Heiligen Vaters nicht beeinträchtigt werde. Wenn man dieses Gesetz gelesen hat, ist es nicht gestattet, zu sagen, daß der Papst ein Gefangener sei." Am folgenden Tage, an welchem Gambetta heftig gegen das klerikale System loszog und mit den Worten schloß: „Der wahre Feind Frankreichs ist der Klerikalismus", sagte Jules Simon, er habe jederzeit die Achtung vor dem Gesetz über alles andere gestellt und niemand das Recht zugestanden, es zu umgehen, und als Minister werde er noch strenger sein, denn er sehe, daß der Name der Religion misbräuchlich verwendet werde, um Schriftstücke zu verbreiten, welche die Ruhe des Landes stören und unsern freundschaftlichen Beziehungen zu Italien ein Hinderniß in den Weg legen könnten. Darauf erklärte er sich einverstanden mit der von der Linken eingebrachten Tagesordnung, worin gesagt war, daß die ultramontanen Kundgebungen die innere und äußere Sicherheit des Landes bedrohen und eine offenkundige Verletzung des Gesetzes ausmachen, daher die Regierung von der Kammer eingeladen werden solle, alle Mittel, die in ihrer Gewalt ständen, anzuwenden, um diese antipatrio-

tische Agitation zu unterdrücken. Diese Tagesordnung wurde mit 361 gegen 121 Stimmen angenommen.

Die Klerikalen sahen schlimmen Zeiten entgegen, wenn Jules Simon vom Wort zur That überging. Sie hatten geglaubt, Frankreich, die älteste Tochter der katholischen Kirche, sei für sie ein nach allen Seiten hin unangreifbares Bollwerk, und nun trat ein freigeistiger Minister auf die Tribüne und erklärte mit jener verzweifelten Gelassenheit, welche ihnen schon am preußischen Minister Falk unerträglich war, daß die Bischöfe so gut wie alle andern Franzosen sich unter die Staatsgesetze beugen müßten. Und vollends jenes mit Actenstücken bewiesene Wort, daß der Papst nicht ein Gefangener sei, sondern sich jeder wünschenswerthen Freiheit erfreue! Die Klerikalen versäumten nicht, den Papst von diesen ketzerischen Aeußerungen zu unterrichten; dieser beklagte sich bei der nächsten Gelegenheit öffentlich darüber, daß der Ministerpräsident von Frankreich ihn als einen „Lügner“ bezeichnet habe, und dieser vaticanische Schmerzensruf wurde sofort dem Marschall mitgetheilt. Jetzt war die Geduld zu Ende. Gleich am andern Tage schrieb der Marschall den oben angeführten Brief, den wahren Grund seines Zornes wohlweislich verschweigend, an zweifelhafte Vorwände sich haltend. Der Eindruck, welchen die Entlassung des Ministeriums Simon machte, war ungeheuer. Noch fragte es sich, was für Männer die Erbschaft antreten würden. Doch, das ließ sich denken! Noch am Abend des 16. Mai versammelten sich etwa 250 Abgeordnete der Linken und der äußersten Linken zu einer außerordentlichen Berathung im Grand-Hôtel. Gambetta sprach von dem sonderbaren und allen Ueberlieferungen des parlamentarischen Systems zuwiderlaufenden Act des Präsidenten der Republik, wodurch er ein ganzes Ministerium, welches in keiner der beiden Kammern in der Minderheit geblieben sei, gleichsam in den

Bann gethan habe. Angesichts eines solchen Actes, der eine zum mindesten persönliche Politik enthülle, sei es nothwendig, daß die Vertretung des Landes die neue Phase, in welche die gegenseitigen Beziehungen der öffentlichen Gewalten allem Anschein nach treten sollten, mit Ruhe und Kaltblütigkeit ins Auge fasse. Darauf schlug er für die morgige Kammersitzung folgende Tagesordnung vor: „Die Mehrheit der Kammer wird nur zu einem Cabinet Vertrauen haben, welches frei in seinem Handeln und entschlossen ist, nach den republikanischen Principien zu regieren, die allein Ordnung und Wohlstand im Innern und Frieden nach außen verbürgen können." In der Sitzung vom 17. Mai, welcher einer der abtretenden Minister, der Bautenminister Christophle, anwohnte, wurde derselbe über die Cabinetsfrage interpellirt. Dieser gab keine Auskunft, worauf Gambetta die Interpellation näher entwickelte und mit den Worten schloß: „Der Präsident der Republik muß erklären, ob er mit den Republikanern regieren will, welche das Zutrauen des Landes haben, oder mit den Männern, deren Unpopularität so offenkundig dargethan worden ist. Wenn es zur Auflösung der Kammer kommen sollte, so hat die Mehrheit derselben nichts zu fürchten; aber das Land könnte in der Kammerauflösung die Vorrede zum Kriege erblicken, und verbrecherisch würden diejenigen handeln, welche den Krieg hervorriefen." Darauf wurde die oben angeführte Tagesordnung mit 355 gegen 154 Stimmen angenommen.

Der Marschall-Präsident hatte seine Antwort auf diese Tagesordnung bereits gegeben; denn am 17. Mai war sein neues Ministerium bereits fertig und stellte sich am 18. den Kammern vor. In demselben übernahm Herzog von Broglie das Präsidium und die Justiz, Fourtou das Innere, Caillaux die Finanzen, Paris die öffentlichen Arbeiten, Brunet den Unterricht, Gicquel des Touches (erst einige Tage später)

die Marine; der Herzog von Decazes und der General Berthaut, die Minister des Auswärtigen und des Krieges im abgetretenen Cabinet, traten auf den speciellen Wunsch des Marschalls in das neue Cabinet ein. Letzterer konnte sich denken, daß ein Ministerium, in welchem drei Orléanisten (Broglie, Caillaux, Paris), ein Bonapartist (Fourtou) und zwei hochklerikale Legitimisten (Meaux und Brunet) saßen, nicht blos in Paris, sondern in ganz Europa, besonders in Deutschland und Italien, mit mistrauischen Augen, fast wie eine halbe Mobilisirung angesehen werde. Daher suchte er gleich beim Beginn der neuen Aera die auswärtigen Mächte zu beruhigen und ließ sofort den Brief, in welchem er Decazes zum Ausharren aufforderte, im Amtsblatt veröffentlichen. Darin hieß es: „Ich will, daß meine Absicht wohl verstanden wird, mit den fremden Mächten die freundschaftlichen und vertraulichen Beziehungen fortzusetzen, welche Sie stets aufrecht zu erhalten gewußt haben. An der auswärtigen Politik, die Sie so würdig und geschickt vertreten, soll nichts geändert werden."

Daß dieses Ministerium, welches die verkörperte Negation der Republik war, mit der Abgeordnetenkammer nicht verkehren konnte, lag auf der Hand. Somit war die Auflösung der Kammer die nothwendige Folge der Berufung des Ministeriums Broglie. Um Zeit zu gewinnen und namentlich für die Neuwahlen das Terrain gehörig bearbeiten zu können, wurde beschlossen, zunächst eine Vertagung eintreten zu lassen. Am 18. Mai verlas Broglie im Senat, Fourtou in der Kammer eine Botschaft des Präsidenten. Dieselbe sollte den „Act vom 16. Mai" rechtfertigen: „Die Cabinete Dufaure und Jules Simon haben in der Kammer nicht die Mehrheit erlangen können. Ich konnte keinen Schritt auf diesem Wege machen, ohne mich an die republikanische Fraction wenden zu müssen, welche eine radicale

Aenderung aller unserer Einrichtungen will. Mein Gewissen und mein Patriotismus gestatten mir nicht, mich auch nur im entferntesten dem Triumph dieser Ideen anzuschließen, welche schließlich nur Unordnung und den Niedergang Frankreichs hervorrufen können. Ich bin überzeugt, daß das Land denkt wie ich. Die letzten Wahlen, wo alle Candidaten sich auf meinen Namen bezogen, zielten keineswegs auf den Triumph dieser Theorien ab. Wenn das Land neuerdings befragt würde, so wiese es diese Verirrung zurück. Ich bin fest entschlossen, die Einrichtungen des Landes zu achten und aufrecht zu erhalten; bis zum Jahre 1880 kann ich allein eine Anordnung in Vorschlag bringen; aber ich habe nichts dergleichen vor. Um die Aufregung sich beruhigen zu lassen, ersuche ich die Kammer, ihre Sitzungen einen Monat auszusetzen. Sie werden dann das Budget in Berathung ziehen können." Zum Schluß erklärte der Marschall, er werde für die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens sorgen, die guten Beziehungen zu den auswärtigen Mächten unterhalten und etwaige Unbesonnenheiten, durch Reden oder Preßerzeugnisse begangen, mit allen gesetzlichen Mitteln unterdrücken. Auf die Verlesung dieser Botschaft durfte keine Discussion mehr stattfinden. Senat und Kammer gingen auseinander. Die Republikaner des Senats und der Kammer hielten darauf Privatversammlungen und beriethen sich darin über die an das Volk zu erlassenden Manifeste. Die Republikaner des Senats drückten in ihrem Manifest, das von mehr als 100 Mitgliedern unterschrieben wurde, die Ueberzeugung aus, daß der Senat sich keiner Unternehmung gegen die republikanischen Einrichtungen anschließen werde. Die Linke der Abgeordnetenkammer sagte in ihrem Manifest: „Das Decret, das euere Bevollmächtigten betroffen hat, ist der erste Act des neuen Kampfministeriums, welches dem Willen Frankreichs zu trotzen gedenkt. Die Botschaft des

Präsidenten der Republik läßt keinen Zweifel mehr über die Absichten seiner Rathgeber. Die Kammer ist auf einen Monat vertagt, bis man später von dem Senat ein Auflösungsdecret gegen sie erlangen kann. Von heute an treten wir wieder in directen Verkehr mit euch; wir fordern euch auf, zwischen der Politik der Reaction und der Abenteuer, welche rücksichtslos alles aufs Spiel setzt, was seit sechs Jahren so mühsam errungen worden ist, und der gemäßigten und festen, friedlichen und fortschrittlichen Politik zu entscheiden, der ihr euere Zustimmung bereits gegeben habt." Dreihundertdreiundsechzig Abgeordnete unterschrieben dieses Manifest; Thiers, welcher nicht zugegen war, unterschrieb es nachträglich.

Das Ministerium durfte sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen. Es gehörte viel Glaubensmuth und Hoffnungsseligkeit dazu, um an einen Sieg denken zu können. Dieser Situation entsprachen die Maßregeln, welche die Minister ergriffen. Mit rücksichtsloser Energie machten sie sich an das Geschäft, alles Republikanische, was sich in die Staats- und Gemeinde-Beamtungen eingeschlichen hatte, wegzufegen. Dem System der moralischen Ordnung wurden großartige Hekatomben gebracht. Von 87 Präfecten wurden 50 sofort abgesetzt oder versetzt. Es folgten die Unterpräfecten, die Generalsecretäre, die Präfecturräthe. In kurzen Zwischenräumen erschienen zwei Proscriptionslisten, von denen jede etwa 150 Schlachtopfer aufzählte. Die neuen Präfecten setzten dann in ihren Departements das Reinigungsgeschäft fort und machten in allen öffentlichen Stellungen, vom Maire bis zum Feldhüter hinab, reinen Tisch. Vereine, Versammlungen und Presse wurden aufs schärfste überwacht. Broglie forderte in einem Rundschreiben vom 29. Mai die Gerichtsbehörden auf, gegen die Zeitungen mit Strenge einzuschreiten, nicht zu dulden, daß Theilnehmer an dem Aufstande von 1871 an Zeitungen mitarbeiten, die Verbreiter

falscher Nachrichten zu verfolgen und aufs entschiedenste gegen diejenigen aufzutreten, welche sagten, es existire in Frankreich eine Partei, welche verbrecherisch genug sei, das Unheil eines neuen Krieges heraufbeschwören zu wollen; Kundgebungen zu Gunsten der Commune und Beleidigungen des Staatsoberhauptes, Misachtung der Religion, der Moral und des Eigenthums dürften unter keinen Umständen geduldet werden. Paris, der Minister der öffentlichen Arbeiten, richtete ein Rundschreiben an die Directionen der französischen Eisenbahnen und verlangte, auf ein Gesetz sich stützend, daß jeder Eisenbahnbeamte, welcher gegen die Regierung feindselig auftrete, sofort zu entlassen sei. Gesellige Vereine welche sich nebenher mit Politik befaßten, wurden geschlossen; das nämliche Schicksal hatten die Kaffeehäuser und Schankwirthschaften, in welchen die Republikaner ein freies Wort führten; mehrere Zeitungen wurden suspendirt, die Redacteure angeklagt und verurtheilt. Durch solche Maßregeln wurden allerdings manche Personen unschädlich gemacht; die Lust zu schaden aber erst recht entzündet. Gelegenheit dazu gaben die Wahlen. Am meisten Aufsehen erregte die Verhaftung und der Proceß des Präsidenten des pariser Gemeinderathes, Bonnet-Duverdier, welcher in einer angeblich geschlossenen, in der That aber öffentlichen Versammlung sich in den gröbsten Schmähungen gegen den Marschall erging, ihn einen Dummkopf, einen Verräther nannte, seine Verwundung bei Sedan als eine Lüge bezeichnete und als letztes Mittel gegen ihn die Erschießung empfahl, was er durch eine Geberde andeutete. Am 1. Juni verhaftet, wurde er am 8. von dem Zuchtpolizeigericht zu 15 Monaten Gefängniß und 2000 Frs. Geldstrafe verurtheilt. Die Regierung fürchtete infolge dieses Falles einen Straßentumult oder vielmehr sie wünschte einen solchen; denn das hätte ihr Gelegenheit gegeben, Paris unter den Bann des

Belagerungszustandes zu stellen. Aber diesen Gefallen thaten ihr die Republikaner nicht, so groß auch ihre Erbitterung war. Inzwischen machten sich Mac-Mahon und Gambetta als Redner Concurrenz; jener sprach auf dem Marsfelde und in Compiègne und betonte die Aufrechthaltung des Friedens nach außen; dieser drückte bei den republikanischen Banketen in Amiens und Abbeville seine Zuversicht aus, daß die 363 Unterzeichner des republikanischen Manifestes, durch das allgemeine Stimmrecht gekräftigt, in die Kammer zurückkehren würden, wie die 221 unter der Restauration.

Der Termin der Vertagung ging zu Ende, man rüstete sich gegenseitig zu neuen Kämpfen. Die Budgetcommission, deren Präsident Gambetta war, beschloß der Kammer die Genehmigung der zur Reorganisation der Armee nöthigen Credite und die Ablehnung einer Berathung des übrigen Budgets vorzuschlagen. Am 16. Juni versammelten sich wieder die Kammern. Broglie verlas im Senat eine Botschaft des Marschalls, worin dieser, welchem die Verfassung das Recht zusprach, gemeinsam mit dem Senat die Abgeordnetenkammer aufzulösen, jenen aufforderte, seine Zustimmung zu dieser Maßregel zu geben. Begründet wurde diese Maßregel damit, daß die Republikaner die Zeit der Vertagung benutzt hätten, um durch ihr massenhaft verbreitetes Manifest eine neue Agitation unter die Bevölkerung zu werfen. So bleibe nichts übrig, als dieselben vor das Land, an welches sie selbst sich gewandt hätten, zu laden. In der Abgeordnetenkammer machte Fourtou Mittheilung von der Botschaft des Präsidenten und erklärte, der zwischen der Kammermehrheit und dem Präsidenten ausgebrochene Zwiespalt könne nur durch die Auflösung der Kammer seine Lösung finden. „Wir haben nicht Ihr Vertrauen, und Sie haben nicht das unsere. Der Marschall stellt das constitutionelle Gleichgewicht wieder her, indem er dem Radicalismus den Weg

verlegt und die Kammer verhindert, sich in einen Convent zu verwandeln. Man möchte nun den Streit auf einen andern Boden hinüberspielen und behauptet deshalb, der 16. Mai sei eine Feindseligkeit gegen die Verfassung, ein Ergebniß der klerikalen Einflüsse gewesen. Aber dieses Hirngespinst existirt nicht. Die Mitglieder der Regierung vertreten das Frankreich von 1789, welches sich gegen das Frankreich von 1793 vertheidigt." Dem Minister erwiderte Gambetta. In einer zweistündigen Rede, welche durch Paul Cassagnac etwa hundertmal unterbrochen wurde, beleuchtete er die Stellung der Republikaner zum Ministerium und sagte: „Es gibt eine Partei, deren strafbare Anschläge die Kammer in ihrer Sitzung vom 4. Mai gebrandmarkt hat. Nicht wegen des Preßgesetzes oder des Gemeindegesetzes mußte das letzte Ministerium fallen, sondern weil es die Tagesordnung gegen die Ultramontanen und die Jesuiten angenommen hat. Vom Vatican ging der Schlag aus, welcher das Cabinet stürzte. Durch ganz Frankreich ging der Ruf: Der 16. Mai ist ein Pfaffenstreich! Ein Ministerium, das einen solchen Ursprung hat, hat nicht das Recht, sich auf 1789 zu berufen. In Wahrheit vertritt es die Gegenrevolution. Es besteht aus Adeligen, welche die Demokratie nicht vertragen können, und aus den Agenten einer Körperschaft, welche Frankreich in Ketten schlagen möchte. Aus Gier nach Aemtern hat man den Marschall zum Bruche mit dieser Kammer gedrängt. Aber statt der 363 der gegenwärtigen Mehrheit werden in drei Monaten 400 hier erscheinen. Das Land weiß, daß, wenn die coalisirten Parteien siegen, sie ihm nur den Bürgerkrieg geben können. Die Wähler werden sich des Plebiscits und dessen, was man ihnen damals sagte, erinnern. Man versprach ihnen damals den Frieden und schickte sie in den Krieg." Der Abgeordnete Renault, unter dem Ministerium Buffet Polizeipräfect

von Paris, jetzt Mitglied des linken Centrums, sagte in der Sitzung des 19. Juni: „Wie das Cabinet Polignac verderblich für Karl X. war, so ist das jetzige Cabinet verderblich für den Marschall. Um Polignac zu stürzen bedurfte es des Blutes; um das jetzige Ministerium zu stürzen, wird das allgemeine Stimmrecht genügen.“ Darauf beantragte Choiseul folgende Tagesordnung: „In Erwägung, daß das am 17. Mai vom Präsidenten der Republik gebildete und unter dem Vorsitze Broglie's stehende Ministerium gegen das Gesetz der Mehrheit, welches die Regel aller parlamentarischen Regierungen ist, eingesetzt worden ist; daß es sich gleich bei der Uebernahme der Gewalt jeder Erklärung den Landesvertretern gegenüber entzogen hat; daß es die Verwaltung umstürzt, um auf das allgemeine Stimmrecht durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel einen Druck zu üben; daß es nur eine Coalition der monarchischen Parteien darstellt, welche durch die Urheber der klerikalen Kundgebungen geleitet wird; daß es seit dem 17. Mai alle Angriffe gegen die nationale Vertretung und alle Aufforderungen zur Gesetzesübertretung ungestraft gelassen hat; daß es aus allen diesen Gründen eine Gefahr für die Ordnung und den Frieden und zugleich eine Ursache der Beunruhigung für die Geschäfte und die allgemeinen Interessen ist, erklärt die Kammer, daß das Ministerium nicht das Vertrauen der Nation besitzt, und geht zur Tagesordnung über.“ Der Minister Paris sagte, diese Tagesordnung, welche sich habe voraussehen lassen, könne das Ministerium nicht verletzen. Der Senat werde morgen antworten und später das Land. Gambetta erwiderte, es gebe nur noch eine einzige republikanische Partei; auf der Rechten befinde sich die Coalition der Feinde; das Land werde die Lügen der Minister nicht ruhig hinnehmen. Mit 363 gegen 158 Stimmen wurde die von Choiseul beantragte Tagesordnung angenommen. Am

21. Juni lehnte die Kammer mit 364 gegen 160 Stimmen ab, über die directen Steuer abzustimmen, obgleich die Minister erklärten, daß in diesem Falle die Generalräthe in ihrer Augustsession die gebräuchliche Vertheilung dieser Steuern nicht würden vornehmen können. Es wurde ihnen erwidert, sie hätten es ja in ihrer Hand, die Neuwahlen so früh als möglich vorzunehmen. Dagegen genehmigte die Kammer einstimmig den Zusatzcredit von 209 Mill. Frcs. für das Kriegsministerium und am 22. Juni 11 Mill. für die Marine und 1 Million für die Ausbesserung des Hafens von Toulon.

Inzwischen war auch im Senat der Auflösungsproceß verhandelt worden. Die Commission, welche den Antrag des Marschalls zu prüfen hatte, war größtentheils demselben günstig. Im Namen dieser Mehrheit schlug am 20. Juni der Berichterstatter Depeyre dem Senat vor, den Auflösungsantrag anzunehmen. Victor Hugo und Jules Simon sprachen gegen das Ministerium. Letzterer bestätigte, daß das antiklerikale Votum der Kammer vom 4. Mai und seine Zustimmung zu demselben die wahre Ursache seiner Entlassung gewesen sei. Die Minister Broglie und Brunet bestritten dies und gaben als Grund der Cabinetsveränderung den an, daß Jules Simon sich zu sehr habe von Gambetta leiten lassen, sodaß der eigentliche Präsident des Ministerrathes nicht jener, sondern dieser gewesen sei. Dies habe der Marschall sich nicht gefallen lassen können. Nach zweitägiger Debatte wurde am 22. zur Abstimmung geschritten und mit 150 gegen 130, also mit einer Mehrheit von 20 Stimmen, die Auflösung der Abgeordnetenkammer genehmigt. Am 25. Juni wurde in der Kammer das Auflösungsdecret verlesen. Unter dem Rufe „Es lebe die Republik!" trennten sich die Republikaner. Ein siegesgewisser Bonapartist, welcher für seinen Lulu die Straße nach Paris

bereits frei und offen sah, rief: „Es lebe der Kaiser!“ Die Vorstände der vier republikanischen Gruppen der Abgeordnetenkammer veröffentlichten in den Blättern eine Erklärung, daß die 363 Abgeordneten, welche das Manifest vom 19. Mai unterzeichnet hatten, übereingekommen seien, gemeinsam ihre Candidaturen wieder aufzustellen und einander gegenseitig bei den Wahlen zu unterstützen. Dieses geschlossene, solidarische Vorgehen der Republikaner kam dem Coalitionsministerium sehr ungelegen, zumal da unter den monarchischen Parteien, von denen die Bonapartisten durch ihr ungenirtes Zugreifen sich auszeichneten, nicht die größte Einigkeit herrschte. Dieser Erklärung schlossen sich die Vorstände der drei republikanischen Fractionen des Senats an. Sie bezeichneten es als eine Bürgerpflicht, die 363 Abgeordneten wiederzuwählen, und sprachen die Erwartung aus, daß den Candidaturen derselben keine andere republikanische Candidatur entgegengestellt werde. Damit war für den bevorstehenden Feldzug das Bündniß sämmtlicher republikanischen Gruppen besiegelt. Zugleich wählten die Republikaner beider Kammern ein juristisches Comité, welches die Wahlmanöver der Präfecten und Unterpräfecten überwachen und Material zu einer gerichtlichen Anklage dieser Beamten sammeln sollte. Zum Präsidenten dieses Comité wurde Dufaure ernannt. Die Einberufung der Wähler wurde von der Regierung auf den 14. October, also drei Wochen nach Ablauf der gesetzlichen Frist von drei Monaten, festgesetzt.

Die Minister hatten fast vier Monate Zeit, die Wähler zu bearbeiten und bearbeiten zu lassen. Was sie und ihre Beamten in diesem Sinne thun konnten, thaten sie; vor keiner Maßregel scheuten sie zurück. Der Marschall machte Rundreisen und hielt politische Reden, durch die sich niemand bekehren ließ. In Bourges sagte er am 28. Juli auf die Ansprache des Maire: „Man hat mich wegen meiner Ab=

sichten angeklagt, man hat meine Handlungen entstellt und von einer Gefährdung der auswärtigen Beziehungen, einer Verletzung der Verfassung, einer Bedrohung der Gewissensfreiheit, ja sogar von Wiederkehr der Misbräuche des ancien régime und des «Priesterherrschaft» genannten Einflusses gesprochen: alles das sind Verleumdungen." Der Erzbischof von Bourges begrüßte den Marschall in der Kathedrale mit einer Rede, in welcher es am Schluß hieß: „Wir wissen alle, daß Sie, da wo Sie sind, auch immer bleiben werden. Sie gehen bis zum Ende, darauf bauen wir." Unter diesem „Ende" ließ sich allerlei verstehen, auch ein Staatsstreich. In Evreux erwiderte der Marschall am 16. August dem Adjuncten und dem Handelsgerichtspräsidenten: „Die Krisis wird aufhören, wenn die Weisheit des Landes durch die Wahl seiner neuen Mandatare das gestörte Einvernehmen zwischen den öffentlichen Gewalten hergestellt haben wird." Am 20. August besichtigte er in Cherbourg das Arsenal und die Flotte. Gegen 2000 Menschen versammelten sich am dortigen Bahnhofe bei seiner Abreise. Sobald er mit seinem Gefolge erschien, rief die Menge ununterbrochen bis zur Abfahrt des Zuges: „Es lebe die Republik! Es lebe Thiers! Es leben die Dreihundertdreiundsechzig!" und stimmte die Marseillaise an. Diese Scene wiederholte sich am 10. September in Bordeaux. Nirgends, wohin er kam, fand er seitens der Bevölkerung einen begeisterten Empfang, meist Eiseskälte, wenn nicht offene Feindseligkeiten. Die Entmuthigung war nicht gering, als den Regierungskreisen dieses Resultat der Rundreisen vorgelegt wurde, zumal wenn diese die Erfolge Gambetta's damit verglichen. Bei einem Banket, das die Republikaner von Lille am 15. August ihm zu Ehren veranstalteten, hielt Gambetta eine Rede, deren Schluß als geflügeltes Wort ganz Frankreich durchlief. Nachdem er seine Zuversicht hinsichtlich des Resultats der Neuwahlen ausge-

drückt hatte, sagte er: „Wie die Wahlen von 1876 uns von den Anhängern der Bourbonen beider Linien nahezu befreit haben, so werden die Wahlen von 1877 uns von dem Klerikalismus und dem Bonapartismus befreien. Die Bonapartisten sind die Herren und Meister im Cabinet des 16. Mai; ihnen haben die Herzoge in allen Stücken den Willen thun müssen; sie werden auch bei den Wahlen die Besiegten sein. Wenn Frankreich sein souveränes Verdict gesprochen haben wird, wird man, was man auch jetzt Gegentheiliges sagen mag, sich unterwerfen oder zurücktreten müssen (il faudra se soumettre ou se démettre)." Diese dem Marschall zugeschleuderten Worte, wonach dieser sich entweder unter den Willen der Republikaner zu beugen oder sein Amt als Präsident der Republik niederzulegen habe, erregten den Zorn der Minister, und sie beschlossen, wegen Beleidigung des Marschalls und des Ministeriums eine gerichtliche Verfolgung gegen Gambetta einzuleiten. Dieser bestand am 31. August ein kurzes Verhör vor dem Untersuchungsrichter und wurde am 11. September von dem Zuchtpolizeigericht, auf dessen Einladung er nicht erschien, zu drei Monaten Gefängniß und 2000 Frs. Geldstrafe verurtheilt. Das Urtheil wurde von dem Gerichtshofe, an den er appellirte, bestätigt; aber die Regierung wagte keine Verhaftung.

Am 4. September wurde die republikanische Partei von einem schweren Schlage betroffen. Der achtzigjährige Thiers starb plötzlich in Saint-Germain infolge eines Gehirnschlages. Er war unstreitig der bedeutendste französische Staatsmann jener Zeit und hatte sich in den Jahren 1871 bis 1873 große Verdienste um Frankreich erworben. Kein Name war populärer in Frankreich als der seinige, zumal da sein Nachfolger im Präsidentenamt ihn nur gar zu sehr vermissen ließ. Gambetta hatte ihn gerade in den letzten Monaten als den wahren Führer der republikanischen

Partei, als den wahren Vertreter der nationalen Gesinnung bezeichnet und bei verschiedenen Gelegenheiten als den Nachfolger Mac-Mahon's designirt. Es ist keine Frage, daß bei einer neuen Präsidentenwahl Thiers gewählt worden wäre, wenn er gleich vermöge seines Alters diese Last nicht mehr hätte auf seine Schultern nehmen können. Die republikanische Partei fühlte eine gewisse Sicherheit in dem Gedanken, für alle Fälle diesen Mann zu besitzen und in den Vordergrund stellen zu können. Daher brachte auch die Todesnachricht einen gewaltigen, im ersten Augenblick niederschmetternden Eindruck hervor. Die republikanischen Senatoren suchten in einem neuen Manifest das Land zu beruhigen: „Es fehlt in Frankreich nicht an Männern von Verdienst und Bürgertugend, welche bereit sind, die Ueberlieferungen des Herrn Thiers fortzusetzen und sich, wie er, der Gründung einer liberalen und conservativen Republik zu widmen. Die Männer verschwinden, aber die Grundsätze bleiben." Die Regierung war hinsichtlich des Leichenbegängnisses vor eine unangenehme Alternative gestellt. Entweder betheiligte sie sich nicht an demselben und überließ die Feierlichkeit den Republikanern; dann setzte sie sich dem Vorwurf unversöhnlicher Feindschaft aus; oder sie betheiligte sich daran und veranstaltete eine Feierlichkeit, wie sie des größten Bürgers Frankreichs würdig war, und wie sie Napoleon III. dem Dichter Béranger gehalten hat; aber dann mußte sie, die Regierung, die erste Rolle bei dem Leichenconduct spielen und die Republikaner in den Hintergrund gedrängt werden. Ob die Witwe Thiers' von einer Regierung, deren Mitglieder am 24. Mai 1873 ihren Gemahl gestürzt hatten und gerade jetzt dessen Partei auf Leben und Tod bekämpften, einen officiellen Leichenconduct annehme, war fraglich. Die Regierung, mehr für ihren guten Ruf besorgt als untröstlich wegen einer etwaigen abschlägigen Antwort, entschied

sich für letztere Alternative. Das Amtsblatt veröffentlichte ein Decret des Marschalls, wonach auf den Antrag des Ministers des Innern das Leichenbegängniß Thiers' auf Staatskosten veranstaltet werden sollte. Frau Thiers, hiervon in Kenntniß gesetzt, nahm die Mitwirkung der Regierung nur unter der Bedingung an, daß ihr überlassen bleibe, die Einzelheiten der Bestattung anzuordnen. Die republikanischen Abgeordneten und Senatoren sollten im Leichenzuge ihre Stelle unmittelbar hinter der Familie erhalten. Sie selbst wollte bestimmen, welche Personen die Schnüre des Sarges tragen und welche am Grabe sprechen sollten. Darauf konnte die Regierung nicht eingehen. Das officielle Journal vom 7. September kündigte unter dem Ausdruck des Bedauerns an, daß das Decret bezüglich der officiellen Bestattung wegen der von der Familie gestellten Bedingungen zurückgenommen sei. Das Leichenbegängniß fand am 8. September unter Theilnahme ungeheuerer Menschenmassen statt. Am Grabe sprachen Grévy, der Admiral Pothuan, die Akademiker Sacy und Vitry; die politische Rede hielt Jules Simon; sie war voll von Anschuldigungen auf die hervorragenden Personen und Thatsachen der gegenwärtigen Krisis. Die Regierung hatte durch Aufstellung von Truppen und Stadtsergeanten alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen; doch wurde die Ruhe nirgends gestört. Als Nachfolger Thiers' in der Vertretung des neunten Arrondissements von Paris, in der Führerschaft der französischen Demokratie und der Dreihundertdreiundsechzig und in der Anwartschaft auf die Präsidentenstelle bezeichnete ein von Victor Hugo und Gambetta unterzeichnetes Schreiben den Präsidenten der aufgelösten Abgeordnetenkammer, Jules Grévy.

Durch ein Decret der Regierung wurde die Vornahme der Abgeordnetenwahlen auf den 14. October, die Einberufung der Kammern zu einer außerordentlichen Session auf

den 7. November festgesetzt. Mit der Veröffentlichung dieses Decrets begann der eigentliche Wahlkampf. In seinem Manifest vom 19. September sagte Mac-Mahon: „Meine Regierung wird euch unter den Candidaten diejenigen bezeichnen, welche allein sich auf meinen Namen berufen können. Wahlen, die meiner Politik günstig sind, werden den regelmäßigen Gang der bestehenden Regierung erleichtern. Feindliche Wahlen würden den zwischen den öffentlichen Gewalten bestehenden Conflict verschärfen, die Entwickelung der Geschäfte hindern und Frankreich zum Gegenstand des Mistrauens für Europa machen. Was mich betrifft, so würde meine Pflicht wachsen mit den Gefahren. Ich kann den Aufforderungen der Demagogie nicht gehorchen. Ich kann weder das Werkzeug des Radicalismus werden, noch den Posten verlassen, auf welchen die Verfassung mich gestellt hat. Ich verbleibe, um mit der Unterstützung des Senates die conservativen Interessen zu vertheidigen und die treuen Beamten, welche in einem schwierigen Augenblick sich nicht durch leere Drohungen haben einschüchtern lassen, zu beschützen.“ Die Publicisten Lemoinne und About gingen in dem „Journal des Débats“ und in dem „XIXme Siècle“ gar übel mit diesem Manifest um. Jener sagte: „In welchem Jahre leben wir denn? Ist die Französische Revolution eine Erfindung der Geschichtschreiber und Romandichter? Stehen wir noch unter Ludwig XIV., welcher sagte: Der Staat bin ich? oder unter Ludwig XV., welcher sagte: Nach mir die Sündflut? Der Marschall tritt persönlich vor das Land und verlangt das Urtheil der französischen Nation; aber in welcher Sprache? Immer die Wiederholung der ewigen Formel: Thut was ihr wollt, sagt was ihr wollt, ich gehe nicht von der Stelle! Lieber Himmel! Auch Ludwig XVI., Napoleon I., Karl X. und Napoleon der Letzte wollten nicht von der Stelle weichen, und sie sind doch von dannen gegangen.“

About sagte: „Was hat denn Frankreich dem Marschall gethan, daß er es wie ein erobertes Land behandelt?"

Frankreich wurde mit Manifesten überschüttet. Ein republikanisches Gegenmanifest vom 20. September nahm sich die Form des Mac-Mahon'schen Manifestes zum Muster, wandte die Schlagwörter desselben an und kehrte Punkt für Punkt die Behauptungen des Marschalls um: „Die Wahl der officiellen Candidaten würde den zwischen öffentlichen Gewalten ausgebrochenen Conflict nicht beendigen. Die Geschäfte würden sich nicht erholen können. Frankreich würde für Europa ein Gegenstand des Mistrauens werden; denn Wahlen, wie sie die Männer des 16. Mai verlangen, würden ein Triumph der klerikalen Partei sein, deren unersättlicher Ehrgeiz und beständige Agitation eine Ursache der Unruhe für alle Völker und für alle Regierungen sind." Die republikanischen Senatoren riefen in ihrem Manifest vom 4. October aus: „Die Zukunft Frankreichs steht auf dem Spiel. Ihr seid berufen, zu entscheiden, ob Frankreichs Regierung künftig eine persönliche Gewalt unter der Leitung klerikaler und absolutistischer Einflüsse sein wird, oder ob die Nation fortfahren will, sich selbst durch ihre Vertreter zu regieren." In einem zweiten Manifest vom 12. October bezeichneten sie alle officiellen Candidaten als Feinde des republikanischen Régime. In seinem Manifest an die Wähler von Belleville faßte Gambetta seine ganze Siegeszuversicht in den Worten zusammen: Frankreich wird die dictatoriale Politik verdammen; es wird dem Oberhaupt der ausübenden Gewalt, der zum Candidaten einer Volksabstimmung gemacht worden ist, keine andere Wahl lassen, als sich zu unterwerfen oder abzudanken." Wegen dieses Manifestes, das trotz der gerichtlichen Verurtheilung die Worte von Lille wiederholte, wurde Gambetta aufs neue vor Gericht geladen und am 12. October zu dreimonatlichem Gefängniß und zu

einer Geldstrafe von 4000 Frs. verurtheilt. Aber auch jetzt wagte die Regierung nicht die Verhaftung Gambetta's. Dieser hielt am 9. October im Amerikanischen Circus am Platze Château d'Eau vor etwa 7000 Personen eine zündende Rede: „Die Wahlfrage resumirt sich dahin: Die Existenz des allgemeinen Stimmrechts und die Zukunft der französischen Revolution mit allen ihren Errungenschaften steht auf dem Spiel. Der Klerikalismus, das ist der Feind. Es wird dem allgemeinen Stimmrecht zustehen, zu erklären: Der Klerikalismus, das ist der Besiegte." Eine glückliche Karte spielten die Republikaner aus, indem sie am 24. September aus Thiers' Nachlaß einen Brief an seine pariser Wähler veröffentlichten. Derselbe war nur zu lang, um in alle Schichten der Bevölkerung einzudringen, enthielt aber der Schlagwörter genug: „In Frankreich ist jetzt der Radicalismus an der Tagesordnung, und die aufgelöste Kammer soll radical gewesen sein. Nein, meine Herrn Minister, Sie können es sagen, aber Sie glauben es nicht! Der Grund der Auflösung liegt nicht im Unrecht der Kammer. Alles, was man darüber gesagt hat, ist eine Lüge. Setzen wir die Wahrheit an ihre Stelle! Diese Wahrheit ist, daß der 16. Mai 1877 eine Umkehr zu dem 24. Mai 1873 ist." Am Schlusse des Schreibens faßte er sein Programm und das der Republik in die sechs Worte zusammen: „Nationalsouveränetät, Republik, Freiheit, Gesetzlichkeit, Cultusfreiheit, Friede."

Die Regierung hatte einen rührigen Bundesgenossen an den Bischöfen. Der Erzbischof von Bourges forderte die Geistlichen seiner Diöcese auf, für den 11. October eine drei Tage dauernde Andacht für den glücklichen Ausfall der Wahlen zu veranstalten; denn diese „Wahlen haben eine außerordentliche Wichtigkeit für Frankreich und für die Kirche. Siegt das revolutionäre Programm, so ist es für lange vielleicht um unser Land, um seine Geschicke und seine theuersten

Interessen geschehen." Dem Briefe des Erzbischofs war ein päpstliches Rescript beigefügt, welches Ablässe für die Besucher der dreitägigen Andacht ertheilte. Andere Bischöfe folgten mit Anordnung von Gebeten und Fasttagen und mit kräftigen Aufrufen. Der Erzbischof von Chambéry schrieb: „Unsere Waffen, mit denen wir dem Gefangenen des Vaticans die Freiheit wiedergeben müssen, das sind die Gebete und die Seufzer." Von allen Kanzeln wurde in den Dorfgemeinden der Kreuzzug gegen den Radicalismus gepredigt und den Bauern klar gemacht, daß Radicalismus und Republik gleichbedeutend sei. Der Minister Fourtou gab den Präfecten Befehl, das Anschlagen aller Wahlproclamationen, welche falsche Nachrichten über den Marschall und die Regierung verbreiten, zu verbieten. Auf dies hin ließen die Präfecten alle republikanischen Anschläge in Beschlag nehmen, da sie nur so sicher waren, nichts, was in den Augen ihres Ministers Contrebande war, durchzulassen. Nach allen Richtungen durchzogen die Emissäre der Regierung das Land. Wo ein einflußreicher Monarchist einen ihm zugänglichen Bezirk wußte, in welchem ein ihm befreundeter officieller Candidat auftrat, reiste er selbst dahin und setzte alles für seinen Schützling in Bewegung. Die Regierung wußte, daß ihre Partie schlecht stand; sie kannte daher auch keine Rücksicht mehr und verwandelte das ganze Land in eine Wahlmaschine, an welcher alles, was von ihr abhing, arbeiten mußte. Am 12. October erließ der Marschall ein neues Manifest, welches kürzer, aber heftiger als das erste abgefaßt war und in vielen tausend Exemplaren im Lande verbreitet wurde. Darin hieß es: „Die republikanische Verfassung ist nicht in Gefahr. So viel Achtung auch die Regierung für die Religion hegt, gehorcht sie doch nicht, wie man behauptet, klerikalen Einflüssen. Nichts könnte sie zu einer den Frieden gefährdenden Politik hinreißen. Der

Kampf ist lediglich zwischen der Ordnung und der Unordnung. Ihr wollt die Ruhe im Innern wie nach außen gesichert, die Eintracht der Staatsgewalten, die Sicherheit der Arbeit und der Geschäfte. Ihr werdet für die Candidaten stimmen, welche ich euerer freien Wahl empfehle. Geht ohne Furcht zur Abstimmung! Folgt meinem Aufrufe! Ich selbst, von der Verfassung auf einen Platz gestellt, den zu verlassen mir die Pflicht untersagt, stehe für die Ordnung und den Frieden ein."

Die Wahlen vom 14. October und die Stichwahlen vom 28. October ergaben das Resultat, daß etwa 320 Republikaner und 210 Monarchisten gewählt wurden. Unter den letztern befanden sich 112 Bonapartisten. Keine der beiden Parteien, weder die Regierung noch die Republikaner, hatte einen Sieg erfochten. Die Gambetta'sche Prophezeiung, daß die Republikaner in der Stärke von wenigstens 400 Mann in den Saal der Abgeordnetenkammer zurückkehren würden, war nicht in Erfüllung gegangen. Nicht einmal die Dreihundertdreiundsechzig waren alle wiedergewählt; über 30 derselben waren von ihren Wählern im Stiche gelassen worden. Der Druck der Verwaltungsmaschine hatte sich denn doch in manchen Wahlbezirken als unwiderstehlich erwiesen. Andererseits war dem Marschall und seinen Ministern mit einem Siege, durch welchen sie etliche dreißig Stimmen gewannen, gar wenig geholfen; denn die 320 Republikaner der neugewählten Kammer verweigerten einem reactionären Ministerium das Budget mit der nämlichen Hartnäckigkeit wie die 363 in der aufgelösten Kammer. Hatte der alte Epirote Pyrrhus nach seinem Siege bei Asculum ausgerufen: „Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren!" so konnten Mac-Mahon und das Ministerium Broglie nicht einmal dies von sich sagen, sondern sie mußten geradezu bekennen: „Mit einem solchen Siege sind wir verloren!" Mac-Mahon

mußte nicht blos einige Stimmen gewinnen, sondern er mußte die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer gewinnen; dann nur war er gerettet und konnte sein Geschäft als „Retter der Gesellschaft“ fortsetzen. Frankreich stand also nach den Octoberwahlen, von denen man eine Lösung der Krisis erwartet hatte, immer noch mitten in derselben. Die Gefahr einer Katastrophe, falls der Marschall die Gambetta'sche Alternative, Unterwerfung oder Abdankung, nicht annahm, war weniger beseitigt, als näher herangerückt, die Krankheit ganz offenbar acuter geworden. Die ernste Frage trat an den Marschall: was nun zu machen? Ein Marschall von Frankreich aber kann sich nicht ergeben, kann nur auf dem Schlachtfelde sterben. Aber Sedan? Aber Metz? Sicher war nur das Eine, daß ein antirepublikanisches Ministerium der neugewählten Kammer gegenüber sich nicht halten konnte. Es blieben somit drei Möglichkeiten übrig: Entweder dankte der Marschall ab und machte Grévy Platz; das hieß dann se démettre; oder er berief ein republikanisches Ministerium, nahm alle Consequenzen desselben auf und über sich und ließ sich von der Gambetta'schen Kammermehrheit seine Verhaltungsmaßregeln vorschreiben; das hieß dann se soumettre; oder endlich er löste die Kammer bei der nächsten besten Gelegenheit noch einmal auf, appellirte noch einmal an das Land und erließ noch kräftigere Manifeste. Der erstgenannte Ausweg war der einfachste und schicklichste; Thiers hatte es so gemacht, sobald er sah, daß er die Mehrheit nicht mehr für sich habe; aber was sollte dann aus dieser ganzen Camarilla des Elysée, aus diesem bunten Haufen von Legitimisten, Orléanisten, Bonapartisten und Klerikalen werden, die sich theils an die Epauletten des Marschalls, theils an die Schleppe der Frau Marschallin hingen? Daß er sein Septennat ausdienen, daß er bis zum Jahre 1880 auf seinem Posten bleiben werde, und wenn die halbe

Welt einstürzte, das hatte der Marschall schon so oft mündlich und schriftlich versichert, daß jedermann es glaubte, ihn selbst miteingeschlossen. Auf eine Abdankung also durften die Republikaner nicht rechnen. Die zweite Möglichkeit war für jeden Präsidenten, vollends für einen Soldaten, das unerträglichste, zumal nachdem der Marschall durch seine Ansprachen und Manifeste seine eigene Person und seine Ansichten so sehr in den Vordergrund gestellt, sämmtliche Republikaner des Radicalismus bezichtigt und deren Herrschaft als gleichbedeutend mit dem Ruin Frankreichs dargestellt hatte. Man hätte meinen sollen, daß diesen Ausweg zu betreten einem Marschall von Frankreich aus Gründen des Ehrgefühls unmöglich sei. Also wäre die dritte Möglichkeit noch zu überlegen gewesen. Es fragte sich nur, ob mit einer neuen Kammerauflösung etwas zu gewinnen war. Eine Vorfrage war, ob der Senat zu einer solchen seine Zustimmung gebe. Die orléanistischen Abgeordneten im Senat erklärten dem Marschall, daß sie zu einer neuen Kammerauflösung nicht mehr die Hand bieten würden, und riethen ihm in ihrem Preßorgan „Soleil“, zu den Ueberlieferungen des parlamentarischen Regiments zurückzukehren. Dies waren 13 Senatoren, welche sich gern in constitutionellen Formen bewegten, den parlamentarischen Anstand wahrten und sich lieber eine Gewaltthat gefallen ließen, als daß sie selbst eine ausübten. Wurden diese 13 dem Marschall untreu, so war er auch im Senat in der Minderheit. Die Kammerauflösung war also ein unmögliches Mittel, abgesehen davon, daß dieses Mittel sicherlich nicht den gewünschten Erfolg gehabt hätte. Der Marschall, welcher so viel von Radicalismus sprach, mußte, wenn er dem Radicalismus Gambetta's entgehen wollte, zu noch weit radicalern Mitteln greifen als zu einer Kammerauflösung. Es blieb ihm, wenn er sich weder unterwerfen noch abdanken wollte, nichts übrig, als

einen 2. December zu machen. Nur ein Staatsstreich konnte ihn von dem verwünschten Joche dieser Alternative befreien. In diesem Falle konnte er durch ein einfaches Decret die Verfassung umstoßen, eine neue Verfassung octroyiren, Gambetta und dessen Genossen nach Cayenne oder wenigstens über die Grenze schaffen, das allgemeine Stimmrecht aufheben und ein Säbelregiment einführen. All dies war aber nur unter drei Voraussetzungen möglich: er mußte des Militärs sicher sein, was, wie es scheint, nicht ganz der Fall war; er mußte, falls ihm das Militär treu blieb, Energie genug besitzen, allenfalls rücksichtslos mit Kartätschen die Straßen säubern zu lassen, und doch war gerade Energie nicht seine stärkste Seite; er mußte einen ganz bestimmten Zweck vor Augen haben, zu dessen Erreichung er die ungeheuere Verantwortung für einen Staatsstreich übernahm, aber er hatte keinen Zweck. Er war weder so fanatisch klerikal, um für die Herrschaft des Vaticans den Degen zu ziehen, noch so glühend monarchisch, um einem der drei Prätendenten den Weg zum Throne, wenn es auch durch Blutströme ging, zu bahnen; er war Mac-Mahon, Präsident bis zum Jahre 1880, nichts mehr und nichts weniger. Da er nicht, wie Napoleon, eine neue Dynastie stiften wollte, so hatte ein Staatsstreich keinen Zweck; ein Mac-Mahonat reizte ja nur zum Lachen. Somit war vorauszusehen, was geschah. Der Marschall spielte wol noch eine Weile Komödie, und wenn man diese satt hatte, capitulirte er, und zwar um so unbedingter, je entschiedener seine Gegner auftraten. Daß seine Rosen bereits im Stadium des Verblühens seien, konnte er auch an dem Ausfall der für die nächsten Senatorenwahlen so wichtigen Generalrathswahlen vom 4. November sehen. Die Republikaner siegten in 50 Departements, hatten also auch hier die Mehrheit. Der Ministerpräsident Broglie fiel in seiner eigenen Heimat, wo seine Familien-

güter lagen, durch und mußte, was ein Zeichen schlechter Disciplin war, einem Bonapartisten das Feld räumen.

Das Drama, welches vom 16. Mai an datirte, ging nun vollends rasch zu Ende. Wenn auch der Marschall als unverantwortlicher Präsident auf seinem Posten ausharrte, so war dies doch den Ministern nach dem Resultat der Wahlen vom 14. October nicht möglich. Sie gaben daher ihre Entlassung ein, und am 6. November wurde eine neue Ministerliste herumgetragen. Pouyer-Quertier, welcher unter Thiers Finanzminister gewesen war und mit Jules Favre den Frankfurter Frieden unterschrieben hatte, sollte das Präsidium und die Finanzen übernehmen. Doch kam diese Combination nicht über den Entwurf hinaus. Die „République française", das Organ Gambetta's, sagte, die Kammer könnte mit einem solchen Ministerium, das ein Ministerium des Selbstmordes und der Entlassung sei, auch nicht einen Augenblick verkehren. Somit zog das Ministerium Broglie auf den Wunsch Mac-Mahon's sein Entlassungsgesuch zurück. Die Kammern traten am 7. November zusammen. Die Abgeordnetenkammer wählte an diesem Tage Jules Grévy zum provisorischen, am 10. November zum definitiven Präsidenten. Die republikanischen Abgeordneten ernannten in einer Privatversammlung einen aus 18 Mitgliedern bestehenden leitenden Ausschuß, welcher unbeschränkte Vollmacht erhielt, im Namen der Linken zu handeln. Am 12. November wurden in der Kammer zwei dringliche Anträge gestellt. Leblond verlangte eine Abänderung der Geschäftsordnung, um dem Präsidenten ein wirksames Einschreiten gegen die fortwährenden Störungen der Discussion, wie sie namentlich von Cassagnac ausgingen, zu ermöglichen. Der Antrag wurde von der Kammer genehmigt. Der Antrag Albert Grévy's bezweckte die Ernennung eines parlamentarischen Ausschusses von 33 Mitgliedern, welcher die seit

dem 16. Mai mit Rücksicht auf die Wahlen begangenen ungesetzlichen Acte einer genauen Prüfung unterziehen und der Kammer sobald als möglich einen Bericht vorlegen sollte, in welchem die Bestrafung der Urheber dieser Ungesetzlichkeiten, wer sie auch immer seien, beantragt würde. Der Ausschuß sollte die umfassendsten Gewalten und das Recht haben, sich sämmtliche Actenstücke über die Wahlen vom 14. und 28. October vorlegen zu lassen. Der Antragsteller sagte, die Regierung habe während des fünfmonatlichen Wahlfeldzuges alle Gesetze verletzt und durch ihr Verfahren das öffentliche Gewissen empört, daher die Kammer die Pflicht habe, dem allgemeinen Stimmrecht Genugthuung zu geben und es gegen diejenigen zu vertheidigen, welche sich in offener Rebellion gegen die Nationalsouveränetät befänden. Die gewöhnliche Procedur, Ueberweisung der Beschwerden an die Minister, reiche in diesem Falle nicht aus; denn die Schuldigen seien die Agenten dieser Minister, wenn nicht die Minister selbst. Nicht von dem Ministerium sei Gerechtigkeit zu verlangen, sondern nur von der Kammer. Das Land erwarte, daß diejenigen, welche seit fünf Monaten Frankreich als eroberte Provinz behandelt haben, endlich von ihren Handlungen Rechenschaft geben. „Das Land hat seine Schuldigkeit gethan, thun wir jetzt die unserige.“ Der Grévy'sche Antrag stand auf der Tagesordnung des 13., 14. und 15. November. Minister Fourtou erklärte, das Princip der Einmischung sei stets von der Opposition bestritten, aber stets von den Männern der öffentlichen Gewalt ausgeübt worden, und erinnerte Gambetta an die Depeschen, welche er als Dictator von Bordeaux an die Präfecten gerichtet habe, um sie zur Einmischung in die Wahlen aufzufordern. Die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungscommission müsse von der Regierung zurückgewiesen werden, da sie ein Eingriff in die

Rechte des Senats, der richterlichen und der Executivgewalt sei. Ministerpräsident Broglie warf den Republikanern vor, sie hätten dadurch, daß sie das Gespenst eines von einem klerikalen Frankreich gegen das liberale Deutschland und Italien geplanten Krieges an die Wand gemalt hätten, die in ihren Interessen geängstigten Massen nach dem Stimmbureau gejagt und eine Mehrheit errungen. Gambetta bestritt dies und sagte, die Regierung wolle sich zum absoluten Herrn aufwerfen, und während sie der Kammer vorwerfe, daß sie sich in einen Convent verwandle, habe sie selbst keinen andern Gedanken als den, mit Hülfe des Senats die Kammer und das Land zu unterdrücken. Den Senat über das allgemeine Stimmrecht stellen, das hieße einen lilienweißen Convent machen. Der Grévy'sche Antrag wurde mit 320 gegen 203 Stimmen angenommen, und am 16. November wurden die 33 Mitglieder der Untersuchungscommission aus den verschiedenen Schattirungen der republikanischen Partei gewählt.

Welche Maßregeln die Regierung gegenüber dieser parlamentarischen Untersuchungscommission zu ergreifen gedachte, erfuhr man aus der Interpellation, welche am 19. November Kerdrel im Senat stellte und begründete. Es galt, den Senat zu einer Erklärung über den Beschluß der Abgeordnetenkammer zu bringen und zur offenen Parteinahme für die Regierung zu verleiten. Auf die Anfrage Kerdrel's erwiderte Broglie, die von der Abgeordnetenkammer beschlossene Untersuchung sei eine rein parlamentarische, nicht eine richterliche; die Regierung gebe ihren Beamten die Weisung, daß sie nur mit ihrer speciellen Erlaubniß vor dieser Untersuchungscommission erscheinen dürften und daß sie ihre Aussagen vorher mit der Regierung zu vereinbaren hätten. Die Rechte des Senats beantragte darauf folgende Tagesordnung: „Der Senat nimmt Act

von den Erklärungen der Regierung, und entschlossen, gemäß den von ihm immer aufrecht erhaltenen conservativen Principien keinen Eingriff in die Rechte einer der öffentlichen Gewalten zu dulden, geht er zur Tagesordnung über." Dieser Antrag wurde mit 151 gegen 129 Stimmen angenommen. Durch dieses Votum, welches eine offene Billigung der Erklärungen der Regierung vermied, war übrigens doch der Zweiten Kammer der versteckte Vorwurf des Uebergreifens über ihre Competenz gemacht und der Regierung ihr Plan erleichtert, welcher auf dem System der „Theilung der Gewalten" beruhte und zum Zweck hatte, eine parlamentarische Regierung zu führen, welche sich einseitig auf den Senat stützte. Die Lösung des Conflicts wurde dadurch nicht erleichtert. Gelegenheit hierzu gab das erneuerte Entlassungsgesuch der Minister, das am 20. November vom Marschall angenommen wurde. Dieser war in einer verzweifelten Lage. Er selbst wußte nicht, was zu thun war, und hörte die verschiedensten Rathschläge. Eine Deputation der Rechten des Senats, an deren Spitze der Marschall Canrobert war, versicherte ihm am 8. November, er könne auf die Mehrheit des Senats bei der energischen Vertheidigung des Landes und der Gesellschaft rechnen. Diese Gruppe scheute vor einer zweiten Kammerauflösung und vor einem Staatsstreiche nicht zurück. In Paris war man auf einen solchen jeden Tag gefaßt. Aber die Fraction der Constitutionellen (Orléanisten), ohne deren Allianz der Marschall keine Mehrheit im Senat zu Stande brachte, äußerte ihre Bedenken gegen die Fortsetzung der Politik des Widerstandes, hielt eine nochmalige Kammerauflösung, wenn diese nicht durch neue Thatsachen begründet würde, für unmöglich und rieth dem Marschall, sein neues Ministerium aus dem linken Centrum zu nehmen. Dazu war dieser noch nicht zu bewegen. Er glaubte, mit einem bloßen Personenwechsel über

den Systemwechsel hinüberkommen zu können, und ernannte am 23. November ein reines Geschäftsministerium, von dessen Mitgliedern kein einziges im Senat oder in der Kammer saß. In diesem Cabinet übernahm General de la Rochebouët das Präsidium und den Krieg, Marquis de Banneville das Auswärtige, Welche das Innere, Lepelletier die Justiz, Dutilleul die Finanzen, Ozenne den Handel, Faye den Unterricht, Graëff die öffentlichen Arbeiten, Roussin die Marine. Sah man sich diese Persönlichkeiten näher an, so fand man, daß man es größtentheils mit Bonapartisten und Klerikalen zu thun hatte, und daß die Farbe dieses Cabinets die nämliche war wie die des frühern. Der Unterschied zwischen beiden bestand nur darin, daß das Cabinet Broglie einige bedeutende Capacitäten in sich vereinigte und viel Energie besaß, während das Cabinet Rochebouët weder Geist noch Willenskraft besaß und nur dazu geschaffen zu sein schien, als die Marionetten Broglie's, Fourtou's und der übrigen Rettungsmannschaft vor der Kammer zu figuriren. Der Widerstand sollte fortgesetzt werden, jedoch unter einer gemäßigten Firma, welche gleich mit der Erklärung zu beginnen hatte, daß sie die politischen Debatten nicht liebe, sich blos um die Geschäfte, um die materiellen Interessen, um das Budget und die Weltausstellung kümmere. Der Marschall sagte, er habe bei der Bildung dieses Cabinets sich von versöhnlichen Absichten leiten lassen und, ohne sich gerade unterwerfen zu wollen, einen Schritt der Nachgiebigkeit thun wollen; er habe einen Waffenstillstand angeboten, der die Vorbereitung des Friedensvertrages erlaubt hätte.

Es fragte sich, wie die Abgeordnetenkammer diesen ihr vom Marschall übersandten angeblichen Oelzweig aufnehme. Am 24. November stellten sich die neuen Minister der Kammer vor und verlasen, Rochebouët im Senat, Lepelletier

in der Kammer, eine Erklärung, deren wesentlicher Inhalt dahin lautete, daß der Präsident nach den aufregenden Debatten der letzten Tage geglaubt habe, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten solchen Männern anvertrauen zu müssen, welche dem letzten Conflict fremd und von allen Parteien unabhängig seien und während der Dauer ihres Mandats den politischen Kämpfen fern bleiben wollten. Frankreich bedürfe der Ruhe in hohem Grade. Die Minister würden sich daher bemühen, ein gutes Einvernehmen zwischen den öffentlichen Gewalten herzustellen und einen guten Gang der Geschäfte herbeizuführen, dabei aber würden sie gewissenhaft die republikanische Verfassung achten und ihr Achtung verschaffen. Kaum war diese Erklärung in der Kammer verlesen, so brachte Marcère, welcher in dem Cabinet Dufaure Minister des Innern gewesen war, eine Interpellation über die Bildung des neuen Cabinets ein. Minister Welche erklärte sich zur Beantwortung bereit, wünschte aber einen Aufschub von etwa zwei Tagen. Aber so lange konnte die Kammer nicht warten und beschloß die sofortige Discussion, worauf zunächst Marcère seine Interpellation begründete. Die neuen Minister, sagte er, vertreten weder das Land noch das Parlament, sie repräsentiren nur die persönliche Gewalt. Der Widerstand gegen den Willen des Landes solle fortdauern. Das einzige Mittel der Beruhigung sei die Rückkehr zum parlamentarischen Rechte. Die Kammer könne die Rechte des Parlaments und des Landes nicht aufgeben, könne somit das Cabinet nicht anerkennen. Dasselbe könne der Nation einen Dienst leisten, wenn es dem Präsidenten der Republik die Wahrheit sage und so dem Lande neue Krisen erspare. Minister Welche constatirte das Recht des Präsidenten, ein Ministerium außerhalb des Parlaments zu nehmen, und wies jeden Zusammenhang zwischen diesem und dem vorigen

Cabinet zurück. Der Abgeordnete Floquet dagegen erklärte, das neue Ministerium bilde nur die Spanische Wand, hinter welcher die Coterie des Elysée ihr altes Treiben fortsetzen wolle. Sobald die Kammer das Budget votirt hätte, würde sofort die Kampfpolitik wieder zum Vorschein kommen. Darauf beantragte Jules Ferry: „Die Kammer solle erklären, daß sie, da das Ministerium vom 23. November vermöge seiner Zusammensetzung und seines Ursprunges die Verneinung der Volksrechte und der parlamentarischen Rechte sei und somit die seit dem 16. Mai so grausam auf dem Lande lastende Krisis nur verschärfen könne, zu diesen Ministern nicht in Beziehung treten könne und zur Tagesordnung übergehe." Dieser Antrag wurde mit 323 gegen 208 Stimmen angenommen. Damit war dem neuen Cabinet, nachdem es kaum 24 Stunden sich seines Lebens gefreut hatte, bereits wieder der Lebensfaden abgeschnitten.

Der Marschall war sehr empfindlich darüber, daß die Kammer seine Friedensbotschaft mit einer Kriegserklärung beantwortet habe, und versicherte, daß ihm nun die Ehre verbiete, irgendeine Concession zu machen. Im Ministerrath wurde beschlossen, daß das Ministerium auch ferner im Senat und in der Kammer zu erscheinen habe. Demgemäß ersuchte am 26. November Minister Welche die Kammer um schleunige Bewilligung der vier directen Steuern. Bei dieser Frage mußte der Conflict irgendwie seine Lösung finden; denn ohne Bewilligung dieser Steuern konnte keine Regierung bestehen. Im Namen der Budgetcommission erklärte am 4. December Jules Ferry, daß sie die vier directen Steuern nicht von dem übrigen Budget absondern und selbständig behandeln werde, da durch ein solches Votum das Princip des parlamentarischen Systems selbst in Frage käme. Die Bevollmächtigten des Landes könnten nicht abrüsten gegenüber einer Politik, welche nicht abrüsten wolle.

Die Mehrheit der Kammer werde die letzte Bürgschaft der freien Völker nicht aus den Händen geben, das Budget nur einem parlamentarischen Ministerium bewilligen. Die Departementalversammlungen würden wissen, daß, wenn ihre Budgets nicht rechtzeitig im December festgestellt werden könnten, die Verantwortlichkeit dafür auf diejenigen falle, welche, trotz des Nothschreies des öffentlichen Elends, eine Krisis hartnäckig in die Länge ziehen, die mit ein bischen Patriotismus bald beendigt wäre. Gambetta fügte hinzu: „Die Commission ist sich bewußt, im Sinne der Kammermehrheit zu handeln, wenn sie erst das Arsenal der gesetzlichen Mittel, die ihr zu Gebote stehen, erschöpft, um dem Lande Achtung zu verschaffen. Die Kammer wird die Geldmittel des Landes nur darbieten, wenn man sich vor dem Willen des Landes gebeugt haben wird. Frankreich soll erfahren, ob die Nation regiert, oder ob es ein einzelner Mann ist, der Frankreich zu befehlen hat." Wenn die Budgetcommission im Namen der Kammermehrheit erklärte, daß sie über den Gesetzentwurf eines unparlamentarischen Ministeriums nicht einmal einen Bericht erstatte, daß sie den Bericht über das Gesammtbudget zwar vorlegen, aber nur dann auf eine Discussion hierüber sich einlassen werde, wenn die Kammer einem Cabinet sich gegenüber befinde, welches das Vertrauen der Nation verdiene, so stand es um die Aussichten der Widerstandsmänner entsetzlich schlecht.

Der Marschall konnte unmöglich dem Gedanken sich verschließen, daß er mit all seinen Broglies und Rochebouëts gegenüber dem festen Willen einer auf legalem Boden stehenden Kammermehrheit nichts vermöge. Er berief daher am 29. November die beiden Kammerpräsidenten, Audiffret-Pasquier und Grévy, zu sich und unterhielt sich mit ihnen über die Schwierigkeit der Situation. Beide forderten ihn auf, wieder den parlamentarischen Weg zu be-

treten, nicht mehr Parteihaupt, sondern Staatsoberhaupt zu sein, nicht immer blos seine Freunde von der Rechten anzuhören, sondern sich auch an die gemäßigten Republikaner, an die Männer wie Dufaure und Waddington zu wenden. Es wurde auch das Gerücht besprochen, daß ein Gewaltstreich gegen die Abgeordnetenkammer vorbereitet werde. Der Marschall erklärte, er werde niemals seine Zustimmung zu einem Gewaltstreiche geben. Am 3. December endlich wurde Dufaure ins Elysée berufen und hatte eine Unterredung mit dem Marschall. Es war eine schwierige Aufgabe, nach all diesen compromittirenden Vorgängen den Marschall wieder auf den Standpunkt vor dem 16. Mai zurückzubringen. Am 5. December fand eine neue Unterredung statt. Dazwischenhinein gab es allerhand Misverständnisse. Eine officielle Note der „Agence Havas“ theilte am 4. December die Neuigkeit mit, daß die von der Linken gestellten Bedingungen jeden Versöhnungsversuch zum Scheitern bringen. Die Linke verlange die Berufung des Congresses (Senat und Kammer zu einer Versammlung vereinigt), um den Artikel der Verfassung, wonach der Präsident mit Zustimmung des Senats die Kammer auflösen konnte, dahin abzuändern, daß zu einem solchen Votum des Senats eine Zweidrittel-Majorität nöthig sei. Aber diese Bedingung war dem Marschall von niemand gestellt worden. Duclerc, der Vicepräsident des Senats, hatte in seinem eigenen Namen die Berufung des Congresses als ein Mittel zur Beendigung der Krisis vorgeschlagen. Nach Erledigung dieses Zwischenfalles gingen die Unterhandlungen mit Dufaure fort. Am 6. December erhielt derselbe den Auftrag, ein parlamentarisches Cabinet zu bilden. Nach Besprechung mit seinen Freunden legte er am 7. dem Marschall die Ministerliste vor, worin das Auswärtige dem Herrn von Saint-Vallier, der Krieg dem General Gresley, die Marine dem Admiral

Pothuan übertragen war. Aber der Marschall erklärte, diese drei Ministerien seien Fachministerien und müßten außerhalb der Schwankungen des parlamentarischen Lebens erhalten werden, daher er die Ernennung dieser Minister sich selbst vorbehalten habe. Dufaure konnte nicht zugeben, daß das neue Cabinet zwei ganz verschiedene Arten von Mitgliedern, parlamentarische Minister und Minister der persönlichen Gewalt, in sich schließe, und verzichtete daher auf die Bildung eines neuen Cabinets. Darauf machte der Marschall wieder einen Schritt rückwärts, gab das linke Centrum mit seinen starren Volkstribunen auf und wandte sich an die Rechte des Senats und zwar an die Gruppe der Constitutionellen. Der Orléanist Batbie wurde berufen und mit der Bildung eines Cabinets beauftragt. Derselbe hatte zwar in den letzten Tagen, wo er viel im Elysée verweilte, für Dufaure gesprochen; aber dies hinderte ihn nicht, den Auftrag anzunehmen. Sobald dies in Paris bekannt wurde, sprach man von einem Auflösungsministerium. Die „République française" dagegen erklärte nun den Rücktritt des Präsidenten Mac-Mahon für eine Nothwendigkeit.

Da ein Ministerium Batbie so wenig als ein Ministerium Rochebouët oder Broglie die Kammermehrheit zur Bewilligung des Budgets bewegen konnte, so hatte Batbie, wenn er ein neues Cabinet zu Stande bringen wollte, von Anfang an mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen: er mußte im Senat eine Mehrheit für die Kammerauflösung herstellen und mußte einen Finanzminister finden, welcher die von Gambetta abgesperrten Steuerkanäle wieder in Lauf brachte. Batbie hatte in den Tagen vom 8. bis 12. December viele und lange Unterredungen mit den Constitutionellen, mit dem Cabinet Rochebouët und mit dem Marschall, kam aber über die genannten Schwierigkeiten nicht hinaus. Die Constitutionellen wollten von einer Kammerauflösung nichts

wissen, warnten vor der Anwendung eines so extremen Mittels und baten Batbie, dem Marschall zu erklären, daß sie eine Politik der Versöhnung wünschten. In ihrem Auftrage machte auch Audiffret-Pasquier noch einmal den Versuch, den Marschall zum Einlenken zu bewegen, wurde aber sehr ungnädig empfangen. Mac-Mahon glaubte in seinem Recht zu sein, wenn er die Verweigerung des Budgets mit einer Kammerauflösung beantworte und an das Land appellire. Mit dem Budget glaubte man auf eine andere Art fertig zu werden. Man sprach davon, dasselbe durch ein Plebiscit genehmigen zu lassen, es durch ein Regierungsdecret zu promulgiren, den Belagerungszustand zu verkündigen, Ausnahmegerichte einzuführen, die Verfassung umzustoßen, kurz, den 2. December möglichst treu zu copiren. Auf letzteres ließ sich der Marschall nicht ein. Er sagte, er habe weder das Zeug noch die Lust zu einem Dictator; er wolle kein Blut vergießen, keine Maßregeln, deren Consequenzen sich nicht zum voraus absehen ließen. Damit zerfiel aber wieder das ganze schwindelhaft genug angelegte Gebäude. Eine feste Ministerliste aufzustellen, gelang Batbie nicht. Kaum hatte er die nothdürftige Zahl von Schlachtopfern zusammengebracht, so ging wieder alles auseinander, da die vorgeschlagenen Mittel den einen zu stark, den andern zu schwach waren. Batbie erklärte zuletzt, man müsse ein Ministerium der Discussion bilden, welches mit einem energischen Programm vor die Kammer treten solle; würde die Auflösung für nöthig gehalten und bewilligt, so müsse das Discussionsministerium einem Kampfministerium Platz machen. Wenn aber schon in jenem der bekannte General Ducrot das Innere übernehmen sollte, so mußte man sich verwundert fragen, was denn seinem Nachfolger im Kampfministerium noch zu thun und zu kämpfen übrigbleiben solle. Diese Leute behandelten eine Frage, von der

das Wohl Frankreichs, das Leben, das Eigenthum Tausender abhing, wie eine Saloncauserie, spielten mit ihren Phantasien wie mit Wirklichkeiten, stellten Unmöglichkeiten als Wahrscheinlichkeiten auf und glaubten, mit einer Reihe von Nullen eine Einheit zusammenzubringen. Nachdem Batbie schon vier lange Tage dieses frivole Ministerspiel getrieben hatte, kam es endlich am 12. December zu einer Entscheidung. Wenn Batbie auch für alle andern Ministerposten einen Figuranten fand, für das Finanzministerium fand er keinen. Er hatte sich am 11. noch einmal an Pouyer-Quertier gewandt, diesen aber sehr bedenklich gefunden. Bei einer Berathung am 12. erklärte derselbe, er habe keine Lust, die Verantwortung auf sich zu nehmen, welche für den Finanzminister entstehen würde, wenn bis zum 1. Januar das Budget nicht votirt sei. Da in diesem Falle die Steuereinnehmer für die Summe, welche sie erheben oder auszahlen würden, persönlich einzustehen hätten, so würde keiner derselben nach dem 1. Januar sein Geschäft fortsetzen, es sei denn daß der Finanzminister sich persönlich anheischig machte, die Verantwortlichkeit für jeden derselben zu übernehmen. Das wollte niemand und das konnte niemand. Pouyer-Quertier soll dem Marschall selbst gesagt haben, er sei nicht reich genug, um 2700 Millionen aus seiner Tasche zu ersetzen, und er wolle sich nicht ins Zuchthaus schicken lassen. Im Ministerrathe erklärte er, die öffentliche Meinung sei in allen großen Centren der Industrie dem Marschall feindlich. Im ganzen Lande habe das Scheitern der Combination Dufaure das größte Misvergnügen verursacht. Frankreich begreife die Frage der drei Portefeuilles nicht. Man müsse ihm beweisen, daß jede Versöhnung nur durch die Schuld der Linken unmöglich sei. Man müsse die Verhandlungen mit Dufaure wieder aufnehmen. Auf dies hin konnte Batbie nicht mehr an die Mög=

lichkeit der Bildung eines Auflösungsministeriums glauben und erklärte dem Marschall, daß angesichts der Weigerung Pouyer-Quertier's seiner Ansicht nach nichts anderes mehr übrigbleibe, als sich aufs neue an Dufaure zu wenden. Der Marschall beklagte sich, daß die Conservativen, welche ihn zu dem Bruch mit der Linken bewogen hätten, ihn nun im Stiche ließen, und erwiderte Batbie in einer Anwandlung von Stolz, er werde seine Entlassung geben. Doch wurde es seiner Umgebung nicht schwer, ihm begreiflich zu machen, daß sein Rücktritt angesichts der orientalischen Krisis und des nahen Conclave Verwickelungen in der äußern Politik nach sich ziehen und auch im Innern Frankreich vor neue Aufregungen und Gefahren stellen würde. Daher beschworen ihn alle, an seinen Patriotismus appellirend, noch einen letzten Versuch bei Dufaure zu machen. Mit Thränen in den Augen soll er im Ministerrathe gesagt haben: „Sie versichern mir einstimmig, daß ich noch eine Pflicht zu erfüllen habe. Ich muß Ihnen glauben. Indem ich dieselbe erfülle, werde ich ohne Zweifel in den Augen derer, die mich kennen, alle meine Würde und einen Theil meiner Ehre verlieren. Lieber wollte ich mich füsiliren lassen, als den Entschluß fassen, auf den Sie mich hinweisen. Indessen liebe ich mein Land zu sehr, als daß ich ihm nicht, ich sage nicht mein Leben, denn das ist geschehen, den letzten Theil meiner Ehre zum Opfer bringe.“ Dann beauftragte er Batbie, Audiffret-Pasquier zu bitten, sich noch einmal zum Mittelsmaun zwischen dem Elysée und den Herren Grévy und Dufaure machen zu wollen. Der Senatspräsident übernahm die Vermittelung und erhielt von Dufaure die Antwort, daß er bereit sei, auf eine schriftliche Einladung hin sich zum Marschall zu begeben. Als Audiffret-Pasquier den Marschall besuchte und ihm über seine Unterredung mit Grévy und Dufaure Bericht erstattete, kam es zwischen ihm und Batbie

zu einer ziemlich heftigen Scene. Er zeigte sich von allen, auch den finstersten Planen der Partei des Widerstandes unterrichtet und nannte den Namen eines Generals, welcher eine bedeutende Stellung im Kriegsministerium einnahm und bereit war, den Bürgerkrieg zu entzünden. Damit war auf jene förmliche Militärverschwörung hingedeutet, welche in der ersten Hälfte des December bestand. Sie war wol weder dem Marschall noch dem Kriegsminister bekannt und wurde von einigen Corpscommandanten, welche sich damals häufig in Paris blicken ließen, namentlich von Ducrot, geleitet. Diejenigen Offiziere und selbst Soldaten, auf welche man rechnen zu können glaubte, wurden von den unzuverlässigen sorgfältig gesondert, die Befehle für eine eventuelle Action wurden in verschiedenen Garnisonen durch Generale, welche in Civilkleidung von Paris gekommen waren, den zuverlässigen Offizieren mündlich mitgetheilt; in den der Hauptstadt am nächsten stehenden Corps wurden Marschbataillone organisirt, welche auf das erste Zeichen nach Paris abgehen sollten. Lebensmittel und Feldgepäck lagen für diese Bataillone bereit. Die Sache kam später durch einen großes Aufsehen erregenden Vorfall in Limoges zur Oeffentlichkeit. Dort weigerte sich der Major Labordère, dem ihm vom Brigadegeneral Bressolles zugekommenen Befehl, in der Nacht vom 13. December sich mit seinem Regiment zum Ausrücken bereit zu halten, Folge zu leisten, weil er darin die Vorbereitungen zu einem Gewaltstreich erblickte. Beide Offiziere wurden abgesetzt, der Major, weil er einem Befehle nicht gehorchte, der General, weil er durch die Fassung seines Befehls das Kriegsministerium compromittirte. Auch für ein zweites Regiment in Limoges war dieser Befehl ertheilt worden. Jedermann fragte, von wem dieser Befehl in letzter Instanz ausgegangen und wozu er erlassen worden sei. Die Regierung suchte durch allerhand

unschuldige Vorwände zu beschwichtigen, fand aber keinen Glauben. Die Sache wurde in der militärischen Disciplin erstickt.

Auch andere Umstände als die Unmöglichkeit, eine für seine Zwecke fügsame Senatsmehrheit und einen Finanzminister zu finden, konnten dem Marschall einige Aufklärung über seine Stellung zum Lande verschaffen. Es war begreiflich, daß die allgemeine Krisis, welche seit dem Jahre 1873 auf dem Handel und der Industrie Europas lastete und auch Nordamerika in ihre Kreise zog, auch in dem reichen gewerbsamen Frankreich sich bemerkbar gemacht hatte. Dazu kam nun seit dem 16. Mai die vollständige Unsicherheit der nächsten Zukunft des Landes, der Mangel alles Vertrauens, die Besorgniß vor einem Bürgerkriege oder vor einem klerikalen Feldzuge gegen Italien und Deutschland. Ein pariser Bericht lautete: „Keine Nachfragen und Bestellungen bei den großen Häusern, Verminderung aller Einnahmen in Eisenbahnen und andern Quellen des öffentlichen Vermögens, Verschwinden der Spareinlagen der Bevölkerung, Arbeitseinstellung und Schließung vieler Etablissements, Fabriken und Werkstätten, Entlassung von Arbeitern in großer Zahl, unerhörte Flauheit des Geldverkehrs, bei alledem die ungeheuern Ausgaben für Vorbereitung der Weltausstellung: das ist das Bild des geschäftlichen Lebens!" Kein Wunder, daß alle diejenigen, welche unter dieser Geschäftskrisis zu leiden hatten, den Marschall, welcher weder der Kammermehrheit nachgab, noch zu einem Staatsstreiche fähig war, sondern den Conflict von Woche zu Woche sich hinschleichen ließ, ganz allein verantwortlich machten und von ihm verlangten, er solle endlich der Sache ein Ende machen. In diesem Sinne war die Adresse der pariser Handelskammer entworfen, welche am 28. November von einer Deputation im Elysée überreicht wurde. In dieser Adresse

forderten die pariser Kaufleute den Marschall auf, „dem bei den letzten Wahlen so deutlich und laut ausgesprochenen Wunsche der großen Mehrheit unserer Mitbürger eine vollständige und aufrichtige Genugthuung zu geben. Sie können so und nur so unserm Lande die Ruhe und Sicherheit geben, deren es so sehr bedarf, um mit der nöthigen Sammlung sein Werk des Fortschritts und der Civilisation fortzusetzen". Die Deputation wurde nicht vorgelassen, sondern an den Secretär des Präsidenten, den jungen Vicomte von Harcourt, gewiesen. Dies war zwar ein für den Marschall sehr brauchbarer Mann, der eigentliche Leiter der „geheimen Regierung im Elysée", aber für die Bedeutung der pariser Handelskammer hatte er wenig Verständniß. In hochfahrendem Tone fragte er die Deputation, warum sie sich denn nicht an die republikanische Mehrheit gewandt habe, um von dieser die Lösung des Conflicts zu verlangen. Die Handelskammer war empört über die Behandlung, welche ihrer Deputation widerfahren war. Sofort wurde eine Versammlung von Kaufleuten und Industriellen im Saale Frascati veranstaltet. Etwa 2500 Personen waren anwesend. Eine zweite, noch dringlichere Adresse wurde beschlossen. Sie schloß mit den am 3. December noch verpönten Worten: „Das Gesetz der Mehrheiten ist die Regel der parlamentarischen Regierung." Auch die Deputation, welche diese Adresse überbrachte, wurde nicht zum Marschall vorgelassen, sondern von einem Oberst-Adjutanten empfangen. Die Entrüstung hierüber war so groß, daß die Regierung für nöthig fand, in einer öffentlichen Erklärung den Marschall als durch einen Ministerrath abgehalten zu entschuldigen. Gleichwol würde in den nächsten Tagen eine Deputation von Elbeuf wiederum vor einen Adjutanten geführt. Erst am 12. December, als für den Marschall alle Hoffnung verschwunden war, dem Caudinischen Joche des

Herrn Dufaure zu entgehen, war derselbe auch für die Handelswelt und für die Ueberbringer ihrer Eingaben sichtbar. Auf eine Adresse des Vogesendepartements, welche ihm von einigen Senatoren und Abgeordneten übergeben wurde, erwiderte am 12. December der Marschall: „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich keinen persönlichen Ehrgeiz hege. Ich bin nicht der Mann einer Partei. Ich halte weder zu dem Grafen von Chambord, noch zu dem Grafen von Paris, noch zu dem kaiserlichen Prinzen. Ich werde die republikanischen Einrichtungen, welche wir jetzt haben, bis 1880 aufrecht halten, wenn ich bis dahin noch da bin." Die letzten Worte sprach er nach einer kurzen Pause, mit dem Ausdruck der tiefsten Betrübniß. Es liefen in jenen Tagen sehr viele Eingaben ähnlichen Inhalts ein. Die ganze Geschäftswelt schien Sturm laufen zu wollen.

Es war zu Ende. Der Widerstand war gebrochen. Was nachkam, war Erschöpfung und stumme Ergebung. Am Vormittag des 13. December erhielt Dufaure die formelle Einladung, sich nachmittags in der Präfectur zu Versailles, wo der Marschall ihn erwarten werde, einzufinden. Hiervon machte Dufaure denjenigen Männern, welche er am 7. in sein Cabinet hatte aufnehmen wollen, Mittheilung. Sie fuhren zusammen nach Versailles. Dufaure begab sich zum Marschall in die Präfectur; die andern hielten sich in der Nähe, um zu einer sofortigen Conferenz bereit zu sein. Die Verhandlungen mit dem Marschall dauerten nicht lange. Waffenlos und willenlos gab er sich den Forderungen Dufaure's hin. Von einem Vorbehalt bezüglich der Ernennung der Minister des Auswärtigen, des Krieges und der Marine war keine Rede mehr. Der Marschall befand sich nach diesen heftigen Aufregungen der letzten Tage, nach diesem fortwährenden Hangen und Bangen in einem so gedrückten Gemüthszustande, daß er für das, was über ihn erging,

nicht mehr die richtige Empfindung hatte. Er überließ Dufaure ganz ausschließlich die Auswahl seiner Cabinetsmitglieder und ließ sich von demselben eine Botschaft an die Kammer vorlegen, deren einzelne Sätze in einem so schneidenden Contrast zu den frühern Botschaften standen, daß ihre Unterzeichnung für den Marschall wie ein moralisches Spießruthenlaufen sich ausnahm. Am 14. December waren die Präliminarien vereinbart, die Ministerliste und die Botschaft unterzeichnet. In dem neuen Cabinet übernahm Dufaure das Präsidium und die Justiz, Marcère das Innere, Waddington das Auswärtige, Bardoux den Unterricht, General Borel den Krieg, Pothuan die Marine, Léon Say die Finanzen, Teisserenc du Bort den Handel, Freycinet die öffentlichen Arbeiten. Sämmtliche Mitglieder dieses Cabinets, mit einer einzigen Ausnahme (Borel), gehörten dem Senat an, alle ohne Ausnahme der republikanischen Partei, selbst die Minister des Auswärtigen und des Krieges, was in den Ministerien Dufaure und Simon vom Jahre 1876 nicht der Fall gewesen war. Diese Ministerliste stimmte in den meisten Namen mit der am 7. vorgelegten überein; nur zwei Aenderungen waren gemacht worden: für Saint-Vallier war Waddington, für Gresley Borel gewählt worden. Die Einsetzung dieses Cabinets war ein harter Schlag für die monarchischen Parteien und besonders für die Klerikalen, zumal als sie die Entdeckung machten, daß von den Ministern fünf Protestanten waren. Es waren dies Waddington, Say, Borel, Pothuan, Freycinet. In einem Lande, das 35 Mill. Katholiken und nur 1 Mill. Protestanten zählt, fünf protestantische Minister! Dies war unerhört und stimmte schlecht zu den Planen der jesuitischen Partei, welche Frankreich zu einem Bollwerk des Vaticanismus machen und die französische Armee gegen das Königreich Italien und, wenn es sein mußte, gegen das

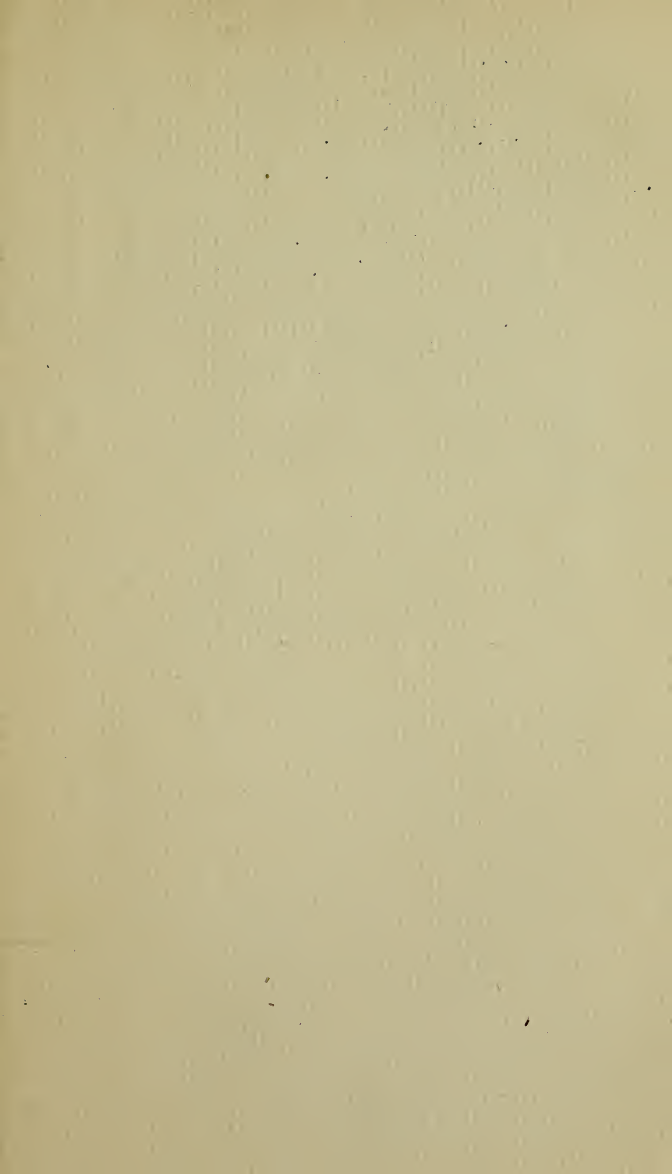
Deutsche Reich Sturm laufen lassen wollte. Die „Défense“, das Organ des Bischofs Dupanloup, war denn auch außer sich über einen solchen Skandal. Was half es dem Bischof, daß er der einflußreichste Rathgeber im Cabinet der Frau Marschallin war, wenn der Marschall in sein Cabinet fünf Ketzer aufnahm!

In der Botschaft, welche in beiden Kammern am 14. December verlesen wurde, suchte der Marschall für den persönlichen Act des 16. Mai um Indemnität nach und überließ die Verantwortlichkeit für die einzelnen ungesetzlichen Vorgänge den Urhebern desselben. Die wichtigsten Stellen der Botschaft lauteten: „Die Wahlen vom 15. October haben aufs neue das Vertrauen des Landes in die republikanischen Einrichtungen bekräftigt. Um den parlamentarischen Regeln nachzukommen, habe ich ein Cabinet gebildet, welches aus beiden Kammern gewählt ist und aus Männern besteht, die entschlossen sind, durch eine aufrichtige Handhabung der constitutionellen Gesetze jene Einrichtungen zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Das Interesse des Landes gebietet die Beilegung der Krisis, durch welche es hindurchgegangen ist, und fordert ebenso entschieden, daß dieselbe sich nicht erneuere. Die Anwendung des Auflösungsrechtes ist in Wirklichkeit nichts weiter, als die Berufung an einen Richter, gegen dessen Entscheidung es keine Appellation gibt, und kann nicht zum Regierungssystem erhoben werden. Ich glaubte, dieses Recht ausüben zu sollen, und setze mich nun in Uebereinstimmung mit der Antwort des Landes. Die Unabhängigkeit der Minister ist die Bedingung ihrer Verantwortlichkeit. Das Ende der Krisis wird der Ausgangspunkt für eine neue Aera des Wohlstandes sein.“ Der Botschaft folgten Decrete der Regierung, welche begangenes Unrecht wieder gut machen sollten. Nach einer Verfügung der Minister der Justiz und des Innern sollten die noch

schwebenden Preßprocesse nicht weiter geführt, die rechtskräftig gewordenen Gefängnißstrafen nicht vollstreckt, die zuerkannten Geldstrafen nicht einkassirt werden. Ein Amnestiegesetz, das sich auf alle Verbrechen und Vergehen, welche seit dem 16. Mai bis zum 14. December durch Rede oder Schrift oder auf andere Art begangen worden waren, erstreckte, wurde von Dufaure am 18. in der Kammer eingebracht. Der im Mai vollzogene Präfectenschub des Ministers Fourtou wurde am 18. December vom Minister Marcère gründlich rückgängig gemacht. Von den 87 Präfecten des Landes blieben nur 4 auf ihrem Platze, 1 wurde versetzt, 82 wurden abgesetzt. Unter den neuernannten 82 Präfecten befand sich kein einziger Legitimist oder Bonapartist, dagegen neben vielen Republikanern manche Orléanisten und einige, die für Klerikale galten. Damit wollte das Cabinet Dufaure gegen die Gruppe der Constitutionellen und Orléanisten im Senat, die eine zweite Kammerauflösung verhindert hatten, sich dankbar erweisen. Zum Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern wurde Lepère, ein Mitglied der Gambetta-Partei, ernannt. Daß Waddington den Marquis von Gontaut-Biron, der als Botschafter zu Berlin mit den dortigen reactionären Kreisen gegen den Reichskanzler agitirte, sofort abberief und durch Saint-Vallier, welcher vermöge seines Verhaltens während der Occupation in Berlin in gutem Andenken stand, ersetzte, erweckte zu der neuen Leitung der auswärtigen Verhältnisse Vertrauen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß der neuen Regierung der von den Republikanern so sorgsam gehütete Staatsschatz sich in seiner ganzen Fülle öffnete. Schon am 15. December wurden die vier directen Steuern von der Kammer einstimmig votirt und zugleich die Regierung ermächtigt, sämmtliche Steuern nach den Bestimmungen des letzten Budgets bis zum Ende des Februar zu erheben.

Der Umschwung war ein vollständiger. Zwischen se soumettre und se démettre gestellt, wählte der Marschall das erstere, obgleich er es mehrmals für eine Unmöglichkeit erklärt hatte. Seine Capitulation am 14. December war eine bedingungslose, wie die Osman-Pascha's in Plewna am 10. December. Aber dieser hat zum Nutzen seines Landes einen schwierigen Posten etwa fünf Monate lang vertheidigt, seine Armee zwar verloren, an Ehre und Ruhm aber gewonnen; welchen Nutzen aber hat die Präsidentschaft Mac-Mahon's vom 16. Mai bis zum 14. December Frankreich gebracht? Verloren hat er sehr viel, gewonnen aber nichts.

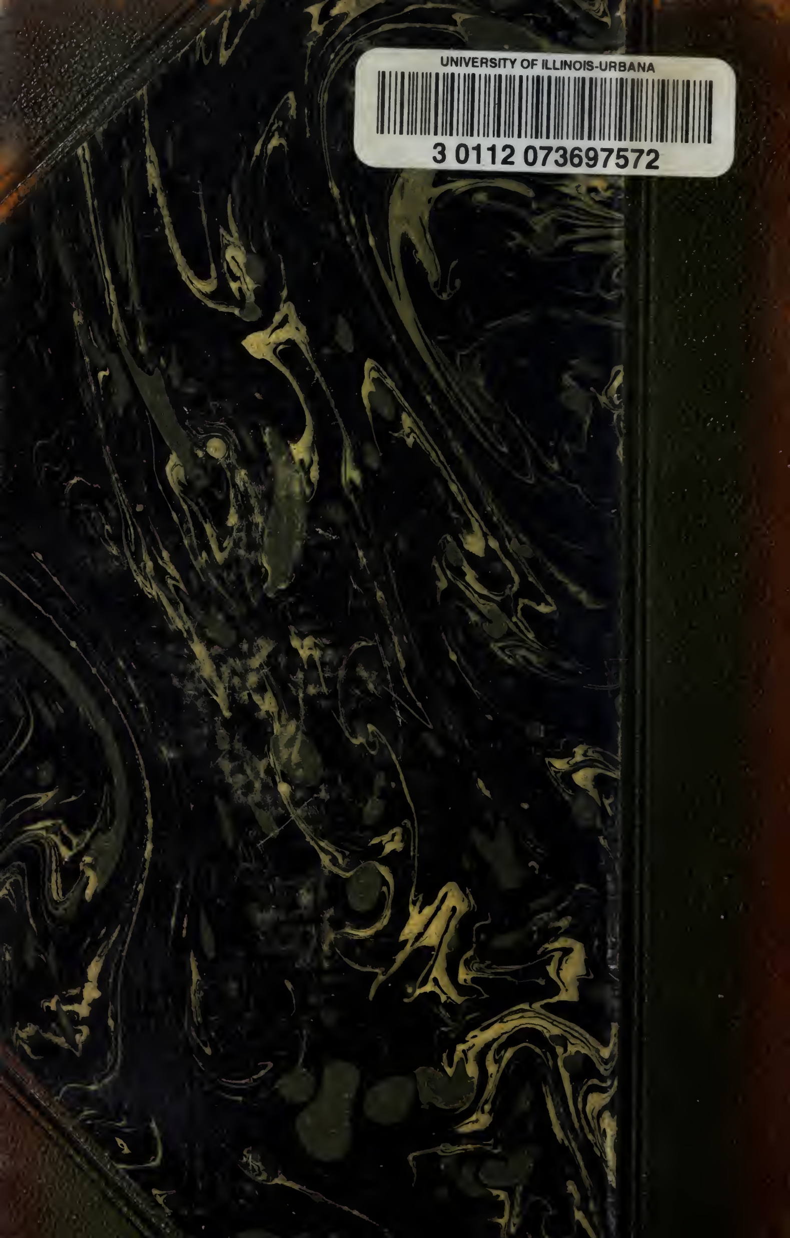
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






CoLibrì




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073697572